

CATHERINE  
BANNER



Das Lied von  
MALONIA  
ROMAN

PENHALIGON

*»Trauert um Malonia, weint um  
seine Städte; denn wie ein dunkler  
Schatten senkt sich eine Zeit der  
Unruhen und der Kämpfe auf  
unser Land herab.*

*Aber wenngleich viele ihr Leben  
lassen, wird der Prinz nicht sterben.  
Der Prinz muss wählen zwischen seiner  
Pflicht und seinem Herzen, zwischen  
Liebe und Verantwortung.  
Welchem Ruf wird er folgen?«*

**D**ies prophezeite mein Großonkel, der  
Erleuchtete Aldebaran, im Angesicht  
der Tyrannei.

Und tatsächlich offenbart ein magisches  
Buch, dass es nicht allein Zauberei ist, die  
Prinz Ryan in seiner Verbannung hält –  
sondern auch die unsterbliche Liebe zu  
einer wunderschönen Frau ...

Ich heiße Leo North, und dies ist mein Buch.

Catherine Banner

*Das Lied von Malonia*



Catherine Banner

# *Das Lied von Malonia*

Roman

Deutsch von Patricia Woitynek

PENHALIGON

Die Originalausgabe erschien 2008  
unter dem Titel »The Eyes of a King, Book 1«  
bei Doubleday, New York.

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-O100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier  
*EOS*  
liefert Salzer, St. Polten.

1. Auflage

© der Originalausgabe 2008 by Catherine Banner

© der deutschsprachigen Ausgabe 2008 by

Penhaligon Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-3000-6

[www.penhaligon.de](http://www.penhaligon.de)



***D**ies sind die letzten Worte, die ich schreiben werde. »Erzähl mir alles von Anfang an«, sagtest du. »Erkläre mir, warum du es getan hast.« Das habe ich. Es gibt nun nichts mehr hinzuzufügen.*

*Der Staub weht über den Steinboden des stillen Balkons. Ein kühler Wind – der erste Wind des Herbstes – stiehlt sich zwischen die Buchseiten und zieht die Sterne hinter sich her in den dunkler werdenden Himmel. Lachen steigt von den tief unter mir gelegenen Räumen auf; noch weiter darunter erwachen die Lichter der Stadt in der hereinbrechenden Dunkelheit zum Leben. Als du vor einer halben Stunde hier warst, hast du eine Lampe für mich angezündet. Die Brise bringt sie nun zum Flackern und blättert die Seiten zurück zum Anfang. Dieses Buch erzählt die vergangenen fünf Jahre meines Lebens; ich weiß nicht, ob ich es nun einfach schließen kann.*

*Ich habe nicht die Kraft, hinunterzugehen in den Lärm und das Licht der Party. Also blättere ich stattdessen die Seiten des Buches um und lese die Worte, die ich geschrieben habe. Teile dieser Geschichte verfolgen mich noch immer in meinen Träumen; sie wiederholen sich in all meinen wachen Gedanken und weigern sich loszulassen.*

*sen. Aber ich habe nicht begonnen, indem ich über diese Dinge schrieb.*

*Ich begann mit dem Schnee und dem Buch.*

**D**er Schneefall setzte ein, während ich nach Hause ging. Es war kalt und bereits dunkel, obwohl es noch nicht mal fünf Uhr war. Mein Atem formte weiße Wölkchen in der Finsternis, und alles war still. Sogar das Stampfen und Poltern der Armeepferde klang gedämpft. Die Schneeflocken waren so kalt, dass sie fast brannten, wenn sie mein Gesicht berührten; sie ließen sich auf meiner Kleidung nieder und blieben dort haften. Ich versuchte, sie wegzuwischen, und zog mir den Mantelkragen enger um den Hals.

Ich war an Schnee gewöhnt – das waren wir alle –, aber nicht Ende Mai! Aller Voraussicht nach würde es noch mindestens eine Woche lang kalt bleiben. Dabei hatten wir bereits im Winter mehr als genug Schnee gehabt.

Auf gewisse Weise war es schön, schätze ich. Die Wolken hatten sich wie ein Deckel über die schmalen Rechtecke des Himmels gelegt, und die Gaslampen brannten bereits. Der Schnee türmte sich gelb leuchtend auf ihrem Glas. Ich blieb abrupt stehen, und ohne das feuchte Knirschen meiner Schritte war es jetzt beinahe vollkommen ruhig. Ruhig, nicht still. Ich konnte das fedrige Fallen der Schneeflocken in der unbewegten Luft hören.

Ich sah zum Himmel hoch. Die Flocken trieben träge auf mein Gesicht zu und gaben mir das Gefühl, ich würde wachsen. Es wurde dunkler. Es wurde kälter.

Ich dachte daran, nach Hause zu gehen, aber ich tat es nicht.

Obwohl ich zu zittern begann, starrte ich weiter zum Himmel empor. Es wurde immer finsterer. Vielleicht hätte ich die ganze Nacht dort gestanden. Ich war wie unter einem Zauber, und ich wollte sowieso noch nicht heimgehen. Der unaufhörliche, wilde Strudel der Schneeflocken machte mich schwindlig, und mein Hals tat vom Hochsehen weh. Noch immer fielen die Schneeflocken. Ich war hypnotisiert.

Plötzlich fühlte ich jemanden in meiner Nähe, und der Bann war gebrochen. Ich befand mich wieder auf der Straße.

Als ich mich umschaute, war da jedoch niemand. Nur eine unsichtbare Präsenz, so als würde sich jemand in der Dunkelheit verstecken. Plötzlich war mir übel. Möglicherweise gab es hier Geister, unsichtbare Schemen, die sich näherten. Ich drehte mich weg.

Noch bevor ich drei Schritte gegangen war, stieß mein Fuß gegen etwas Schweres, und ich stolperte. Da war ein schwarzer Umriss im Schnee, übersprenkelt von den Flocken, die meine Füße hochgewirbelt hatten. Zuerst hielt ich es für ein totes Tier – möglicherweise eine Ratte, die dort erfroren war.

Ich beugte mich weiter hinab. Jetzt erkannte ich, dass es sich gar nicht um ein Tier handelte, sondern um ein Buch. Nur ein Buch. Ich streckte vorsichtig die Hände danach aus. Noch immer konnte ich eine seltsame Anwesenheit spüren – die Gedanken von jemandem, die wie Nebelschwaden in der Luft hingen.

Indem ich die Finger ein klein wenig anspannte und mich konzentrierte, versuchte ich, den Buchdeckel durch Willenskraft zu öffnen. Er rührte sich nicht. Das war ein Trick, den ich seit Jahren beherrschte, und normalerweise funktionierte er. Obwohl es eigentlich nur ein ganz billiger

Trick war, mehr nicht. Er klappte auch bei der Bibel nicht.

Ich war dem Buch gegenüber argwöhnisch und wusste nicht, ob es ungefährlich war, es zu öffnen. Vielleicht wäre es besser gewesen, es dort liegen zu lassen. Ich wollte mich umdrehen und weggehen. Aber ich konnte nicht. Ich würde es aufheben – ich wusste, dass ich es tun würde. Es war unvermeidbar. Also hatte es keinen Sinn, es mir selbst ausreden zu wollen.

Noch bevor ich mich bewusst dazu entschlossen hatte, wanderten meine Finger zu dem dunklen Ledereinband. Ich beobachtete für einen Augenblick, wie sie darüber schwebten, so als gehörten sie jemand anderem. Ich versuchte, die Hand wegzuziehen, doch ich konnte es nicht. Für eine Sekunde hatte ich Angst. Da schlossen sich meine Finger um das Buch, und im selben Moment verschwand die geisterhafte Präsenz. Ich hob das Buch auf und öffnete es.

Die Seiten waren steif und von einem sonnengebleichten Gelb, so als wären sie aus Knochenspänen. Die erste war leer. Ich blätterte zur zweiten weiter. Nichts. Auch die nächste und die übernächste waren unbeschrieben. Ungeduldig bog ich den Einband zurück, bis der trockene Klebstoff am Buchrücken zu brechen anfing, und fächerete die Seiten auf. Sie waren alle leer.

Das Wetter hatte sich plötzlich verändert. Der Wind heulte jetzt durch die engen Straßen, und seine Tonlage wurde immer höher. Die Schneeflocken prasselten mir wie zerstoßenes Glas ins Gesicht. Der Kiefer schmerzte mir vor Kälte, und meine Finger auf dem Einband waren rau und nass vom schmelzenden Schnee. Ich stopfte das Buch in die Manteltasche und machte mich auf den Heimweg.

Später, als ich meinen Fund im Licht der Öllampe im Schlafzimmer betrachtete, überlegte ich, ob es nicht besser gewesen wäre, ihn einfach liegen zu lassen. Es war etwas Fremdartiges daran, das mir nicht geheuer war. Ich war mir sicher gewesen, dass da irgendjemand mit mir auf der Straße gewesen war, und ich konnte nicht anders, als das Buch mit dieser Präsenz zu verbinden. Vielleicht war es absurd, das zu denken. Schließlich war es nur ein leeres Buch.

Ich ging von der Lampe zum Fenster und drückte die Seite meines Gesichts dagegen, um einen Schatten zu erzeugen, durch den ich hinaussehen konnte. Der Wind hatte ein Loch in die Schneewolken gerissen, durch das ein paar Sterne funkelten. Es gefiel mir, sie zu betrachten. Einer von ihnen hieß Leo, aber ich wusste nicht, welcher. Ich hatte nie gewusst, welcher. Auf den Straßen gefror der Schnee zu Eis. Er fing jeden noch so schwachen Schimmer von den Gaslampen ein und warf ihn eisblau zurück. Morgen würde es kalt sein – sehr, sehr kalt.

Ein Geräusch ließ mich herumfahren. »Leo!«, sagte meine Großmutter scharf. Ich beförderte das Buch mit einem Stoß quer über den Boden in die Dunkelheit unter meinem Bett und setzte mich zurück auf die Fensterbank. »Leo!«, sagte meine Großmutter noch einmal und trat dann ins Zimmer. Sie sah kurz zu Stirling, der in seinem Bett in der gegenüberliegenden Ecke schlief. Dann wandte sie sich zu mir um. »Leo, musst du das Licht anhaben?« Ihre Brauen senkten sich und warfen einen Schatten über ihre Augen, sodass sie wie die eines Totenschädels aussahen. »Mach es aus!«, befahl sie. »Du verschwendest Öl. Was tust du da eigentlich?«

»Ich wollte gerade schlafen gehen.«

»Gut. Es ist schon spät.« Sie sah mich einen Moment lang prüfend an.

Sie wirkte so alt in der Dunkelheit, obwohl sie erst fünf- undsechzig war. Das straff zurückgekämmte graue Haar schimmerte, und die losen Strähnen über ihren Ohren fingen das Licht der Lampe ein. Sie hatte tiefe Falten um die Augen und den Mund, und ihr Gesicht war angespannt. Es war immer angespannt, wenn sie mit mir sprach.

»Musstest du wieder nachsitzen?«, fragte sie. »Leo, ich verliere langsam den Überblick, wie oft du in diesem Monat schon bestraft wurdest.«

Ich gab keine Antwort. Sie sah mich lange schweigend an. »Was ist?«, fragte ich schließlich.

Ich hatte erwartet, dass sie weiter an mir herumrörgeln würde. Aber stattdessen schaute sie weg und sagte: »Du wirst Harald immer ähnlicher. Seine Augen waren auch grau, als er so alt war wie du. Daran habe ich gerade gedacht.«

»Großmutter?«, wagte ich mich vor und stand auf.

Sie wandte sich mir wieder zu. »Was denn?«

Ich überlegte es mir anders. »Nichts ...«

»Gute Nacht, Leo«, sagte sie traurig. »Gott schütze dich.«

Sie sah aus, als wollte sie nach oben fassen und ihre Hand auf meine Schulter legen, entschied sich dann aber dagegen. Sie ging hinaus und schloss die Tür hinter sich. Ich hörte die Tür ihres eigenen Zimmers klappernd ins Schloss fallen. Sie musste repariert werden. Die Schrauben waren rostig, und eins der Scharniere hatte sich gelöst. Das Türblatt würde bald einfach aus dem Rahmen fallen. Ich hätte es repariert, aber es war schwer, Scharniere zu bekommen, wenn in den Fabriken lediglich Kugeln hergestellt wurden.

Ich wartete einen Moment, bevor ich mich hinkniete und unter dem Bett nach dem Buch tastete. Ich berührte eine Ecke und bekam es zu fassen. Aber es war ein ganz anderes Buch, das ich hervorzog. Größer – und älter. So leise ich konnte, blies ich den Staub vom Einband. Er kitzelte mich in der Nase. Das hier musste wirklich schon sehr lange Zeit dort gelegen haben.

Plötzlich erinnerte ich mich wieder, was es war. Es war schon Jahre her, seit ich es dort versteckt hatte. Meine Großmutter wäre durchgedreht, wenn sie gewusst hätte, dass ich noch immer ein Exemplar hatte.

*Die Goldene Regentschaft* von Harald North. Ein gebundenes Buch mit Ledereinband. Ein Bestseller. Hunderttausende von Menschen hatten es gelesen, bevor es verboten worden war. Sie hatten die komplette zweite Auflage verbrannt. Mein Vater war damals schon weit weg gewesen. Es war seltsam, dass meine Großmutter ihn eben erst erwähnt hatte, und jetzt hielt ich plötzlich sein vergessenes Werk in der Hand.

Ich ließ die Finger über den Einband gleiten. Er war der Beste gewesen, mein Vater. Der beste Schriftsteller seiner Zeit. Doch sieben Jahre waren mittlerweile vergangen, und ich erinnerte mich kaum noch an sein Gesicht. Ich war damals acht gewesen, so alt wie Stirling heute. Vielleicht hätte mein Vater mich inzwischen auch nicht mehr erkannt.

Nur widerwillig löste sich der Buchdeckel vom Titelblatt. Unterhalb des gedruckten Titels stach in vergilbten Buchstaben noch immer die Unterschrift meines Vaters hervor. Ich erinnere mich, dass ich ihn darum gebeten hatte, es für mich zu signieren. Ich hatte gesagt, dass ich ein Schriftsteller werden wollte, so wie er.

Ich schlug den Deckel zu und schob das Buch zurück

unters Bett, bevor ich mich zur Lampe umdrehte, um sie auszublasen. Aber das war nicht nötig. Das Öl war zu Ende. Die Lampe flackerte einmal ... Dann noch einmal ... und ging aus.

Als ich erwachte, dämmerte kalt und weiß der Morgen. Weiß, nicht grau, wegen des seltsamen Lichtschimmers des Schnees. Das war es, was ich sah, als ich die Augen öffnete – den Schnee auf der Straße, der wie in einem Eiskanal zu puren, weißen Wellen erstarrt war, und den Schnee, der über den schmutzigen Häusern schwer in der Luft hing.

Da erinnerte ich mich, dass ich die Straße von meinem Bett aus gar nicht sehen konnte. Jeden Morgen sah ich beim Aufwachen nur den Himmel, aber jetzt blickte ich auf die Straße hinunter.

Ich saß auf der Fensterbank. Mein Kopf war fest gegen das frierende Fenster gedrückt, und es tat weh, ihn wegzuziehen. Warum war ich hier? Ich erinnerte mich nur daran, in der letzten Nacht ins Bett gegangen zu sein, nachdem die Öllampe erloschen war. Ich stand auf.

Das Buch lag neben der eiskalten Lampe auf der Fensterbank. Das Buch, das ich im Schnee gefunden hatte. Es war seltsam, denn ich war mir sicher, dass es unter meinem Bett hätte liegen müssen, wo ich es am Vorabend achtlos hingeschoben hatte. Ich hob es auf und blätterte benommen und blinzelnd darin herum. Es war noch früh, und ich war müde. Es konnte nicht viel später als sechs Uhr gewesen sein. Da zuckte ich zusammen. In das Buch war hineingeschrieben worden!

Ich knallte es zu. Es war noch am Abend zuvor leer gewesen – ich hatte jede einzelne Seite überprüft. Ich öffnete es wieder. Ja, jemand hatte tatsächlich etwas hi-

neingeschrieben. In einer engen, schwarzen Handschrift, die ich nicht kannte. Also war das Buch ganz bestimmt mehr, als es zu sein schien. Es konnte nur etwas Böses sein. Ich legte es schnell auf das Fensterbrett zurück, weil ich nicht den Mut hatte, es noch länger in der Hand zu halten, und starrte es lange an.

Mir war bereits klar, dass ich es lesen würde. Ich wollte wissen, was drinstand. Vielleicht war es dumm von mir, mich zu fürchten – ein Buch konnte mir nichts anhaben. Ich versuchte noch einmal, es mit bloßer Willenskraft zu öffnen, konzentrierte meine Gedanken so fest darauf, wie ich konnte. Mir schmerzte der Kopf von der Anstrengung, aber es funktionierte nicht. Das Buch blieb geschlossen. Ich überlegte für einen Moment hin und her, dann griff ich danach und schlug es auf.

Da waren immer noch mehrere unbeschriebene Seiten. Also blätterte ich zum Anfang des Eintrags zurück und begann zu lesen.

Das erste Sonnenlicht schimmerte durch die Vorhänge des Krankenzimmers und vertrieb die trostlose, graue Morgendämmerung. Der junge Mann öffnete leise die Vorhänge und sah zum Fenster hinaus. Er beobachtete, wie das Licht die Eisenbahnschienen erreichte und sich über den Dächern der rechteckigen Häuser ausbreitete. Es verwandelte das struppige Unkraut auf den Abstellgleisen in heitere, violette Blumen, die reglos in der Stille des Morgens standen. Tränen liefen ihm übers Gesicht, doch er blieb am Fenster stehen, bis sie getrocknet waren. Er dachte an die Menschen, die gerade in den Häusern erwachten und an die im Zug, die dies für einen ganz normalen Morgen hielten – während für ihn selbst die Sonne so anders aufgegangen war.

Die junge Frau hinter ihm rief seinen Namen. Er drehte sich um und ging zu ihr und dem Kind in ihren Armen. Er legte die eine Hand auf den Kopf des Babys – es wachte nicht auf –, mit der anderen umfasste er die Finger der Frau. Sein Blick verharrte für einen Moment auf ihr, obwohl sie es nicht sehen konnte. Ihre blonden Locken fielen über das Gesicht des Kindes, während sie durch das Fenster und über die verlassenen Gleise hinweg zu einem kaputten Zaun schaute, auf dem zwitschernd und singend Vögel herumhüpften. Man konnte sie allerdings durch die Fensterscheibe nicht hören. Sonnenlicht breitete sich im Zimmer aus und tauchte alles in Gold.

Es verging eine lange Zeit, bevor die Stille unterbrochen wurde, als eine Frau mittleren Alters ins Zimmer eilte. Sie betrachtete das schlafende Baby. Tränen rannen ihr über die Wangen, während sie lachte. Auch die jüngere Frau lachte und umarmte ihre Mutter. Die Großmutter des Babys löste etwas von ihrem Hals. Es handelte sich um eine goldene Kette, mit einem schweren Anhänger – ein juwelenbesetzter Vogel, der nun die Sonne einfing und Tupfen von Licht in dem kleinen, weißen Raum versprühte. Das Baby öffnete plötzlich die Augen, doch das musste ein Zufall sein.

»Das ist deine Halskette, Mama«, sagte die junge Frau.

»Ich will sie ihr jetzt geben. Ich werde sie meiner Enkelin schenken.« Sie reichte sie dem Vater des Kindes. »Bewahr sie auf, bis deine Tochter älter ist. Ein Edelstein fehlt, aber das war schon immer so.«

»Das ist nicht wichtig«, sagte die junge Frau. »Aber lass sie sie jetzt tragen, Mama. Nur für eine Minute.«

Ihr Mann legte die Kette um den Hals des Babys und rückte sie zurecht. Das Schmuckstück reichte dem Kind

fast bis zur Taille, so klein war es. Schweigend betrachteten sie das Neugeborene.

»Ich kann bereits jetzt erkennen, dass sie einmal sehr hübsch sein wird«, bemerkte die Großmutter.

»Ich wünschte, ich könnte leben, um sie aufwachsen zu sehen«, sagte der Mann und küsste das Gesicht seiner Tochter. Eine Träne fiel aus seinem Auge auf ihre Wange, und da begann auch sie zu weinen ...

Weit entfernt in einem hoch gelegenen Raum schlief in diesem Moment ein anderes Baby. Seine Mutter beugte sich vor, um die Samtvorhänge ihres Bettes aufzuziehen und ihren Sohn zu betrachten. Ihr Mann hielt ihn in den Armen, während der Priester einen Segen über das Kind sprach.

»Beschütz diesen Prinzen und lass ihn zu einem klugen Mann heranwachsen«, sagte er gerade und machte dabei das Zeichen des Kreuzes.

Doch der König hörte nicht zu. Sein Blick ruhte auf seiner Frau. Das frühmorgendliche Sonnenlicht verlieh ihrem Gesicht einen scharlachroten Schimmer, der sie zusammen mit ihrer Erschöpfung noch jünger aussehen ließ, als sie war. Der König versuchte, ihr Gesicht und das seines Kindes mit Blicken nachzuzeichnen, hörte jedoch auf, weil es ihm die Tränen in die Augen trieb. Er war noch nicht ganz achtzehn, sie sogar noch jünger, und jetzt – mit diesem Säugling auf den Armen – fühlte er sich wie ein unreifer Junge,.

Nicht lange nachdem der Priester gegangen war, wachte das Baby auf. Behutsam legte der König seinen Sohn zurück in die Arme der Königin und kniete sich neben sie. Gemeinsam betrachteten sie schweigend das Kind. Schon jetzt waren seine Augen auffällig – groß und

dunkel und erfüllt von einer Stärke, die ungewöhnlich war für so ein kleines Kind. Die Augen eines Königs, würden die Leute später sagen. Eine seltsame Stille erfüllte den Raum. Das Baby weinte noch nicht einmal.

»Wie wird die Zukunft dieses Jungen sein?«, überlegte der König laut und dachte dabei an sein eigenes Leben.

»Ich habe dich und jetzt noch einen Sohn«, entgegnete die Königin und wischte sich die Tränen vom Gesicht. »Wenn wir für immer so sind wie jetzt – wenn wir für immer zusammenbleiben –, dann werde ich für den Rest meines Lebens nicht um mehr als das bitten.«

Fünf Jahre verstrichen, und sie waren stets zusammen. An diesem letzten Abend standen sie auf dem höchsten Balkon der Burg, als die Königin Schreie hörte, sich umdrehte und zur Stadt hinunterblickte. Der Prinz und sein Vater fochten hinter ihr gerade mit Holzschwertern. »Was ist los?«, fragte der König und sah zu seiner Frau.

»Ich kann es nicht erkennen.« Sie drehte sich wieder zu ihnen um. »Macht weiter mit eurem Schwertkampf.«

Lächelnd ließ der König sein Schwert sinken. »Ich glaube nicht, dass ich mich solchen Spielereien widmen sollte.« Doch er führte das Holzschwert, als wäre es eine echte Waffe, und die Königin lächelte insgeheim.

Der Prinz nutzte die Gelegenheit, um seinen Vater zu überrumpeln und ihm das Schwert aus der Hand zu schlagen. Alle drei lachten nun, und der König hob seinen Sohn hoch und schloss ihn in die Arme.

»Er würde einen guten Soldaten abgeben«, sagte die Königin.

»Sprich jetzt nicht davon«, erwiderte der König und streichelte über das Haar des Kindes. »Er ist noch ein kleiner Junge.«

Vögel ließen sich in den Bäumen des Dachgartens unter ihnen nieder. Blutrot ging gerade die Sonne unter. Das Königspaar und ihr Kind genossen den Ausblick, als wären sie eine ganz gewöhnliche Familie. Plötzlich schwand die Stille – ganz in der Nähe schrien Menschen.

Das Burgtor fiel mit einer lauten Explosion. Plötzlich kauerten König und Königin auf den Knien und sahen einander an.

»Beweg dich nicht«, befahl der Mann seinem Sohn.

Von unten hörten sie die Rufe der Rebellentruppen. Über den Rand des Balkons hinweg konnte der Junge erkennen, wie sie Ameisen gleich auf den Burghof schwärmten. Die drei Menschen auf dem Balkon klammerten sich aneinander. Der König zog ein Messer aus seinem Gürtel, und es funkelte rot im Licht der untergehenden Sonne. In einem tiefer gelegenen Raum ertönte plötzlich eine Salve von Gewehrschüssen.

»Sie haben Schusswaffen«, flüsterte der Mann seiner Frau ins Ohr. »Wie ist das möglich? Wer hat sie hergestellt?« Sie nahm seine Hand; das leise Klicken, mit dem sich ihre beiden Ringe berührten, war in der momentanen Stille deutlich zu vernehmen.

Schwere Schritte näherten sich von unten der Balkontür. Der König stand auf, und die Königin folgte seinem Beispiel. Ohne den Blick von der Tür zu nehmen, tastete der Prinz nach der Hand seiner Mutter, fand sie und hielt sie fest. Sie stellte sich zwischen ihn und die Tür. Die Schritte verstummten.

Plötzlich wurde die Tür aufgestoßen, der König stürmte nach vorne, und zwei Gewehrschüsse hallten von den Türmen und Dächern der Burg wider. Das Messer glitt dem König aus der Hand, fiel klirrend zu Boden. Im nächsten Moment schlugen der König und die Königin

hart auf dem Steinboden des Balkons auf. Niemand hatte den Angriff abwehren können. Er war zu überraschend erfolgt.

Es herrschte Stille. In der einen Minute hatten der Mann und die Frau noch gelebt, in der nächsten nicht mehr. Das Blut rann langsam über den Boden, und niemand bewegte sich.

Die Tränen des Prinzen steckten ihm in der Kehle fest. Er hob das Messer auf und warf es auf den Soldaten, der geschossen hatte. Es schnitt durch sein Auge und die Seite seines Gesichts und blieb dort für einen Moment stecken. Der Mann ließ die Pistole fallen, brach in die Knie und schlug die Hände vors Gesicht. Zähflüssig und dunkel quoll das Blut zwischen seinen Fingern hervor und tropfte auf die helleren Steine. Ein anderer Soldat hob seine Waffe.

»Nein!«, schrie der Verletzte, das Gesicht noch immer in den Händen vergraben. »Denk an die Prophezeiung! Du darfst den Prinzen nicht töten!«

Sie waren auf dem Heimweg. Das Mädchen – inzwischen fünf Jahre alt – und seine Großmutter. Das Radio lief, und die Frau sang ein paar Takte mit, bevor sie es lauter stellte. Das kleine Mädchen bewegte die Arme wie eine Tänzerin. Die Großmutter lachte. »Eines Tages wirst du auf einer Bühne tanzen.«

»Ich hoffe, das werde ich, wenn ich fleißig übe«, sagte das Mädchen so ernsthaft, dass seine Großmutter wieder lachen musste. Die Kette mit dem Vogelanhänger hing noch immer um den Hals der Kleinen, und die Farbe ihrer Augen war zu einem strahlenden Blau geworden – dasselbe Blau, das auch der Edelstein in der Mitte des Anhängers aufwies, so als wäre er für das Mädchen gemacht worden.

Der Verkehr floss zügig dahin. Auf der anderen Straßenseite standen die Autos dicht an dicht in einer langen Schlange hintereinander. Das Mädchen begann, im Abendlicht einzudösen, und sein Körper schaukelte bei jeder Kurve hin und her. Sandige Muscheln und Kieselsteine klapperten auf dem Armaturenbrett. Die Großmutter streckte den Arm aus und berührte die Wange ihrer schlafenden Enkelin.

Plötzlich übertönte lautes Gehupe die Musik. Ein Lastwagen kreuzte schwankend die Straße. Das Mädchen wachte verwirrt auf und fing an, in dem ausscherenden Auto zu schreien. Das Letzte, was es vor der Dunkelheit sah, war seine Großmutter, die sich abmühte, das Lenkrad erst in die eine Richtung, dann in die andere zu drehen, während neben dem Auto die Lastwagen aufragten und irgendwo in der Nähe Reifen kreischten.

»Es ist alles in Ordnung«, stieß die Großmutter verzweifelt hervor.

Das Mädchen verstand nicht, warum sie das sagte. Einen Augenblick später überschlug sich der Wagen, und alles wurde dunkel.

Das Mädchen weinte während dieser ganzen Nacht in den Armen seiner Mutter. Sie befanden sich in einem kalten, weißen Krankenhaus, vor dessen Pforte die Dunkelheit lauerte. Sie hätten nach Hause gehen können, doch keiner von beiden dachte daran. Das kleine Mädchen war schon viele Male hier gewesen. Dies war der Ort, an dem es geboren worden war; ein Jahr später hatte man es drei Wochen lang jeden Tag hierhergetragen, während sein Vater im Sterben lag. Es war schon viele Male hier gewesen, aber dies war das eine Mal, an das sie sich erinnern würde.

Auch der Junge weinte. Er war plötzlich allein in einem merkwürdigen Land, begleitet nur von einem Fremden, der ihn nicht trösten konnte. Er sah zum Abendstern hoch – dem Stern, der immer als erster vor seinem Fenster auf der Burg erstrahlte, aber selbst der Stern war hier verkehrt und anders. Er wirkte blass und ausgewaschen an diesem düsteren, orangegrauen Nachthimmel.

»Komm vom Fenster weg«, sagte der Fremde und legte dem Jungen eine Decke um die Schultern. »Versuch, dich ein wenig auszuruhen.« Aber der Junge rührte sich nicht. Weder in dieser Nacht, noch in der nächsten, und auch nicht in der übernächsten.

Das Mädchen lag auf seinem Bett und betrachtete dieselben Sterne. Sie sah sie abends auftauchen und morgens verblassen. Sie hörte die Uhren in der Stadt schlagen und zählte jede Stunde, die verstrich. Aber es gab nichts, was einer von ihnen beiden hätte tun können, um die Zeit zurückzudrehen.

Hier brach der Eintrag ab. Mit dem aufgeschlagenen Buch auf den Knien blieb ich still sitzen. Das Seltsame war, dass ich diese Geschichte schon mal gelesen hatte, da war ich mir ganz sicher. Und sie war nicht erfunden! Ich war überzeugt, dass sie real war – dass alles wirklich geschehen war.

Es könnte sein, überlegte ich, dass der kleine Junge dieser Prinz ist, der im selben Jahr wie ich geboren worden war und den man angeblich in dieses legendäre Land verbannt hatte. Prinz Cassius. Wie hieß dieses Land noch mal? Engelland oder irgendwie so ähnlich. Aber es existierte nicht wirklich. Luciens Truppen hatten in jener Nacht jeden auf der Burg getötet – sie töteten den König,

die Königin und den Prinzen. Die königliche Beraterin Talitha war dafür verantwortlich gewesen – sie hatte große Macht, und es wäre für sie ein Leichtes gewesen, einen fünfjährigen Jungen umzubringen. Dies war also bloß eine Geschichte.

Aber was war mit dem Mädchen? Ein paar der Ausdrücke in dem Teil über sie verstand ich nicht. Was war ein Auto oder ein Armaturenbrett oder ein Radio? Die Worte klangen fremdländisch. Vielleicht war sie in einem anderen Land. Vielleicht ebenfalls in Engelland. Dann war sie ebenfalls erfunden.

»Leo! Stirling!«, rief meine Großmutter. »Steht rasch auf. Es wird bei dem Schnee länger dauern, zur Schule zu laufen.« Stirling wälzte sich brummelnd zur Seite. Ich verstaute das Buch in meiner Manteltasche. Noch wusste ich nicht, was für Kräfte in ihm steckten, und wollte es daher bei mir behalten.

Als ich nach unten ging, um Wasser zu holen, fiel mir der Name des erfundenen Landes wieder ein. Dieses sagenumwobene Land in einer anderen Welt, über das uns Großmutter früher immer Märchengeschichten erzählt hatte. Es hieß gar nicht Engelland.

Sein Name war England.

Auf dem Weg zur Schule dachte ich immer noch über das Buch nach. Woher war die Schrift gekommen? Vielleicht hätte ich es nicht aufheben sollen. Die Geschichte hatte nichts mit mir zu tun, aber jetzt war ich möglicherweise in sie verwickelt. Und sie fesselte mich! Ich konnte nicht aufhören, mich zu fragen, ob der Junge der Prinz war, und falls ja, ob er noch immer lebte. Wenn er noch am Leben war, könnte sich die Prophezeiung erfüllen. Aber ...

»Leo?« Ich tauchte wieder aus meinen Gedanken auf. Ich war überrascht zu sehen, dass die Straße, die Häuser und der Schnee noch immer da waren. Ich wandte mich zu Stirling um, der neben mir hertrabte. Ich war, vertieft in meine Gedanken, ziemlich schnell gelaufen – zu schnell für ihn.

»Was?«, fragte ich und verlangsamte mein Tempo.

»Worüber denkst du nach, Leo?«

Ich schüttelte den Kopf und musste über sein ernsthaftes Gesicht lächeln. »Nichts. Nur über eine Märchengeschichte.« Ich zuckte die Achseln. »Eine dieser alten über England, aber wahrscheinlich kannst du dich nicht mehr erinnern.«

»England? Doch, ich erinnere mich daran.«

»An was denn?«, wollte ich wissen.

»England war dieses Land, von dem Großmutter früher oft gesprochen hat. Forscher sind in eine andere Welt gegangen und haben es entdeckt.«

Ich war überrascht. Er konnte nicht älter als drei gewesen sein, als sie uns diese Geschichten erzählt hatte. »Und der Prinz ist auch dorthin gegangen«, fuhr Stirling fort. »Der Prinz wurde nach England geschickt.«

»Prinz Cassius, der irgendwann mal Cassius III. geworden wäre«, ergänzte ich. »An diese Geschichten erinnerst du dich auch?«

»Ja, natürlich. Bloß glaube ich nicht, dass es nur Geschichten waren.«

»Wie meinst du das?«

»Ich glaube, dass es das Land wirklich gibt.«

»Wirklich?«, fragte ich. Er nickte. »Wie kann es denn Wirklichkeit sein?«

»Eine Menge Leute glauben, dass es das ist«, behauptete er. »Ich bin nicht der Einzige.«

»Heutzutage bist du der Einzige, Stirling.«

»Nein, das bin ich nicht«, widersprach er. »Ich habe viel darüber nachgedacht, und ich bin mir sicher, dass es England wirklich gibt.«

Während wir weitergingen, beobachtete ich ihn aufmerksam, noch immer verblüfft darüber, dass er sich an diese Dinge erinnern konnte. »Warum?«, fragte ich dann. »Warum bist du dir da sicher?«

Er überlegte einen Moment. »Na ja, der Prinz wurde dorthin geschickt. Und der Prinz war echt.«

»Die meisten denken, dass der Prinz umgebracht wurde«, sagte ich.

»Ich nicht.«

Seine Gewissheit brachte mich erneut zum Lächeln. »Ist das alles?«

»Nein«, sagte er. »In dem Gedicht, das Großmutter's Bruder geschrieben hat, steht, dass er dort hingehen würde, nicht sterben.«

»Die Prophezeiung, die der große Aldebaran niedergeschrieben hat.« Aldebaran war unser Großonkel, aber das behielten wir für uns. Harald North als Vater zu haben, war schon schlimm genug. »Niemand glaubt heute noch an die alten Prophezeiungen.«

»Aber das sollte man«, fand Sterling. »Und sie ist nicht alt – erst sechzehn Jahre. Außerdem sagen sie meistens die Wahrheit.«

»Vielleicht. Was weißt du über Prophezeiungen?«

»Nicht viel. Aber die ganzen echten, von denen ich gehört habe, sind in Erfüllung gegangen. Falls die Erleuchteten, die sie verkünden, wirklich in die Zukunft sehen können, dann müssen sie wahr sein.«

»Na ja, aber vielleicht war das keine echte.«

»Es war eine echte«, beharrte er. »Und das bedeutet, dass es England wirklich gibt.«

»Also von mir aus«, sagte ich. »Es könnte sein, dass es England wirklich gibt.« Aber jetzt, da ich es laut aussprach, glaubte ich selbst nicht daran.

»Noch mal wegen dieser Prophezeiung ...«, setzte mein Bruder an.

»Was ist damit?«

»Ich wollte dir was sagen, aber ...« Wir näherten uns bereits den Schultoren, und wir reduzierten unsere Gespräche immer zu einem harmlosen Geplauder, sobald wir diesen Punkt der Straße erreichten. Es war eine stille Übereinkunft, dass mit diesem Punkt die Stelle gegenüber dem Zeitungsstand an der Ecke vom Paradiesweg gemeint war. »Später.«

An der Verkaufsbude war keine Warteschlange, deshalb kaufte ich eine Zeitung.

»Was ist die Schlagzeile?«, fragte Stirling.

»Patt-Situation.«

»Was bedeutet das?«

»Dass eine Situation unentschieden ist«, erklärte ich.

»Der Krieg also. Was steht da sonst noch?«

»Zu viel, um es dir jetzt zu erzählen.«

»Wirst du es mir vorlesen, wenn wir wieder zu Hause sind?«

»In Ordnung.« Ich faltete die Zeitung zusammen und steckte sie in die Tasche. »Du weißt, dass du lesen lernen musst. Du bist acht Jahre alt.«

»Ich kann lesen, zumindest fast. Abgesehen davon kann man auch klug werden, ohne zu lesen.«

»Ich weiß. Du denkst eine Menge nach.«

»Ja«, sagte er. »Meistens im Unterricht. Und in der Kirche. Glaubst du, dass das unrecht ist?«

»Nein«, sagte ich. »Aber Großmutter könnte es glauben.«

Unsere Großmutter nahm Stirling jeden Tag mit zum Gottesdienst. Seine Erstkommunion würde im Juli sein – am einundzwanzigsten Juli, das Datum stand bereits fest. Ich hatte nie Kommunion gefeiert, und da ich inzwischen fünfzehn war, hatte Großmutter aufgehört, es vorzuschlagen. Ich weigerte mich, an den Werktagen den Gottesdienst zu besuchen, und ging nur am Sonntag. Ich denke, es hatte ebenso viel damit zu tun, dass ich es hasste, wenn man mir sagte, was ich zu tun hatte, wie damit, dass ich nicht besonders religiös war.

»Ja.« Stirling lachte. »Großmutter könnte es glauben. Würde Gott es für unrecht halten?«

»Ich bezweifle, dass er es überhaupt bemerkt.«

»Doch, das tut er. Er bemerkt alles. Die Sperlinge und alles andere. Also fällt ihm bestimmt auch auf, wenn die Menschen in der Kirche manchmal nicht zuhören. Vor-  
ausgesetzt, es ist unrecht.«

»Schon gut, schon gut«, sagte ich. »Hör auf zu predigen. Und du weißt, dass ich es nicht mag, wenn man mir diese religiösen Fragen stellt.«

»Warum nicht? Ich will doch nur wissen, was du denkst.«

»Stirling, hör jetzt auf.«

»Entschuldigung.«

Er sagte das so demütig, dass ich mit sanfterer Stimme doch weitersprach. »Ich bin mir sicher, dass er es nicht für unrecht hält. Aber ich werde sowieso derjenige sein, der in der Hölle landet, denn ich höre in der Kirche *nie-*  
*mals* zu.« Er lachte. »Jetzt komm, wir sind spät dran.«

Hinter uns stolperten die letzten Jungen durch das Tor und über den Schneematsch, um sich auf dem Hof in Reih und Glied aufzustellen. Sergeant Markey, Stirlings Lehrer und der schlimmste an der Schule, musterte sie

mit seiner üblichen Miene, die man nicht anders als reglos beschreiben konnte. Sein Blick veränderte sich zu Abscheu, als er Stirling und mich sah. Er hasste uns und machte kein Geheimnis daraus.

Ich starrte zurück, dann bedachte ich Stirling mit diesem Blick, mit dem ich ihn jeden Morgen bedachte – ein Blick, der gelassenes Erdulden ausdrückte, so wie ein Verurteilter, der sich mit seiner Hinrichtung abgefunden hat –, anschließend drehten wir uns zum Portal um.

Der Blick verärgerte Sergeant Markey. »Himmelherrgott nochmal, macht jetzt, dass ihr reinkommt, Jungs!«, fauchte er. Er musste so ziemlich der einzige Mensch in Malonia sein, der keine Skrupel hatte, den Namen des Herrn zu missbrauchen. Ich sah, dass Stirling deswegen die Stirn runzelte.

Sergeant Markey bemerkte das Stirnrunzeln ebenfalls. Wir gingen hinein, aber wir beeilten uns dabei nicht. Ich schlurfte bewusst mit den Absätzen, um ihn zu ärgern. Sergeant Markey blickte uns finster an, aber da Stirling sich brav verhielt, konnte er nichts sagen.

Als wir nach der Schule heimgingen, war der Schnee zu Eis gefroren und heimtückisch glatt. In den Straßen war es dunkel und furchtbar kalt.

»Also, glaubst du, dass ich Recht haben könnte?«, fragte Stirling, als wir den Paradiesweg hinabschlitterten. »Meinst du, dass dieses Land namens England existieren könnte?«

»Es wäre möglich«, sagte ich. »Aber es gibt keine Möglichkeit, es zu beweisen.«

»Aber die Prophezeiung ...«

»Alles, was sie besagt, ist, dass der Prinz in die Verbannung geschickt würde. Wohin, wurde nie erwähnt.

Auch wenn jeder annimmt, dass es England war, wohin man Aldebaran geschickt hat, muss das nicht unbedingt stimmen.«

»Aber es war eine andere Welt.«

»Falls man ihn überhaupt verbannt hat. Falls er nicht umgebracht wurde. Weißt du, der Tod ist auch eine andere Welt. Manchmal kann man den Worten nicht trauen, die die Menschen benutzen.«

»Ich glaube nicht, dass sie ihn getötet hätten. Sie müssen von der Prophezeiung gewusst haben.«

Es stimmte, dass Aldebarans Prophezeiung früher gewürdigt worden war, und vielleicht hätten Luciens Männer deswegen tatsächlich davor zurückgeschreckt, den Jungen zu töten. Die Prophezeiung hatte ganz eindeutig besagt, dass niemand dem Prinzen Schaden zufügen dürfe. Sie hatte besagt, dass man ihn nicht umbringen, sondern in die Verbannung schicken würde.

Der Schnee ließ die gelben Ziegel der Häuser schmutzig aussehen. Ich überlegte, ob die Wolken, die sich über der Stadt zusammenballten, Schnee oder Regen bringen würden. Die größte von ihnen – direkt über der Kirche tief unter uns auf dem Platz – wirkte wie eine sich ausstreckende Hand. Sie hing so dicht über dem Kreuz auf dem Dach des Gebäudes, dass es aussah, als würde sie danach greifen. Aber die Bewegung wurde nur vom Wind verursacht.

»Also könnte es wirklich existieren«, sagte Stirling gerade.

»Was?« Er hatte weitergeredet, aber ich hatte nicht zugehört.

»England könnte wirklich existieren.«

»Ja«, sagte ich erschöpft. »Kannst du nicht endlich aufhören, davon zu reden? Ich hätte nie mit dem Thema

anfangen sollen – seit ich es erwähnt habe, sprichst du von nichts anderem. Und wir werden es sowieso nie herausfinden.«

»Nein«, gab er zu. »Aber die Prophezeiung ...«

»Was ist damit?«

»Wenn sie sich erfüllen würde, dann würden wir erfahren, ob es England wirklich gibt oder nicht. Weil dann nämlich der Prinz zurückkommen und ...«

»Stirling«, unterbrach ich ihn. »Die Prophezeiung – du wolltest mir etwas darüber sagen. Weißt du noch? Heute Morgen. Du hast gesagt, du würdest es mir später erzählen.«

»Ach ja ...« Er sah sich um. »In Ordnung.« Er senkte die Stimme zu einem Flüstern. Wir waren auf der stillen Straße stehen geblieben.

Eine Frau, die ein hustendes, gegen die Kälte eingemummtes Baby an ihre Brust drückte, tauchte hinter einer Ecke auf und hastete an uns vorbei. Stirling wartete, bis sie wieder verschwunden war, dann beugte er den Kopf dicht zu meinem. »Erinnerst du dich, als Großmutter Vaters Bücher verbrannt hat?«

»O ja«, sagte ich. »Ich erinnere mich.«

»Sprich nicht auf diese Weise!«

»Auf welche Weise?«

»Na, so wie eben. Es war nicht ihre Schuld.«

»Er hatte mich gebeten, sie für ihn aufzubewahren, solange er fort ist. Wegen ihr habe ich mein Versprechen gebrochen und ...«

»Zurück zu der Prophezeiung«, unterbrach mich Stirling. Wir hatten dieses Thema schon mehrere Male erörtert. »Als Großmutter sie verbrannte, habe ich eins davon an mich genommen.

Ich habe es immer noch – letzte Woche habe ich es

wiedergefunden. Und ich habe herausgefunden, was auf dem Einband steht.«

»Du hast den Titel gelesen?«, fragte ich. Er nickte. »Und, wie lautet er?«

»Er lautet: ›Eine Prophezeiung des Lords Aldebaran, aufgeschrieben im sechsten Jahr der Regentschaft von Cassius II.««

»Das ist genau das Buch«, sagte ich. »Das muss es sein.«

»Das dachte ich mir auch. Ich wollte dich bitten, es mir vorzulesen. Ich habe mindestens eine Stunde gebraucht, um den Titel zu entziffern, und du liest schnell, Leo.«

Ich starrte ihn an. »Das ist ein sehr seltenes Buch, und ich habe nicht einmal gewusst, dass du es hast.«

Er grinste.

Wir setzten unseren Marsch auf der glatten Straße vorsichtig fort. »Wenn Großmutter das herausfindet, bringt sie dich um«, bemerkte ich. »Du weißt, dass dieses Buch auf der Liste Streng Verbotener Schriften steht, oder? Du könntest nur dafür, dass du es hast, drei Monate bekommen.«

»Drei Monate? Drei Monate was?«

»Drei Monate Gefängnis! Es ist ein schweres Vergehen. Großmutter wird sehr wütend werden, wenn sie es jemals herausfindet.«

»Ja, ich weiß.« Er legte den Finger an die Lippen, machte ein zischendes Geräusch und schaute sich ängstlich um. »Verrat es ihr bitte nicht.«

»In Ordnung.« Ich hatte nie vorgehabt, es ihr zu sagen. Ich wollte Stirling nur warnen. »Und ich kann es dir vorlesen, wenn du möchtest.«

»Danke«, sagte er. »Danke, Leo.«

»Du solltest es trotzdem nicht haben.«

»Ich bin nicht der Einzige, der ein Buch versteckt«, erwiderte er grinsend.

»Was?«

»Du hast das eine behalten, das Vater für dich unterschrieben hat – *Die Goldene Regentschaft*.«

»Woher weißt du das?«

»Als ich noch ziemlich klein war, hast du es dir ständig angesehen. Immer wenn du dich unbeobachtet gefühlt hast. Du hast damals –«

»Ja. Schon gut«, schnitt ich ihm das Wort ab. »Das ist etwas anderes. *Die Goldene Regentschaft* ist nur verboten. Die Prophezeiung steht auf der Liste Streng Verbotener Schriften, und das ist eine ernste Sache. Abgesehen davon hat das Buch schon immer mir gehört. Ich habe es nicht gestohlen. Du hast deins ...«

Ich blieb abrupt stehen. Wir hatten eine Straßenkreuzung erreicht und wären um ein Haar mitten in eine Gruppe berittener Soldaten hineingelaufen. Wir stolpern zurück, während sie in raues Gelächter ausbrachen. Das uns am nächsten stehende Pferd schlitterte zur Seite, und der Reiter lenkte es mit den Zügeln in den Kreis zurück. Wir hetzten am nächsten Häuserblock vorbei. Der Schnee am Boden dämpfte jedes Geräusch, deshalb hatten wir sie nicht gehört.

Wir gingen schweigend und ohne uns anzusehen weiter.

»Meinst du, sie haben uns gehört?«, flüsterte Stirling, sobald er glaubte, dass wir außer Hörweite waren.

»Natürlich nicht«, beruhigte ich ihn. »Und wenn, ist es auch egal.« Ich hoffte, dass er mein Herz nicht genauso laut pochen hören konnte wie ich. Das Geräusch ärgerte mich. Ich hatte keine Angst vor den Soldaten. Es war nur

das plötzliche Aufeinandertreffen, das mich erschreckt hatte.

»Stirling, sieh mal her.« Ich deutete mit dem Finger auf eine tiefe Schneewehe und schickte einen Sprühregen orangefarbener Funken hinein. Noch so ein Trick. Der Schnee sprang nach oben und hinterließ dort, wo die Funken gelandet waren, dampfende Pockennarben in der Größe von Einschusslöchern. Es gab einen lauten Knall, dann hörte ich eines der Armeepferde wiehern, vielleicht vor Überraschung. Sie waren offenbar nicht so weit entfernt, wie ich gedacht hatte. Aber es konnte auch reiner Zufall sein. Schließlich waren sie an Pistolenschüsse gewöhnt.

»Mach das nicht, Leo!«, zischte Stirling wütend. »Hör auf anzugeben!«

»Warum bist du so beunruhigt?«, fragte ich. »Hast du Angst vor den Soldaten, oder was?«

»Du bist derjenige, der Angst hat, auch wenn du so tust, als wäre es nicht so«, konterte er, ohne zu zögern. »Und das ist die Wahrheit.«

Ich drehte mich weg und beschleunigte meine Schritte.

Doch Stirling holte mich sofort ein und griff nach meinem Arm. Er musste dafür nach oben fassen. »Leo?« Ich beachtete ihn nicht. »Leo? Es tut mir leid, dass ich gesagt habe, du hättest Angst vor den Soldaten. Ich weiß, dass das nicht wirklich stimmt.« Ich sagte noch immer nichts. Stirling hasste es, wenn irgendjemand sauer auf ihn war. »Der Trick war wirklich gut, Leo. Es ist nur wegen der Soldaten. Ich will nicht, dass sie dich ins Gefängnis sperren, weil du Magie ausgeübt hast ...« Ich gab nach und wurde langsamer, sodass er neben mir bleiben konnte, ohne rennen zu müssen. »Weißt du was, Leo?« Ich gab immer noch keine Antwort. »Ich glaube«, fuhr er

fort, »ich glaube, du könntest eines Tages wie Aldebaran sein.«

Widerwillen fühlte ich mich geschmeichelt. »Wirklich?«

»Ja, wirklich. Es wird innerhalb unserer Familie weitervererbt, oder? Irgendjemand muss nach ihm die Gabe haben, und bisher hat sie noch niemand.«

»Aber es sind nur alberne Tricks«, widersprach ich. »Keine echte Magie.«

»Na ja, aber wenn du übst, glaube ich, dass du wirklich gut werden könntest. Du könntest die Kunst der Magie erlernen und ein Erleuchteter werden, der Lord Leo. Wenn du erwachsen bist, meine ich.«

»Stirling, ich bin erwachsen – und ich werde Soldat.«

Er sah mich einen Moment lang an und runzelte die Stirn, sodass sich die Sommersprossen auf seiner Nase zu Strichen verzogen. »Aber du willst kein Soldat sein.«

»Ich weiß.«

Als wir weitergingen, runzelte er noch immer die Stirn. »Könntest du nicht stattdessen eine Ausbildung in Magie machen? Aldebaran hat es getan.«

»Das war vor langer Zeit. Vor König Lucien. Du weißt, wie es heutzutage für Kinder mit solchen Fähigkeiten ist. Hochsicherheitsschulen, und sie bringen ihnen eine Menge Blödsinn bei. Sie befürchten, dass diese Kinder im Falle einer Revolution gegen die Regierung kämpfen könnten – das ist zumindest meine Meinung.«

»Was ist eine Revolution?«, fragte er. Ich hätte schwören können, dass er das alles längst wusste. Aber es gefiel mir, ihm Dinge zu erklären, über die ich Bescheid wusste und er nicht, deshalb versuchte ich, es ihm zu erklären.

Allmählich näherten wir uns unserem Wohnhaus. Als wir nicht mehr weit entfernt waren, sahen wir die Burg,

die von ihrem Felsen über der Stadt hinauf in den weißen Himmel ragte. Flaggen wehten auf jedem Turm und jeder Zinne, und sogar aus dieser Entfernung konnte ich den Löwen und die Taube im Familienwappen der Kalitz' erkennen. Das ausgewaschene Blau erinnerte mich jedes Mal an die Schule, denn auch dort hingen überall diese Flaggen.

Der Burgfelsen war selbst an den glatten Oberflächen mit Schnee überzogen. Die Kanonen beobachteten uns wie ein Schwarm hungriger Geier. Soldaten marschierten ununterbrochen die Straße auf und ab, die im Zickzack zur Burg hinaufführte, und die Bewachung war in den letzten Monaten noch verstärkt worden. König Lucien verlangte mehr Truppen denn je, um die Stadt zu schützen.

Es hätte mir gefallen, in so einer Burg zu leben. Früher hatte sie ausgesehen wie ein alter Tempel, den man aus den roten Steinen am Gipfel eines Vulkans geschnitzt hatte. Ich konnte mich erinnern, dass sie morgens immer wie ein orangefarbenes Kohlestück geglüht hatte und jedes Fenster ein derart hell glimmender Funke war, dass man nicht direkt hinsehen konnte. Die Burg war der Teil der Stadt gewesen, den das Sonnenlicht am Morgen zuerst erreichte. Lucien hatte sie mit neuen Wachtürmen und Mauern verstärkt, sodass sie nun wie ein Fremdkörper in der alten Inselstadt wirkte.

Es hieß, dass man vom höchsten Balkon aus ganz Kalitzstad überblicken könne – die Kirche, den Platz, die Königlichen Gärten –, all das ausgebreitet wie auf einer Landkarte; und den Fluss, der sich um die Stadt herumschlängelte in seinem Verlauf von Norden nach Süden. In westlicher Richtung konnte man angeblich bis zum Hafen der Hoffnung sehen und an klaren Tagen sogar die

Silhouette der Heiligen Insel erkennen; zur anderen Seite erstreckte sich die Aussicht bis zu den Östlichen Bergen.

»Es ist also eine gute Sache?«, fragte Stirling nachdenklich.

»Was denn?«

»So eine Revolution.«

»Nun, als Lucien die Macht an sich gerissen hat, geschah das durch eine Revolution, glaube ich. Und das war eine schlechte Sache.« Ich sah mich um, während ich das sagte. Zum Glück waren keine Soldaten in Sicht. Diese Bemerkung hätte vermutlich als Hochverrat gegolten.

»Ist der Ausgang von so einer Revolution immer gleich? Ist er immer schlecht?«

»Das weiß ich nicht. Ich weiß nur über Malonia Bescheid.«

»Wird dabei immer gekämpft?«

»Ich wüsste nicht, wie man sonst in einem Land die Macht ergreifen könnte.«

»Es muss andere Möglichkeiten geben«, fand Stirling.

»Manchmal gibt es keinen anderen Weg als den bewaffneten Konflikt.«

»Es tut mir leid, aber da stimme ich nicht mit dir überein«, sagte er mit Nachdruck.

Ich lachte. »Hör dich nur an – acht Jahre alt und spricht wie ein Anwalt.« Ich war derjenige, der ihm die richtige Formulierung beigebracht hatte. Davor hatte er immer gesagt »da übereinstimme ich nicht«, was mich schließlich zur Weißglut gebracht hatte, weil er es so oft sagte. »Vielleicht wirst du ja ein Anwalt werden«, meinte ich. »Auf jeden Fall streitest du dich gern.«

»Ich glaube nicht, dass ich Anwalt werde.«

»Na schön, was willst du denn werden?«

»Vielleicht Priester. Wie Pater Dunstan. Du brauchst nicht die Augen zu verdrehen. Was ist falsch daran, ein Priester zu sein?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ein Priester verdient nicht viel Geld«, war das Einzige, was mir schließlich einfiel.

Je mehr sich die Wolken verdichteten, desto düsterer wurden die Straßen. Ein Papierfetzen flatterte wie eine Fledermaus die Straße hinunter und landete dann flach an einer Wand. Es war ein Steckbrief. Ich nahm ihn im Vorbeigehen ab und überflog ihn flüchtig, bevor ich ihn wegwarf.

»Was war das?«, fragte Stirling.

»Nur noch so ein gefährlicher Verbrecher«, erwiderte ich. »Irgendein netter, alter Großvater, der offensichtlich ein Mordkomplott gegen König Lucien geschmiedet hat.«

Mein Bruder lachte.

Wir bogen um eine Ecke und waren in der Zita-dellstraße, in der wir wohnten. Es handelte sich um eine der Straßen, die zur Burg hinaufführten, und die Wohnungen waren wegen der zu jeder Tages- und Nachtzeit passierenden Soldaten billig zu haben.

»Was ist falsch daran, ein Priester zu sein?«, fragte Stirling noch einmal. »Wenn du nicht willst, dass ich Priester werde, Leo, dann werde ich keiner.«

»Warum bist du so beeinflussbar?«

»Was heißt das?«

»Dass du zu sehr auf die Meinung anderer Leute hörst«, erklärte ich. »Ich meine, wenn es das ist, was Gott dir befohlen hat zu tun, dann ist es das, was du tun musst. Wer ist wichtiger, Gott oder ich?«

»Aber wie Jesus gesagt hat: Wenn ich dich verletze,

verletze ich damit auch ihn. Es heißt doch: ›Was ihr dem Geringsten unter meinen Brüdern getan habt ...‹

Ich lachte. »Halt den Mund, Stirling, und werde von mir aus Priester. Mir fällt nichts ein, was besser zu dir passen würde.«

»Es sei denn, ich muss auch Soldat werden.« Er runzelte die Stirn. »Vielleicht wird es bis dahin noch eine Revolution geben. Eine mit gutem Ausgang. Vielleicht wird der Prinz zurückkehren.«

Ich bedeutete ihm, still zu sein. »Stirling! Willst du im Gefängnis landen?«

»Tut mir leid, Leo.«

Er begann zu summen, und wir legten das letzte Stück wortlos zurück. Es war nicht mehr weit.

Am nächsten Morgen stellte ich enttäuscht fest, dass in dem seltsamen Buch keine neue Eintragung erschienen war. Ich hatte gehofft, dass da eine sein würde. Ich hatte sogar fest damit gerechnet. Jedes Mal, wenn ich an das Buch dachte, überprüfte ich es von Neuem, aber nachdem eine Woche später immer noch nichts passiert war, vergaß ich es allmählich.

Eines Abends kam ich spät und allein nach Hause zurück. An den Straßenrändern, die die Sonnenstrahlen niemals erreichten, war der Schnee noch immer zu harten, grauen Splittern gefroren. Es war inzwischen Anfang Juni, aber genauso gut hätte es mitten im Winter sein können.

Ich beeilte mich, weil ich es nicht mochte, in den düsteren Gassen irgendwelchen Leuten zu begegnen, ohne zu wissen, wer sie waren. Doch an jenem Tag waren die Straßen wie ausgestorben. Die Luft war so still, dass ich sogar das Geschützfeuer und die Explosionen an der

nordöstlichen Grenze hören konnte, wo Malonia an Alcyria stößt. Trotz der großen Entfernung konnte man es an Tagen wie diesen hören.

Ich trottete die Gasse neben dem Haus hinunter und trat, nachdem ich das harte Eis von meinen Stiefeln geklopft hatte, durch die Seitentür ein. An diesem Tag war der Himmel von dunklen Wolken verhangen, und im Treppenhaus rieselte Staub zu Boden. Meine Schritte hallten kalt auf den Steinen wider, während ich die Stufen hinauf lief. Ich kam an den beiden unteren Türen – mit Stahl verstärkt, genau wie bei unserer – vorbei und erreichte schließlich den dritten und vorletzten Stock. Die oberste Wohnung stand schon seit Jahren leer, und auf dem Geländer und den Treppenstufen neben unserer Tür hatte sich eine dicke Staubschicht angesammelt.

»Ich bin zu Hause, Großmutter!«, rief ich, als ich die Tür hinter mir schloss.

Sie kam mir entgegen. »Leo, wo bist du gewesen? Wo ist Stirling?« Ich setzte mich aufs Sofa, legte den Mantel neben mich und steckte die Schlüssel wieder in die Tasche. »Leo, wo ist Stirling?«, wiederholte sie.

»Er muss lange nachsitzen.« Ich sprach langsam, weil ich wusste, dass sie wollte, dass ich schnell sprach.

»Schon wieder?« Sie blieb vor dem Sofa stehen und sah mich stirnrunzelnd an. »Was hat er diesmal angestellt?«

»Er hat sich geweigert zu exerzieren. Wir mussten Zielübungen machen, und du weißt, dass er da nie mitmacht.«

Meine Großmutter setzte sich auf den Stuhl neben dem Fenster und warf in einer Geste der Verzweiflung die Hände in die Luft. »Also wirklich, Leo!«

»Was ist? Was habe ich getan? Es ist nicht meine

Schuld, dass Stirling ein Pazifist oder was auch immer ist.«

»Er ist kein Pazifist, Leo.« In rastloser Unruhe stand sie wieder auf. Ich sah sie an, sagte jedoch nichts. »Er weiß noch nicht einmal, was ein Pazifist ist. Er ist erst acht! Du bist ein schlechtes Vorbild für ihn, Leo, das zum einen, und zum anderen: Er ist faul.«

»Ich glaube, du unterschätzt ihn manchmal«, widersprach ich. »Er ist sehr schlau. Jeder kann erkennen, dass er sehr schlau ist, und falls ...«

»Das musst du mir nicht sagen«, unterbrach sie mich. »Aber wie intelligent auch immer er ist, es wird ihn nirgendwo hinbringen. Intelligenz ist nutzlos, solange man sie nicht gewinnbringend einsetzt. Welchen Nutzen hat ein Gelehrter für eine Familie? Niemand braucht Professoren oder Anwälte. Wir brauchen Soldaten und Bauern und Fabrikarbeiter. Bücher und Vorträge bringen kein Essen auf den lisch.«

»Es ist leicht für dich, das zu sagen. Vater hat es nicht geschadet, klug zu sein. Wie bringst du denn das Essen auf den Tisch? Mit dem Geld von seinen Büchern! Du selbst arbeitest nicht.«

»Wäre es dir lieber, ich würde arbeiten, Leo?«

»Nein. Ich sage nur, dass du es nicht tust.«

»Ich habe keine Zeit dazu, weil ich mich um dich und Stirling kümmere.«

»Du musst nicht arbeiten, weil du Vaters Geld hast.«

»Das stimmt, und wir können uns mehr als glücklich schätzen, dass niemand es herausgefunden hat. Und sieh nur, welchen Preis Harold für seine Klugheit bezahlt hat. Mein einziger Sohn, geflohen bei Nacht wie ein Verbrecher. Und jetzt ...« Sie brach ab und setzte dann neu an. »Dein Großonkel war so berühmt und mächtig – und

auch ihm hat seine Klugheit nichts eingebracht. Nun ist er tot. Ist das die Art, wie du enden möchtest?«

»Ja«, sagte ich. Ich hätte es einfach auf sich beruhen lassen sollen, aber ich hatte ihre ständigen Belehrungen satt.

»Ja?«, wiederholte sie mit erhobener Stimme. »Ja? Gut, denn du bist auch nicht mehr weit davon entfernt, wenn du nicht endlich anfängst, etwas zu leisten. Ich bin deine ständigen Beschwerden über die Schule leid. Weißt du eigentlich nicht, was für ein Glück du hast?«

»*Glück?*«

»Weißt du nicht, was manche Jungen dafür geben würden, die Ausbildung zu bekommen, die du erhältst? Weißt du nicht, wie glücklich du dich schätzen kannst, Soldat zu werden? Aber du bist so undankbar, dass du sogar behauptest ...«

»Was heißt hier undankbar?«, fuhr ich auf. »Wofür soll ich denn dankbar sein? Alles, was ich gesagt habe, war, dass ich lieber tot sein würde. Und ich meine es so. Ich wäre lieber tot, als einer von diesen schwachköpfigen Soldaten zu werden. Sie halten sich für so verdammt schlau, dass ...«

»Leo!« Ich hatte sie schon seit langer Zeit nicht mehr so laut schreien gehört. »Wag es nicht, so mit mir zu sprechen!« Ich bekam ständig Ärger wegen meines Fluchens. »Du bist derjenige, der sich für schlau hält!«, keifte sie. »Nun, du musst noch eine Menge lernen! Und zwar nicht zuletzt ein wenig Respekt.«

Schwer atmend wandte sie sich von mir ab. In der Fensterscheibe sah ich ihr zorngelbes Gesicht zucken, und für einen kurzen Augenblick hatte ich ein bisschen Angst vor ihr. Ich schätze, dass ich mich daran erinnerte, wie sehr ich mich als kleiner Junge vor ihr gefürchtet

hatte, wenn sie mich anschrie. Ich beobachtete sie einen Moment. Plötzlich war mir wegen der Reaktion, die ich so mühelos provoziert hatte, zum Lachen zumute. Warum, weiß ich nicht.

Es wurde immer dunkler im Zimmer, während ich dort saß. Meine Großmutter machte keine Anstalten, die Öllampe auf dem Tisch anzuzünden. Sie stand da, als wäre sie aus Stein gemeißelt. Den einzigen Beweis, dass sie keine Statue war, lieferte der dunstige Kreis auf der Glasscheibe, der erst größer, dann kleiner und schließlich wieder größer wurde, während sie dagegen atmete. Es war kalt im Zimmer, und ich wollte meinen Mantel wieder anziehen, aber ich war in dem Schweigen gefangen und konnte seine Mauern nicht durchbrechen.

Ich wünschte mir plötzlich, ich hätte sie nicht angeschrien. Sie war schließlich schon recht alt, und ich hätte es besser wissen müssen. Ich war kein kleines Kind mehr. Ich hätte mir mehr Mühe geben sollen und gelobte mir nun selbst, dass ich mich in Zukunft mehr bemühen würde, sie zu verstehen. Ich würde versuchen, mein Temperament zu zügeln. Ich überlegte träge, ob sie sich wohl jemals wieder bewegen würde.

Endlich drehte sie sich wieder zu mir um. Die Wolken draußen waren inzwischen so dicht und das Licht so dümmrig, dass ich ihren Gesichtsausdruck nicht erkennen konnte. »Leo, warum hast du nicht auf deinen Bruder gewartet?«, fragte sie. Sie knüpfte wieder an unser Gespräch an, auch wenn ihre Stimme jetzt zitterte. Sie war immer noch zornig, nahm ich an.

»Ich habe versucht zu warten. Aber Markey hat mich erwischt.«

»*Sergeant* Markey«, sagte sie streng. »Ich will, dass du zurückgehst und Stirling abholst.«

»Was? Ich habe dort mehr als eine Stunde herumgestanden, bevor ich heimging – eher sogar zwei Stunden. Mir ist immer noch kalt. Die Temperatur da draußen liegt unter dem Gefrierpunkt.« Und es war ein weiter Weg zurück zur Schule – aber ich wusste, dass ich gehen würde.

»Du hast gehört, was ich gesagt habe. Es ist nicht sicher für ihn, bei einem solchen Wetter so spät allein nach Hause zu laufen.«

»In Ordnung«, sagte ich. Also gut. Ich würde versuchen, mein Temperament zu zügeln. Ich ging auf die Tür zu.

»Leo.« Ich drehte mich zu ihr um. »Vergiss deinen Mantel nicht.«

Ich erkannte an ihrer Stimme, dass ihr Zorn verraucht war. Sie klang fast entschuldigend. Idiotischerweise musste ich das sofort ausnutzen. Ich streckte meinen Arm nach dem Mantel aus und mit einem Schnappen, das wie der Flügelschlag einer Fledermaus klang, war er in meiner Hand. Noch so ein Trick. Ich bekam davon Kopfschmerzen, wenn ich müde war.

Meine Großmutter bewegte sich schneller, als ich es ihr zugetraut hätte. Sie riss mir den Mantel aus der Hand und schleuderte ihn nach hinten, so als ob sie sich daran verbrennen könnte. In ihren Augen war Zorn und noch etwas anderes. Angst! Es war berauschend. Sie fürchtete sich vor mir, realisierte ich. Sie fürchtete sich tatsächlich vor mir.

»Was habe ich dir über diese albernsten Tricks gesagt?« Ihre Stimme war schrill. »Geh hin und heb ihn anständig auf.« Aber ich drehte mich um, marschierte ohne ein Wort hinaus und knallte die Tür hinter mir zu.

Als ich die Schultore erreichte, war es schon fast halb sieben. Ohne meinen Mantel bibberte ich vor Kälte und wünschte beinahe, ich wäre nicht so weggegangen. Zitternd hielt ich nach Stirling Ausschau. In einem der Klassenzimmer brannte noch immer Licht. Hier hatte ich auch vorhin gewartet, bis Sergeant Markey mich erwischt und fortgeschickt hatte.

Während ich da stand und die Gebäude beobachtete, ging eine Tür auf, und eine kleine Gestalt tauchte im Gegenlicht auf. Es war Stirling. Er schlurfte über den Hof und zum Tor hinaus. Überall dort, wo schwere Stiefel den Schnee während des Tages zu Matsch zertreten hatten, war er zu grauen Tälern und Hügeln gefroren. Ich lief los, um Stirling einzuholen, als er gerade über sie hinwegstapfte.

Im Näherkommen sah ich, dass er zitterte und sein Gesicht eine bläuliche Tönung hatte, die nicht nur vom seltsamen Widerschein des Schnees kam. Auf seinen Wangen hingen zwei weiße Punkte, und ich begriff, dass es Eisperlen waren. Gefrorene Tränen. Er blieb still vor mir stehen.

»Sieh dich nur an«, sagte ich. »Was hast du gemacht?«

Er bibberte. Ich legte meine Hand auf seine Schulter und führte ihn weg. Ich konnte spüren, wie er zitterte. »Er hat mich in der Kälte stehen lassen, bis ich exerzieren würde«, sagte Stirling mit bebender Stimme.

»Wer? Sergeant Markey?« Er nickte. »Wie lange?«

»Seit die Schule aus ist.«

»Aber das sind drei Stunden! Und es hat Minusgrade.«  
Stirling erwiderte nichts.

»Und hast du am Ende exerziert?«

»Nein.«

»Warum hat er dich dann gehen lassen?«

»Weil er die Schule geschlossen hat.«

Ich sah ihn scharf an. »Stirling, hast du geweint?« Ich wollte nicht vorwurfsvoll klingen, aber in unserem Land weinen Jungen nicht. Sie tun es einfach nicht. Es ist ein Zeichen von Schwäche. Andererseits war Stirling noch sehr jung. Er antwortete nicht. »Hat er dich geschlagen?« Stirling streckte mir die Hand entgegen. Ich nahm sie und hielt sie gegen das Licht der Straßenlaterne. Auf der weißen Handfläche zeigten sich drei wunde Streifen. Die Haut schimmerte, wo sie malträtiert worden war. Seine Hand war kalt – so kalt, als wäre er tot – und ganz klein.

Ich ließ sie schauernd los. »Er hätte dich nicht dreimal schlagen müssen. Nicht, wenn du geweint hast.«

»Ich hab nicht deswegen geweint«, sagte Stirling.

»Warum dann?«

»Er hat Sachen gesagt. Gemeine Sachen.«

»Was für Sachen?«

Er seufzte zittrig. »Einfach ... gemeine Sachen. Es ist jetzt sowieso egal.«

»Sag es mir. Ich schätze, ich kann es verkräften.«

Er machte eine Pause. »Einfach nur Dinge über unsere Eltern. Eigentlich nichts. Es war dumm von mir zu weinen und ...«

»Was für Dinge?«, unterbrach ich ihn barsch.

»Er sagte ... unsere Mutter wäre«, er sah mich an, »nichts Besseres als eine Prostituierte gewesen.«

»Nichts Besseres als *was*?« Ich merkte selbst, dass ich laut wurde.

»Ich hab es schon gesagt!«

Ich brachte nichts heraus. Ich versuchte zu sprechen, konnte aber einfach nicht.

»Er hat es nur gesagt, um mich zum Weinen zu bringen«, murmelte Stirling.

An diesem Punkt fand ich meine Sprache wieder und begann zu schimpfen.

»Leo, hör auf damit«, sagte Stirling. »Schrei mich nicht an. Und fluch nicht so.« Er sah aus, als würde er gleich wieder weinen. »Bitte, Leo. Genau deshalb wollte ich es dir nicht erzählen.«

»Tut mir leid.« Ich trat heftig nach dem Schnee im Rinnstein. Er war steinhart gefroren und mir tat hinterher nur der Fuß weh.

»Du musst meine Kämpfe nicht für mich austragen, Leo.« Stirlings Stimme zitterte immer noch.

»Wie willst du sie denn allein austragen?«

»So, wie es sich gehört.«

»Was heißt das genau? Indem du die anderen gewinnen lässt? Ihnen die andere Wange hinhältst? Manchmal ist das genau das Falsche. Die Menschen müssen es bemerken, wenn sie etwas Schlechtes tun.« Ich starrte zu Boden. »Hat er das wirklich gesagt?«

»Ja. Aber vielleicht wollte er gar nicht, dass es sich so schlimm anhört. Zuerst sagte er: ›Bilde dir bloß nicht ein, dass du zu gut bist, um Soldat zu werden.« Seine Stimme flatterte. »Das bilde ich mir gar nicht ein. Ich denke nie, dass ich für irgendwas zu gut bin.«

»Ich weiß.«

»Er redete weiter. ›Du hast Glück, dass du überhaupt eine Chance im Leben bekommst, wenn man bedenkt, was deine Eltern waren. Dein Vater hätte weit schlimmer bestraft werden sollen dafür, dass er sein Geld verdient hat mit royalistischer ...« Ihm fiel das Wort nicht ein. »Royalistischer ...«

»Propaganda?«, soufflierte ich. Ich hatte diese Unterstellungen schon früher gehört.

»Ja ... Und dann meinte er: ›Und deine Mutter war

nichts Besseres als eine Prostituierte.< Das war es, was er gesagt hat. Also hat er nicht gemeint, dass sie exakt so etwas wie eine Prostituierte war.<<

Ich erwiderte nichts. »Sie war doch keine, oder?«, fragte Stirling zaghafte.

»Was?« Ich drehte mich zu ihm und packte ihn an der Schulter. »Stirling, du bist schlau genug, um zu wissen, dass das eine Lüge ist. Sie war Sängerin. Eine gute Sängerin – eine wirklich gute.<<

»Und Tänzerin.<<

»Ja. Aber in Theatern, nicht in Bars oder so was. Da ist ein großer Unterschied zwischen ihr und einer Prostituierten. Sergeant Markey ist nur leider ein zu großer Schwachkopf, um ...<<

Ich merkte, dass ich seine Schulter schüttelte, und ließ ihn los. »Sie war Sängerin«, trichterte ich ihm noch einmal ein.

»Ja. Ich kann mich bloß nicht mehr an sie erinnern, das ist alles. Und wenn Leute einem dann was erzählen, hält man es erst mal für wahr.<<

»Ich weiß.<< Ich sprach nun freundlicher.

»Hör zu, Leo. Sag Großmutter nichts davon. Bitte tu es nicht. Sie würde sich furchtbar aufregen.<<

Ich zögerte einen Moment, bevor ich nickte. Er zitterte immer noch. »Hier, nimm meine Jacke.<<

»Nein ... Du hast noch nicht mal einen Mantel.<<

»Das macht nichts.<< Ich zog meine – vorschriftsmäßig blass blaugraue – Uniformjacke aus und wickelte sie ihm über dem Mantel um die Schultern. »Komm jetzt. Je früher wir zu Hause ankommen, desto besser.<<

Zurück in der Wohnung machte Großmutter ein ziemliches Aufhebens um Stirling, sie kochte ihm Tee und

brachte ihn dann zu Bett, während ich hustend und fröstelnd am Feuer saß. Ich hatte meine Jacke und meinen Mantel wieder angezogen, fror aber immer noch, und starrte mit gerunzelter Stirn in die Flammen.

Nachdem Großmutter die Schlafzimmertür hinter sich geschlossen hatte, kam sie zurück ins Wohnzimmer. »Er schläft«, flüsterte sie.

Sie zog ihren Schaukelstuhl ans Feuer, setzte sich hinein und begann, ein paar bunte Stoffquadrate zusammenzunähen, die sie kaum drei Zentimeter von ihrem Gesicht entfernt hielt. Sie fing an, vor sich hinzusummen. Das irritierte mich.

»Alles in Ordnung, Leo?«, fragte sie. Ich nickte. Wir hatten uns nie viel zu sagen. »Ich habe etwas Suppe aufgesetzt«, sagte sie.

Ich nickte wieder und beobachtete, wie die Flammen über den kleinen Holzstoß auf dem Feuerrost züngelten. Ich bekam Kopfschmerzen von dem grellen Licht und schloss die Augen, aber hinter meinen Lidern zuckten noch immer bunte Flecken. Großmutter summt weiter, und das auch noch falsch. Ich legte den Kopf auf meine Arme und die Arme auf meine Knie.

»Ich hoffe, Stirling hat sich keine Erkältung geholt«, sagte sie nach einer Weile.

»Eine Erkältung?« Ich hob den Kopf und sah sie scharf an. »Ist dir aufgefallen, wie er gezittert hat? Er könnte sich mehr als nur eine Erkältung geholt haben, als er über drei Stunden da draußen im Schnee stand!«

»Schrei mich nicht an, Leo.« Sie nestelte an ihrer Näharbeit herum, ohne mir in die Augen zu sehen.

»Ich schreie nicht«, sagte ich mit ruhigerer Stimme. »Und es ist zum Teil auch deine Schuld. Du glaubst, dass die Lehrer von Gott gesandte Engel sind, die nichts

falsch machen können. Er hat Stirling zum Weinen gebracht! Dieser Schweinehund Markey drangsaliert ihn die ganze Zeit über.«

»Leo!«

»Hör auf, mich zu unterbrechen!« Nun schrie ich tatsächlich. Mir tat davon der Kopf weh, und das ließ mich noch lauter brüllen. »Man muss etwas gegen ihn unternehmen. Er hat Stirling zum Weinen gebracht!«

»Weshalb hat Stirling geweint?« Sie ließ die Näharbeit sinken.

Nun hielt ich inne. Ich hatte ihm versprochen, dass ich es ihr nicht verraten würde. Ich zuckte mit den Schultern und legte den Kopf wieder auf die Knie.

»Ich bin auf eurer Seite, Leo«, sagte sie eine Minute später. »Ich will nur, dass ihr glücklich seid. Glücklich mit dem, was ihr habt.« Ich sah zu ihr hoch. »Ich weiß, dass du die Schule nicht magst, aber du musst das Beste daraus machen. Du musst dich daran gewöhnen, dass dein Leben ist, wie es ist. Deshalb stelle ich mich auf die Seite der Lehrer. Nicht, weil ich glaube, dass du immer Unrecht hast.«

Ich gab keine Antwort.

»Könnte Stirling aus Sergeant Markeys Klasse versetzt werden?«, fragte sie nun. »Ich könnte mit dem Direktor sprechen. Er ist vernünftig und war immer nett zu euch beiden. Er würde wollen, dass man es ihm meldet, wenn sich einer seiner Lehrer derart unfair verhält.«

»Vielleicht. Es gibt noch einen anderen Zweitklässlerzug. Ich kenne den Lehrer aber kaum.« Unsere Schule führte vom ersten Schuljahr direkt bis zum neunten Schuljahr – vom sechsten Lebensjahr bis zum fünfzehnten. Bei zwei Klassen pro Jahrgang bedeutete das mehr als neunhundert Schüler. Alles Jungen, natürlich. Mäd-

chen hatten in Malonia seit Luciens Machtübernahme nicht mehr die Schule besucht. »Ich schätze, du könntest mit dem Colonel reden«, sagte ich, aber ich wusste, dass Stirling das nicht zulassen würde.

»Ach ja. Es heißt nicht Direktor, es heißt Colonel. Und eine Klasse ist ein Zug.«

Ich lachte. »Idiotisch, nicht wahr? Du musst zugeben, dass es idiotisch ist.«

»Vielleicht. Vielleicht ist es aber auch eine gute Übung.« Sie legte ihre Näharbeit wieder beiseite und ging zum Herd, um die Suppe umzurühren. Ich hustete noch immer. »Leo, bist du krank?«, fragte sie.

»Nein. Mir war nur kalt, das ist alles.« Aber als ich ins Bett ging, war der Husten immer noch da. »Ich mache mir Sorgen um Stirling«, sagte ich zu Großmutter, als sie hereinkam, um nach ihm zu sehen. »Ich habe Angst, dass er sich nicht ... verteidigt. Weißt du, was ich meine?«

»Selig sind die Sanftmütigen«, erwiderte sie. »Es gibt mehr als eine Art, die Kämpfe des Lebens auszutragen, Leo.« Ich seufzte, drehte mich auf die Seite und schlief ein.

In meinen Träumen kehrte ich zu der Geschichte zurück, die aus dem Nichts aufgetaucht war; zu den Menschen und Orten in dem seltsamen Buch. Ich konnte das Mädchen und die funkelnde Halskette sehen; dann auf diesem höchsten Balkon den Prinzen mit seinen Eltern, während die Sonne unterging. Ich konnte sie ganz deutlich sehen. Und dann nahm in meinem Traum eine andere Geschichte ihren Anfang. Ein alter Mann saß allein in einem leeren Haus, als ein Fremder an der Tür klingelte.

Obwohl er die ganze Woche darauf gewartet hatte, schrak Raymond zusammen, als es an der Tür klingelte.

Er war sich sicher gewesen, dass am Ende niemand kommen würde. Dies war der letzte Tag, und bisher war niemand aufgetaucht. Er legte die Zeitung weg und rappelte sich aus seinem Lehnssessel hoch.

Es läutete wieder. Das Geräusch brachte die leeren Vitrinen in der Diele jedes Mal zum Klirren. Raymond beruhigte eine von ihnen im Vorbeigehen mit dem Handrücken, dann humpelte er weiter zur Tür. Er nestelte an den neuen Schlössern herum und murmelte dabei: »Ich komme schon.«

Ein paar Schritte von der Türschwelle entfernt stand ein Mann mittleren Alters. Es war ein grau aussehender Mann – das war Raymonds erster Gedanke – grau wie Stahl. Graue Augen, ein grauer Bartschatten am Kinn, graues Haar – das jedoch nicht vom Alter kam, sondern ein natürlicher, metallischer Farbton war.

»Al... äh ... Arthur Field«, sagte der Fremde mit einem Akzent, der weder englisch noch wirklich ausländisch war. »Ich bin wegen der Butlerstelle hier.« Noch während er sprach, streckte er die Hand aus. Und die Hand, die er ausstreckte, war seine linke.

Er war definitiv kein Engländer, entschied Raymond. Er schüttelte zaghaft die ausgestreckte Hand. »Dann kommen Sie rein.«

Während der Mann seine Stiefelsohlen an der Fußmatte abstreifte, sah Raymond ihn, die Hände in die Hüften gestemmt, blinzelnd an. Arthur Field trug einen schweren Mantel, und die Kleidung darunter war so verschlissen, als wäre er in ihr von weit hergereist. Raymond erhaschte einen flüchtigen Blick auf eine Halskette, doch der Mann zog den Kragen hoch, bevor er sie sich genauer ansehen konnte. Auf die Tür zum Salon deutend, ging Raymond vor, und der Fremde folgte ihm.

Dort wirkte Arthur Field noch mehr fehl am Platz als zuvor. Er setzte sich auf Raymonds Wunsch hin in den Lehnstuhl neben dem Fenster und wartete. Der Hausherr ließ sich auf den Stuhl ihm gegenüber sinken, während Field die Glaskästen musterte, die die Wände des Raumes säumten.

»Also ...«, begann Raymond, und der Mann richtete den Blick auf ihn. »Sie möchten sich als Butler bewerben?«

»Ja. Ich habe Ihre Anzeige in der Zeitung gelesen.«

»Und über welche Ausbildung und Erfahrung verfügen Sie?«

»Ich ...« Er räusperte sich verlegen. »Ich habe keine formelle Ausbildung in diesem Beruf«, sagte der Mann stockend.

Raymond wartete, dass er weitersprach, doch das tat er nicht. »Ich verstehe«, sagte er schließlich.

»Ich konnte nicht anders, als das ... äh ... gepanzerte Gefährt auf dem Rasen zu bemerken«, sagte der Mann, als das Schweigen schließlich zu peinlich wurde, und schaute dabei zum Fenster hinaus.

Raymond lächelte. »Es sieht dort recht beeindruckend aus, nicht wahr? Es scheint Unbefugte besser fernzuhalten, als es ein Wachhund könnte!«

»Das kann ich mir gut vorstellen.«

»Es ist ein echter Panzer aus dem Ersten Weltkrieg. Hat tatsächlich in Frankreich Dienst getan, können Sie sich das vorstellen?«

»Es muss eine echte Rarität sein«, sagte Field bewundernd.

»Ja, aber ich habe ihn schon seit langer Zeit. Viele Museen sind an mich herangetreten, aber ich werde ihn nicht verkaufen.«

»Man kann so etwas ja auch nicht einfach mit einem Preis versehen.«

»Nein, das kann man in der Tat nicht. Sie interessieren sich also für Waffen, Mr. Field?«

»Sie sind, nun ja, faszinierend. Obwohl ich nicht viel davon verstehe.«

»Ich habe im Lauf der Jahre einige Kenntnisse erworben.« Raymond machte eine Handbewegung zu den Vitrinen im Zimmer. »Und nebenbei auch eine ansehnliche Sammlung.«

»Darf ich sie mir ansehen?«, fragte der Mann und stand auf.

»Selbstverständlich.«

Als wären es Museumsstücke, lag jede der Waffen mit einem kleinen Kärtchen versehen auf schimmerndem, rotem Samt in ihrem eigenen Schaukasten. »Diese wurden demnach viel früher angefertigt also vor ... äh ... dem Ersten Weltkrieg?«, erkundigte sich Field.

»Natürlich! Das hier sind alles Schwerter, Dolche und Degen aus dem sechzehnten bis zum frühen neunzehnten Jahrhundert.«

Raymond ging hinüber zu dem Besucher, der gerade vor der größten Vitrine stand und hineinspähte. »Dies ist mein besonderer Liebling. Der Degen eines Edelmannes, von dem ich mir sicher bin, dass er spanischer Herkunft ist. Er ist in erstaunlich gutem Zustand, finden Sie nicht?«

»Ja.«

»Mir gefällt die Verzierung auf dem Heft. Ein feines Beispiel für den Glockengriff, und es ist eine Toledo-Klinge. Ich wollte immer schon wissen, ob er wirklich spanischen Ursprungs oder nur eine Nachbildung ist.«

»Gibt es nicht vielleicht Fachleute, die es Ihnen sagen könnten?«, schlug Field vor.

»Ich bin mir sicher, dass es die gibt – obwohl ich mich noch nie erkundigt habe. Ich neige dazu, meine Sammlung geheim zu halten. Man kann nie wissen, was ein Betrüger alles versuchen könnte, wenn er sich mit wertvollen Waffen auskennt.«

»Gibt es wirklich Menschen, die antike Waffen stehlen?«

»O ja.« In Raymonds Stimme schwang bitterer Triumph mit. »Und ob es die gibt. Erst vor ein paar Monaten wurde mir fast meine gesamte Schusswaffensammlung gestohlen. Sie müssen die leeren Vitrinen in der Diele bemerkt haben.«

»Das habe ich.« Der Besucher sah ihn stirnrunzelnd und mit durchdringendem Blick an. »Wirklich ein ungeheures Pech.«

»Ich bedaure es sehr, sie verloren zu haben.«

»Und war es möglich, die Diebe aufzuspüren?«

»Nein ... die Polizei hatte bislang kein Glück. Ich bin davon überzeugt, dass die Diebe die Waffen außer Landes geschmuggelt haben, aber die Beamten glauben das nicht.«

»Nun, sicherlich gibt es strenge Kontrollen.«

»Das hätte ich auch angenommen«, stimmte Raymond zu. »Ich weiß nicht, wie sie es bewerkstelligt haben, aber wenn sie entschlossen genug waren, haben sie einen Weg gefunden.«

»Wie viele dieser Waffen wurden denn gestohlen?«

»Ich hatte siebenundfünfzig Gewehre, zwölf Pistolen und einen Viktorianischen Revolver. Davon haben sie dreiundfünfzig gestohlen, und eines der wertvollsten Exemplare wurde zu Boden geworfen und zerbrach. Die ältesten ließen sie zurück.«

»Das ist eigenartig ...«, sinnierte Field.

»Ja. Aber jetzt kommt das wirklich Seltsame: Es gab Beweise, dass jemand diesen Salon betreten hat. Man fand Fingerabdrücke, aber trotzdem wurde aus diesem Zimmer nichts gestohlen. Und ich weiß, dass eine Vielzahl der Stücke in diesem Raum wertvoller sind, als es die Schusswaffen waren.«

»Vielleicht hatten sie es auf die Waffen an sich und nicht auf Geld abgesehen.«

»Das wäre möglich.« Raymond hinkte zurück zum Fenster, setzte sich schwerfällig hin und deutete dann auf den anderen Stuhl.

Der Mann durchquerte das Zimmer, setzte sich jedoch nicht, sondern blieb hinter dem Stuhl stehen. »Man brauchte mehrere Männer, um dreiundfünfzig Waffen zu tragen, nicht wahr?«, fragte er.

»Oh, ja. Wissen Sie, ich habe nichts gehört, und das, obwohl es eine wahre Armee erfordert haben muss, die Sachen wegzuschleppen.«

Der Mann beugte sich nach vorn und umfasste die Rückenlehne des Stuhls derart heftig, dass auf seinen Händen die Sehnen hervortraten. »Eine wahre Armee in der Tat.«

»Es ist höchst ungewöhnlich. Ich kann mir nicht vorstellen, weshalb jemand die am wenigsten kostbaren Waffen im Haus stehlen sollte.«

»Vielleicht«, schlug der Mann vor, »hatten sie die Absicht, sie nachzubauen.«

»Aber wozu denn nur?«

»Um sie zu benutzen.«

»Nein«, wehrte Raymond ab. »Das kann ich mir nicht vorstellen. Es gibt einfachere Wege, sich Waffen für die Jagd oder Ähnliches zu beschaffen – und ich würde meinen, dass sogar Kriminelle über leichter zugängliche

Quellen verfügen. Und warum sollten sie so viele mitnehmen?«

Der Mann schien für eine Minute tief in Gedanken versunken zu sein. »Verraten Sie mir«, sagte er dann bedächtig, »verraten Sie mir – diese Waffen, sind sie sehr kompliziert?«

Raymond überlegte. »Verglichen mit den modernen Waffen von heute bestimmt nicht. Aber einige dieser alten Schusswaffen sind wirklich sehr gut konstruiert.«

»Glauben Sie, dass es möglich wäre, sie nachzubauen, wenn man ein Original als Vorlage hätte?«

»Ich weiß es nicht. Es würde davon abhängen, welchem Zweck sie dienen sollen. Die meisten von ihnen waren antike Stücke. Die Nachbildungen würden keinen ernsthaften Sammler täuschen können.«

»Nun, nehmen wir beispielsweise mal an, dass, wer auch immer Ihre Waffen gestohlen hat, Kopien anfertigen wollte, die funktionieren würden«, bat der Besucher. »Einfach nur funktionieren, sodass man mit ihnen schießen kann. Was, wenn sie sie anschließend in großen Mengen herstellen wollten. Wären sie dazu theoretisch in der Lage?«

»Nur mit den Vorlagen, die sie mir gestohlen haben?«

Arthur Field nickte. »Rein hypothetisch.«

»Ja ... Ja, ich denke, das wären sie.« Da der Mann nichts erwiderte, führte Raymond weiter aus: »Ein paar davon waren robuste Hinterladergewehre. Im Fall dieser besonderen Waffen ist es ihre Schlichtheit, die sie so effektiv macht.«

Ich wachte plötzlich auf. In der kalten Nachtluft hatte ich wieder zu husten angefangen, und das hatte mich geweckt. In der Dunkelheit konnte ich das Licht der Gas-

lampen in den Rissen der Decke sehen. Ich setzte mich auf. Für einen Moment hörte ich die Stimme dieses alten Mannes in meinem Kopf widerhallen, so als würde sein Geist noch immer im Zimmer sein, obwohl der Traum zu Ende war. Dann war es ruhig im Haus. Stirling schlief mit dem Gesicht zur Wand. Die Kirchenglocke schlug zwei.

Ich bemerkte, dass das Buch auf meiner Bettdecke lag – dieses seltsame, schwarze Buch, das ich im Schnee gefunden und inzwischen völlig vergessen hatte. Es war aufgeschlagen. Ich griff danach, rieb mir die Augen und fing an zu lesen. Aber schon nach einer halben Seite war ich plötzlich hellwach und starrte den neuen Eintrag an.

Ich hatte plötzlich Angst. Es war nicht nur so, dass ich das Gefühl hatte, die Geschichte schon einmal gelesen zu haben. Es war bis zum letzten Wort, das der alte Mann gesprochen hatte, dieselbe wie in meinem Traum. Und in dem Buch ging die Geschichte weiter.

Raymond genoss es, einem so aufmerksamen Zuhörer von seinen Waffen zu erzählen. »Ja«, fuhr er fort. »Ich würde sogar so weit gehen zu behaupten, dass jemand eine funktionierende Nachbildung zumindest einer der einfacheren Waffen anfertigen könnte, vorausgesetzt, er verfügt über ausreichend Zeit, Geld und Geduld.«

Field gab keine Antwort. »Bitte nehmen Sie Platz«, sagte Raymond, um das nervtötende Starren des Mannes zu unterbrechen. Endlich setzte er sich. »Darf ich fragen, weshalb Sie sich so sehr dafür interessieren?«

»Oh ...« Der Besucher lachte zerstreut. »Ohne echten Grund – nur aus reiner Neugier. Es scheint ein recht seltsames Verbrechen zu sein.«

»Ja, es war wirklich seltsam«, bestätigte Raymond.

Dann erinnerte er sich plötzlich wieder, weshalb der Mann hier war. »Was nun die Butlerstelle betrifft ...«

»Oh, ja ... natürlich.« Doch das nachdenkliche Stirnrunzeln verschwand nicht vom Gesicht des Besuchers.

»Hören Sie. Ich würde Sie gern einstellen, aber wie Sie sagen, verfügen Sie weder über eine Ausbildung noch über Erfahrung. Haben Sie denn ansonsten irgendwelche Referenzen?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Ich habe in einem anderen Land und in einem vollkommen anderen Tätigkeitsfeld gearbeitet. Ich dachte nicht, dass ich irgendwann einmal Referenzen brauchen würde.«

»Wo haben Sie gearbeitet?«

»In Australien. Tatsächlich war ich bei der Armee.«

»Bei der Armee!« Raymond beugte sich gespannt nach vorn.

»Deshalb also Ihre Reaktion, als ich Sie fragte, ob Sie sich für Waffen interessieren ...«

Der Mann lachte und entblöbte dabei all seine Zähne, was ihm das Aussehen eines Totenschädels verlieh. »Genau.«

»Sie waren demzufolge bei den australischen Streitmächten?«

»Nein. Ich bin kein Australier.«

»Was haben Sie dann dort gemacht? Trainiert?«

Der Mann nickte. »In der Wüste ... der australischen Wüste.«

»Was haben Sie davor gemacht? Verzeihen Sie, dass ich frage, aber ich interessiere mich sehr für das Militär.«

»Davor? Wir haben ... Sie wissen schon ... Operationen durchgeführt.«

»Andere als militärische?«, fragte Raymond.

»Ja. Wie schnell man diese Dinge vergisst! Ja, wir ha-

ben in verschiedenen Ländern gearbeitet – ich fürchte, ich kann Ihnen keine Details nennen. Es war alles streng geheim.«

»Natürlich.« Raymond sah den Fremden mit wachsendem Respekt an. »Nun, noch einmal zurück zu diesem Job, Mr. Field. Ich würde Sie gerne einstellen – ich sehe, Sie sind ein ehrenwerter Mann –, aber wenn Sie über keinerlei Ausbildung verfügen, kann ich Ihnen nicht dasselbe zahlen wie einem erfahrenen Butler.«

»Ich glaube, dass wir uns missverstanden haben. Ich erwarte keine Bezahlung.«

Raymond sah ihn verwirrt an.

»Mir geht es nicht um Geld. Ich strebe lediglich danach, Erfahrungen zu sammeln. Ich nehme an, dass, für welchen Bewerber auch immer Sie sich entscheiden, er hier wohnen wird?«

»Natürlich.«

»Um mehr als das bitte ich nicht. Ich dachte nicht, dass Sie annehmen würden, ich würde Geld verdienen wollen, solange ich noch in der Ausbildung bin.«

»Ich kann Sie nicht umsonst hier arbeiten lassen«, widersprach Raymond.

»Sie sagten gerade, dass Sie niemanden bezahlen könnten, der über keinerlei Erfahrung verfügt.«

»Ich meinte, dass ich niemanden *einstellen* kann, der über keinerlei Erfahrung verfügt.« Aber Raymond wusste, dass er es dennoch tun würde. Er stand unter dem Bann dieses eigenartigen Mannes; die unheimlichen grauen Augen, das Totenkopf – lächeln und der Verstand hinter der Maske beiläufiger Gleichgültigkeit hatten ihn gefangen genommen, und er würde Arthur Field wider bessere Einsicht in seine Dienste nehmen.

Später betrachtete sich der frischgebackene Butler im Spiegel und lächelte grimmig. Er mochte weder Uniformen noch Speichelleckerei, und ebenso wenig gefiel es ihm, von Menschen, die nur halb so intelligent waren wie er, als ehrenwerter Mann bezeichnet zu werden.

Aber Überheblichkeit hat noch keinem geholfen, sagte er sich, während er ungeduldig das neue schwarze Jackett zurechtrückte. Er war wirklich überheblich. Hier hatte er Sicherheit, Arbeit, Essen und ein Dach über dem Kopf – und nicht zuletzt ein Versteck. Hier war er am Leben. Er stülpte eine Maske der Unterwürfigkeit über sein Gesicht, bevor er sich umdrehte, aus dem Zimmer marschierte und die Treppe hinunterging.

Nachdem ich das Buch zugeklappt hatte, saß ich für lange Zeit nachdenklich im Dunkeln – und als ich am nächsten Morgen aufwachte, war die Geschichte noch immer in meinem Kopf. Ich fragte mich, was wohl das sechzehnte und das neunzehnte Jahrhundert oder der Erste Weltkrieg sein könnten. Waren es englische Ausdrücke? Und falls ja, bedeutete das dann, dass diese Geschichte mit der anderen verknüpft war – mit der über unseren verbannten Prinzen und dem Mädchen mit den blauen Augen? Der Husten verfolgte mich die ganze restliche Woche über, und ich wurde ihn einfach nicht los, aber ich dachte nicht so viel darüber nach, wie ich es zuvor getan hätte. Stattdessen dachte ich über das Buch nach.

Am Freitag ließ die Kälte plötzlich nach. Der Regen lief in Schlieren an den Fenstern des Klassenzimmers hinab, und ich saß da, beobachtete sie und dachte wieder über diese Geschichte nach. Inwiefern betraf sie mich? Wenn sie nichts mit mir zu tun hatte, verstand ich nicht, weshalb ich, schon bevor die Schrift aufgetaucht war,

von dem alten Mann und dem Fremden geträumt hatte. Es war sehr seltsam. Ich hatte versucht, das Ganze aus meinem Kopf zu verbannen, aber ich konnte es nicht.

In diesem Moment trommelte etwas auf den Tisch vor mir. Es war ein Gewehr. Ich starrte es an, dann hob ich blinzelnd den Kopf.

Sergeant Bane sah mit belustigter Miene zu mir herunter. »North, wir gehen raus, um zu exerzieren«, sagte er. »Du warst in Gedanken hundert Kilometer weit weg.« Ich bemerkte, dass der Rest meines Zugs – mit hochgeschlagenen Mantelkragen, um sich gegen den strömenden Regen zu schützen – bereits nach draußen auf den Hof trabte. »Beeil dich!«, sagte Sergeant Bane. Ich kam stolpernd auf die Füße, schnappte mir meinen Mantel und das Gewehr, dann rannte ich hinter den anderen her.

Wir trainierten jetzt härter als je zuvor. Jeden Morgen machten wir eine Stunde lang Schießübungen, dann kam das Hanteltraining und schließlich rannten wir noch zwanzig Runden um den Hof. Aber niemand strengte sich an jenem Tag besonders an, und spätestens als es ans Laufen ging, war jeder von uns nur noch halbherzig bei der Sache. Obwohl der Regen endlich nachgelassen hatte, war der Matsch noch immer glitschig, und ich rutschte mehrmals aus und fiel hin. Ich versuchte zu rennen, aber alle paar Meter beugte ich mich hustend vornüber.

»Laufen, North!«, rief Sergeant Bane mir aus dem Schutz des überstehenden Dachs entgegen. Ich stolperte weiter.

Es war während des Laufens, dass ich wieder an das Buch dachte und mir auffiel, dass die Waffe in meiner Hand ebenfalls ein Hinterladergewehr war. Und dann erinnerte ich mich plötzlich, dass es vor langer Zeit ein Gerücht gegeben hatte, demzufolge unsere militärische

Technologie in einem Land entwickelt worden war, das so fern war wie England. Nur ein Gerücht. Ich verfiel in einen gemächlichen Trab und untersuchte das Gewehr. Ich wusste nicht, ob es eine einfache Waffe war, so wie die, von denen der alte Mann und der Fremde gesprochen hatten. Vielleicht gab es in anderen Ländern – Ländern wie England – Waffen, die viel fortschrittlicher waren als diese hier. Ich wusste es nicht.

Da kam Sergeant Markey um die Ecke eines Gebäudes gebogen und führte Stirlings Zug auf den Hof. Er stellte sich neben Sergeant Bane unter das schützende Dach, musterte uns mit einem abfälligen Schnauben und sagte etwas, das ich nicht hören konnte.

»North, du läufst zu langsam!«, brüllte Sergeant Bane mir zu.

Ich lag eine halbe Runde hinter den anderen zurück. Ich spurtete los, um sie einzuholen, und dadurch fing ich wieder an zu husten.

»Eine Runde noch, dann könnt ihr gehen«, rief Sergeant Bane, als wir an ihm vorbeiliefen. Ich hielt in der Gruppe jüngerer Schüler nach Stirling Ausschau und winkte ihm kurz zu. Er grinste als Antwort.

»North«, sagte Sergeant Markey plötzlich. »Komm hier rüber.«

Ich blieb auf der Stelle stehen. Stirling war ebenfalls stehen geblieben, doch Markey meinte mich. »Komm her!«, wiederholte er. »Jetzt sofort.«

Ich lief zu ihm. Ich hustete wieder und konnte seinen Gesichtsausdruck erst sehen, als ich mich wieder aufrichtete. Er schien zu lächeln, aber das beruhigte mich nicht.

»Mir ist aufgefallen, dass North sich nicht angestrengt hat«, sagte er zu Sergeant Bane gewandt. Seine Stimme klang sehr vernünftig. »Also kann er vielleicht für weitere

anderthalb Stunden mit meinem Zug trainieren. Es wäre mir ein Vergnügen, ihn zu beaufsichtigen.«

»Wenn man seinen gesundheitlichen Zustand bedenkt ...«, begann Sergeant Bane einzuwenden, aber dann schien er seine Meinung zu ändern. »Danke, Sergeant Markey. Schicken Sie ihn einfach rein, sobald er fertig ist.«

Nachdem mein Zug wieder drinnen war und Stirlings mit dem Laufen angefangen hatte, wandte sich Sergeant Markey zu mir um. »Du hältst dich wohl für zu gut, um hart zu trainieren«, sagte er sehr leise. »Du hältst dich für einen verdammten Prinzen, North. Diese eineinhalb Stunden werden dir eine Lehre sein.« Er starrte mich unverwandt an, um mich zu zwingen wegzusehen. Ich tat es nicht. »Dreißig Runden«, sagte er schließlich. »Heb das Gewehr über den Kopf. Wenn du es senkst, fängst du von vorne an.«

Noch immer hustend lief ich los. »Eins!«, rief er, als ich das erste Mal an ihm vorbeikam. »Zwei!« Ich versuchte, wieder an die Geschichte zu denken, so als würde ich damit den scharfen Schmerz in meiner Brust nicht spüren, aber es funktionierte nicht. Ich kam bis Runde sechs, dann stolperte ich und ließ das Gewehr fallen. Ich beugte mich vornüber, um wieder zu Atem zu kommen.

Sergeant Markey hob die Waffe auf und drückte sie mir in die Hände, dann gab er mir einen harten Stoß gegen die Schulter, damit ich mich aufrichtete. »Wirst du jetzt aufgeben?«, fragte er, sein Gesicht ganz nah an meinem. »Ich habe dir befohlen, dreißig Runden zu laufen und das Gewehr dabei nicht zu senken. Möchtest du vielleicht lieber etwas anderes trainieren? Gewichtheben? Oder einfach aufgeben? Ist es das, was du willst?« Ich schüttelte den Kopf. »Wie war das?«

»Nein«, murmelte ich.

»Nein, Sergeant Markey!«, brüllte er und boxte mich wieder gegen die Schulter.

»Nein, Sergeant Markey«, wiederholte ich. Ich betonte das Wort »Sergeant«, als würde ich mit einem Geisteskranken sprechen, der auf dieser unangemessenen Anrede besteht. Ich hätte es nicht so betonen sollen.

Er fixierte mich einen Moment, während ich hustend und nach Luft schnappend vor ihm stand. Dann glitt sein Blick zu den jüngeren Schülern. »Lauf schneller, North!«, brüllte er Stirling an. »Du bist genauso langsam wie dein verfluchter Bruder! Hörst du mich?«

Er wandte sich wieder mir zu. »Das ist jetzt deine erste Runde«, sagte er. »Fang an.«

Ich starrte ihn wortlos an. In dieser Sekunde beschloss ich, die dreißig Runden zu laufen, selbst wenn es mich umbringen sollte. Ich hustete und keuchte, aber trotzdem rannte ich wieder los und hielt die Arme dabei senkrecht über dem Kopf. Sie begannen, bis runter zu meinen Schultern vor Schmerz zu brennen, und das Gewehr wurde so schwer, dass ich mein Tempo verlangsamten musste. Aber ich lief weiter. Jedes Mal, wenn ich an Sergeant Markey vorbeikam, starrte er mir direkt in die Augen, so als ob er versuchen würde, mich mit seinem finsternen Blick aus der Fassung zu bringen. Inzwischen brannte mein ganzer Körper, nur meine Haut war kalt vom Regen und von dem Schweiß, der sich auf ihr bildete.

In der einundzwanzigsten Runde stürzte ich mitten im Schlamm auf die Knie. Wieder brüllte er irgendetwas, aber plötzlich konnte ich nichts mehr hören. Ich sah, dass Stirling sich umdrehte und »Leo« sagte, aber ich konnte auch seine Stimme nicht hören. Dann kam er zu mir gerannt und griff nach meinem Arm. Danach wurde alles schwarz.

*Irgendwo unter mir höre ich jemanden lachen. Ich zucke zusammen und lasse das Buch fallen. Mein Herz schlägt rasend schnell. Ich stehe auf und gehe zur Balkonbrüstung. Ich muss langsam den Verstand verlieren, wegen eines so winzigen Geräuschs weit unten in einem dieser hell erleuchteten Räume so zu erschrecken. Aber ich konnte nichts dagegen machen. Ich war weit weg gewesen und hatte vergessen, dass ich in Wirklichkeit noch hier bin. Vielleicht ist das verrückt. Du hast mir einmal gesagt, dass der Wahnsinn nur eine Grenzlinie ist, die von niemandem als den Menschen gezogen wird und ansonsten keinerlei Bedeutung hat. Aber du siehst es als Theorie. Du bist niemals in der Nähe dieser Linie gewesen.*

*Ich habe versucht, dir von meinem alten Leben zu erzählen und davon, wie die Dinge waren. Vielleicht war ich zu unbesonnen; vielleicht war ich zu stolz. Aber du musst verstehen, dass ich mich wie in einer Falle gefühlt habe. Ich fühlte mich, als würde man mich in Richtungen zerren, die ich nicht einschlagen wollte. Und jede Reaktion, die ich erzwang, indem ich mich wehrte, gab mir das Gefühl, noch am Leben zu sein. Ich trieb Großmutter zur Verzweiflung und legte mich mit Sergeant Markey an, weil ich nichts auf der Welt mehr wollte, als frei zu sein. Ich glaubte, dass mich niemand zu irgendetwas zwingen könnte. Ich sah damals oft zu den Sternen hoch und dachte dabei: Das ist Leo da oben, und niemand kann mich erreichen. Ich weiß nicht, ob es stimmte.*

*Während all dieser Jahre hielt ich mich für unglücklich. Ich glaube inzwischen nicht mehr, dass ich es war. Du hast mir einmal etwas gesagt, das sich in meinem Kopf festgesetzt hat, nämlich, wie gefährlich Gedanken*

*sein können, wenn man in einer schlimmen Situation ist. Dass, wenn man sich von Gedanken trösten und leiten lässt, man plötzlich nicht mehr weiß, was wahr ist. Man sieht sein Leben dann nicht mehr so, wie es tatsächlich ist. Du meinst nur, dass du glücklich bist. Ich erkenne inzwischen, dass das auch in die andere Richtung gilt. Du hältst dich für unglücklich, obwohl du es gar nicht bist. Das ist es, was ich getan habe.*

*Von der Brüstung dieses höchsten Balkons aus kann ich die Laternen erkennen, die man zwischen den Bäumen des Dachgartens aufgehängt hat. Ich sehe, wie die Lichter flackern, wenn der Wind mit ihnen spielt, und die Menschen, die wie Schatten zwischen den Bäumen umherschlendern. Ich kann die wenigen Kutschen sehen, die sich weit unter mir in den Straßen der Stadt bewegen. Ich denke plötzlich, dass ich alles dafür geben würde, zu diesen Tagen zurückzukehren.*

*Ich überprüfe die Lampe, setze mich mit dem Rücken an die Wand und schlage das Buch wieder auf. Ich werde nun den Rest lesen; ich habe noch immer Zeit. Ich kann die Uhr zwar nicht zurückdrehen, aber ich kann noch immer diese Worte lesen.*



Als ich wieder erwachte, sah ich nichts als das stechende Blau des Himmels. Ich lag da, starrte es an und glaubte, dass ich zu Hause in meinem Bett wäre. Aber dann hörte ich eine Stimme und bemerkte, dass die Fenster über mir hoch und schmal waren – nicht wie die rautenförmigen Scheiben meines Schlafzimmerfensters.

»Leo, wach auf«, sagte Stirling gerade. Ich drehte mich auf die andere Seite und erinnerte mich, was passiert war. Er kniete neben mir, legte den Arm um meine Schultern und machte ein Geräusch wie ein Schluchzen. Und es war eines, denn als er sich zurückzog, konnte ich die Tränen in seinen Augen sehen.

»Ich bin okay«, sagte ich und versuchte, mich aufzusetzen. Aber das Zimmer drehte sich, sodass ich mich wieder hinlegte und die Augen schloss. »Wo sind wir?«

»Im Büro des Colonels.« Ich spürte, wie Stirling meine Hand nahm.

Dann sprach ganz in der Nähe eine andere Stimme. »North, kannst du mich hören?« Ich sah hoch. Es war der Colonel.

Er kniete sich neben mich. »Du bist ohnmächtig geworden. Du bist übrigens nicht der Erste, dem das passiert.

Wir haben dich hier reingebracht, damit du dich ausruhen kannst.«

»Du hast so lange geschlafen.« Stirling umklammerte noch immer meine Hand. »Ich hab die ganze Zeit über mit dir gesprochen, aber du hast mich nicht gehört.«

»Es waren nur fünf Minuten«, sagte der Colonel. »Nichts, worüber man sich Sorgen machen müsste.«

Alles war noch immer seltsam distanziert. Es gelang mir, mich aufzusetzen, und ich lehnte mich gegen die kühle Steinmauer. Stirling wollte meine Hand nicht loslassen.

»Du wirst heimgehen und dich erholen müssen.« Der Colonel wandte sich an Stirling. »Du kannst deinen Bruder doch nach Hause bringen, oder?«

»Ja. Ich werde mich um Leo kümmern.«

»Guter Junge.«

Wir blieben schweigend sitzen. Ich beobachtete das Sonnenlicht auf den Papieren, die den Schreibtisch des Colonels bedeckten, und die vierzackigen Sterne, die es auf die Glasschränke an den Wänden warf. Es war eigenartig. Alles wirkte verändert, seit ich aufgewacht war. Ich kann es nicht erklären, aber es fühlte sich an, als wäre ich an einem völlig anderen Ort. Die Welt hatte sich verändert. Oder vielleicht lag es nur daran, dass die Sonne herausgekommen war. Stirling saß neben mir und hielt meine Hand, und ich ließ es zu. Schließlich standen wir auf und machten uns auf den Heimweg.

»Großmutter wird wütend werden«, murmelte ich, als wir den Paradiesweg hinuntergingen. »Besonders, wenn sie hört, dass ich bestraft wurde, weil ich mich wieder nicht genügend angestrengt habe.«

Aber ich täuschte mich. Sobald wir durch die Tür kamen, stand Großmutter aus ihrem Schaukelstuhl auf und musterte mich mit so tiefer Besorgnis, dass ich erschrak.

Ich ging ins Schlafzimmer und legte mich auf mein Bett, während Stirling ihr alles erklärte. »Erzähl es mir noch mal – erzähl mir ganz genau, was passiert ist«, sagte Großmutter und beugte sich besorgt über mich.

»Ich bin beim Laufen ohnmächtig geworden. Das ist alles. Ich hätte aufhören sollen, als ich müde wurde, aber ich habe weitergemacht. Jetzt geht's mir wieder gut.«

Sie legte ihre Hand auf meine Stirn. »Du scheinst kein Fieber zu haben. Aber dieser Husten ist noch schlimmer geworden.« Besorgt wand sie ihre Finger ineinander. »Ich werde den Priester holen, damit er nach dir sieht. Pater Dunstan wird wissen, ob es etwas Ernstes ist.«

»Es ist nichts Ernstes«, protestierte ich. »Großmutter, du brauchst Pater Dunstan nicht zu holen.« Aber sie war schon aus der Tür.

Etwa eine halbe Stunde später kehrte sie mit dem Priester zurück. »Ich bete zu Gott, dass es nicht das Stille Fieber ist.« Sie stand ängstlich hinter ihm, während er meinen Puls maß.

Er schüttelte den Kopf. »Es ist Erschöpfung. Deshalb wurde Leonard ohnmächtig.« Er wandte sich an mich. »Ruh dich ein oder zwei Tage aus. Schlaf, so viel du kannst. Ich glaube, du hast über lange Zeit viel zu hart trainiert.«

Nachdem Pater Dunstan gegangen war, sahen Großmutter und Stirling mich immer noch so besorgt an, dass ich lachen musste. »Ich habe doch gesagt, dass es nichts Ernstes ist. Es ist wirklich albern. Normalerweise kann ich dreißig Runden ohne Probleme laufen.«

»Du bist keine dreißig Runden gelaufen«, sagte Stirling. »Es waren eher fünfzig. Sergeant Markey hat dich immer wieder von vorne anfangen lassen.«

»Ich hätte sehen müssen, dass du müde bist, Leo«, meinte Großmutter kopfschüttelnd. »Ich hätte sehen müssen, dass dieses ganze Militärtraining zu viel für dich ist.«

»Es ist nicht zu viel für mich«, widersprach ich. »Es war die Schuld von diesem Schweinehund Markey.«

Ich sah sie an, und mir fiel mir auf, dass sie nicht sauer war, weil ich mit solchen Bezeichnungen um mich warf. Und ich war froh darüber, was seltsam war. Sie wies mich auch nicht zurecht, weil ich Sergeant Markey einfach nur »Markey« genannt hatte. Sie sah mich einfach weiter auf diese eigenartige, besorgte Weise an und deckte mich wärmer zu.

»Ich habe gedacht, du würdest sterben!«, rief Stirling plötzlich aus und fasste nach meinem Arm. »Als ich gesehen habe, wie du gestürzt bist, dachte ich, du würdest nicht wieder aufstehen. Ich dachte, du wärst schwer verletzt.«

»Er ist hart im Nehmen, unser Leo«, sagte Großmutter. »Dreißig Runden in diesem Hof müssen mehrere Kilometer sein.« Sie nahm meine Hand, aber ihre eigene zitterte leicht. Ich konnte die zerbrechliche Erleichterung in ihrem Gesicht sehen. Sie braucht mich, dachte ich, trotz unserer vielen Streitereien. Für ein paar Minuten hatte sie geglaubt, dass ich sehr krank wäre, und sie konnte die Vorstellung nicht ertragen, mich zu verlieren. Dieser Gedanke war tröstlich, denn er war mir nie zuvor in meinem Leben gekommen. Wir saßen da, wir drei, und unterhielten uns, als hätten wir uns seit Tagen oder Jahren nicht gesehen, während die Sonne auf Fensterhöhe sank und den ganzen Raum erhellte.

An diesem Nachmittag ging Großmutter zum Markt, während Stirling neben meinem Bett saß und mit mir

redete. »Hilf mir, aufzustehen«, sagte ich nach einer Weile. »Ich gehe runter in den Waschraum.«

»Jetzt? Das ist aber keine so gute Idee. Ich glaube, du solltest im Bett bleiben. Was, wenn du wieder ohnmächtig wirst?«

»Es wird schon nichts passieren. Ich werde vorsichtig sein.«

»Ich finde nicht, dass du in die Kälte rausgehen solltest«, widersprach Stirling. »Zur Not kannst du immer noch einen Eimer benutzen.«

»Dafür bin ich nicht krank genug«, sagte ich bestimmt. »Abgesehen davon ist es nicht kalt. Siehst du, die Sonne scheint.«

Sie hatte damit nicht mehr aufgehört, seit ich im Büro des Colonels aufgewacht war und ihre Strahlen durch die hohen Fenster gesandt hatte.

»In Ordnung«, sagte Stirling zögernd. »Aber ich helfe dir.«

Obwohl mir nicht schwindlig war, stützte er meinen Arm, als ich aufstand. Ich zog meine Armeeuniform an, weil ich nur die Hand danach ausstrecken musste. Ich knöpfte das Hemd zur Hälfte zu und legte mir die Jacke locker um die Schultern. »Setz dich noch mal hin«, wies Stirling mich an und bestand dann darauf, mir die Stiefel anzuziehen.

»Müh dich nicht mit den Schnürsenkeln ab«, sagte ich. Er hatte immer noch Probleme mit Schnürsenkeln. Er nahm mich wieder am Arm, und wir gingen in Richtung Tür. Als wir am Spiegel vorbeikamen, sah ich, dass auf meinen Haaren und an der Seite meiner Uniform Schlamm war und mein Gesicht immer noch eine gelbliche Farbe hatte. »Ich sehe nicht gerade vorzeigbar aus«, sagte ich und versuchte, meine Haare zu glätten.

»Du bist eitel, Leo«, meinte Stirling lachend. »Niemand wird dich sehen.«

Noch immer kam mir alles seltsam distanziert vor, und meine Muskeln zitterten nun von dem zu harten Ausdauertraining am Vormittag. Als wir uns dem unteren Ende der Treppe näherten, wurde mir wieder übel, und die Dunkelheit versengte meine Augen. Ich konnte Stirlings Stimme hören, aber sie wurde von einem schmerzhaften Pochen in meinen Schläfen überlagert.

»Setz dich hin«, entschied er. »Sonst kippst du noch um.« Er drückte mich resolut auf die Treppe runter. »Halt deinen Kopf nach unten.« Ich legte meinen Kopf auf die Knie und schloss die Augen. »Ich hab dir doch gesagt, dass das keine gute Idee ist.«

Dann wurde meine Sicht wieder klar, und das Pochen in meinen Schläfen verlor an Intensität. Ich stand auf, und wir kämpften uns die letzten paar Stufen hinunter. Sogar als er die Tür öffnete, ließ Stirling mich nicht los, und ich war froh darüber. Er hielt mir die Tür auf, aber mir wurde wieder schwindlig, und ich konnte nichts sehen. Ein Brechreiz brodelte in meiner Kehle hoch. Würgend beugte ich mich vornüber, und ein schmerzhafter Stich fuhr mir in den Magen.

Stirling ließ mich nicht fallen. »Du bist zu schnell aufgestanden. Du hättest deinen Kopf langsam hochnehmen sollen.«

Plötzlich fragte eine andere Stimme: »Ist alles in Ordnung mit ihm?«

»Mein Bruder ist krank«, sagte Stirling und fügte hinzu: »Keine Sorge, es ist nicht ansteckend. Außer Erschöpfung wäre ansteckend.«

Jemand lachte.

Ich lehnte mich an den Türstock, schnappte nach Luft

und versuchte zu erkennen, um wen es sich handelte. Jemand kam die Treppe herunter, und als sich meine Sicht langsam wieder klärte, sah ich ein Mädchen etwa in meinem Alter, das irgendein schweres Bündel in den Armen hielt.

Die Haare hingen dem Mädchen nachlässig über die Schultern, aber so, als ob es gewollt wäre – als ob sie sie zurückgeworfen hätte, damit sie wieder nach vorne und über ihre Ohren fallen würden. Als sie näher kam, warfen ihre langen Wimpern in dem Licht, das von der geöffneten Tür aus auf sie fiel, spinnenbeinartige Muster auf ihre Wangen. Ihre Ohrringe waren teuer, aber sie ließen sie dagegen nicht unscheinbar wirken, wie sie es bei einem anderen Mädchen getan hätten.

Da war etwas an ihrem Mund, das mich dazu brachte, ihn ansehen zu wollen. Er war perfekt. Ihre Lippen waren absichtlich leicht geöffnet, so als wüsste sie, dass sie dadurch hübscher aussah, aber die Pose wirkte nicht natürlich. Ich merkte, dass ich sie anstarrte, und sah schnell weg. Sie lächelte, und ich versuchte zurückzulächeln.

»Wohnt ihr hier?«, fragte sie. Ich öffnete den Mund. Verdämmt, war sie hübsch! Sie war wie ein Schmuckstück, das man wegschließen sollte, damit es nicht kaputt ging. Ich klappte den Mund wieder zu.

»Ja«, antwortete Stirling.

»Ich auch«, sagte das Mädchen. »Wir sind gerade in die oberste Wohnung gezogen.«

»Freut mich, dich kennen zu lernen. Ich heiße Stirling, und das ist mein Bruder Leo. Er ist krank. Er wurde beim Training ohnmächtig, aber es geht ihm schon wieder besser.« Ich versuchte noch mal zu lächeln – ohne Erfolg.

»Ich bin Maria«, stellte sie sich vor. »Das hier ist An-

selm.« Ich realisierte, dass sie auf das Bündel zeigte und dass es sich dabei um ein Baby handelte.

»Anselm?«, fragte Stirling.

»Ja, er ist nach einem Heiligen benannt. Nach einem englischen Heiligen sogar.« Sie stand nun direkt neben uns. Stirling beugte sich zu ihr, um ihn anzusehen.

»Er ist süß. Und er sieht genauso aus wie du. Ist er dein Bruder?«

»Nein, es ist meins.«

»Dein was?« Ich versuchte, Stirlings Arm abzuschütteln.

»Meins«, wiederholte sie, und es schien ihr nichts auszumachen. »Mein eigenes Baby.«

»Oh«, machte mein Bruder. »Bist du verheiratet?«

Ich griff mir unwillkürlich mit der Hand an den Kopf.

Das Mädchen sah mich an. »Hast du Kopfschmerzen? Wie gedankenlos von mir. Ihr müsst wegen mir hier in der Kälte rumstehen, obwohl du krank bist. Entschuldige.«

»Mach dir keine Gedanken«, versuchte ich sie mit mäßigem Erfolg zu beschwichtigen.

»Könnt ihr mir sagen, wo der Waschraum ist?«, fragte Maria.

»Dort draußen.« Stirling deutete in Richtung Tür.

»Über den Hof.«

»Danke.«

Wir folgten ihr durch die Tür, wobei Stirling mich noch immer stützte. Sie blieb stehen und betrachtete stirnrunzelnd die schmutzigen Mauern und hohen Häuser, die das Sonnenlicht aussperrten.

»Ich fürchte, es ist nicht besonders hübsch hier«, sagte Stirling, als ginge es um sein eigenes Wohnzimmer.

»Ein paar Pflanzen würden meiner Meinung nach einen gewaltigen Unterschied ausmachen.«

Da realisierte sie, dass wir ebenfalls auf dem Weg zum Waschraum sein mussten. »Du solltest zuerst gehen.«

»Nein ...«, widersprach ich matt und wünschte mir, dieses Gespräch nicht führen zu müssen.

»Doch«, beharrte sie. »Je schneller du wieder ins Bett kommst, desto besser.«

Ich hatte nicht die Kraft, weiter zu protestieren. Stirling half mir über den Hof bis zur Tür des Waschrums, und ich ging allein hinein. Ich konnte sie noch immer draußen reden hören und spitzte die Ohren für den Fall, dass sie annahmen, ich könnte sie nicht hören.

»Dein Bruder hat dich nicht mit reingehen lassen.« Sie nahm kein Blatt vor den Mund, so viel stand fest. »Was, wenn er wieder ohnmächtig wird?«

»Selbst wenn er im Sterben läge, glaube ich nicht, dass er mehr Hilfe annehmen würde als unbedingt nötig.«

»Er ist also stolz?« Ich konnte Stirlings Antwort nicht verstehen. »Aber Stolz ist nicht unbedingt schlecht. Auf gewisse Weise ist er eine Tugend.«

»Das habe ich gemeint«, sagte Stirling. Es folgte eine kurze Pause. Das Baby gluckste. Dann wieder Stirlings Stimme: »Bist du verheiratet?«

»Nein. Du?« Er lachte. Das Baby begann schrill zu weinen, und das Mädchen machte ein beruhigendes Geräusch.

»Also wohnst du hier allein mit Anselm?«, fragte Stirling, nachdem das Baby sich beruhigt hatte.

»Und mit meiner Mutter.«

»Wo ist dein Vater?«

»Er kämpft an der Grenze zu Alcyria. Da, wo auch dein Bruder schon bald sein wird, schätze ich. Ich erkenne an seiner Kleidung, dass er Soldat ist.«

Ich sah an meiner Uniform hinunter und erinnerte

mich, dass meine Schnürsenkel offen waren, meine halbe Brust entblößt war und Schlamm in meinen Haaren klebte. Ich gab wirklich einen feinen Soldaten ab.

»Er ist auf der Militärschule«, sagte Stirling. »Danach wird er noch zweieinhalb Jahre lang bei der Armee ausgebildet.«

»Ich hätte ihn seinem Aussehen nach für älter gehalten.«

»Nein, er ist fünfzehn.«

»Genau wie ich.«

»Ich bin acht«, sagte Stirling. »Ich bin auch auf der Militärschule. Aber es gefällt uns dort nicht. Am schlimmsten ist mein Lehrer – sein Name ist Markey. Eigentlich Sergeant Markey. Er ist wirklich gemein. Ich will kein Soldat sein, wenn ich groß bin, und Leo auch nicht. Er könnte ein –«

Ich öffnete hastig die Tür, und das Mädchen sagte mit einem winzigen Lächeln: »Ich sehe deinem Bruder an der Nasenspitze an, dass er meint, du hättest schon genug gesagt.«

Sie schob die Tür mit ihrer freien Hand auf und sah mit einem Ausdruck der Verachtung hinein. »Der Waschraum ist auch nicht sehr hübsch«, sagte Stirling entschuldigend.

»Egal. Zumindest gibt es einen Spiegel, eine Dusche und ein Waschbecken.«

»Aber nur kaltes Wasser.«

»Hm, okay.« Sie verlagerte das Gewicht des Babys, um es bequemer halten zu können.

»Soll ich ihn so lange für dich halten?«, fragte Stirling.

»Dein Bruder will bestimmt zurück ins Bett.«

»Nein, nein«, widersprach ich. »Ich werde mich einfach hier hinsetzen.« Ich ließ mich auf den Boden sinken und lehnte mich gegen die Mauer.

»Danke.« Das Mädchen übergab Stirling das Baby. »Halt deine Hand hinter seinen Kopf.« Sie wartete einen Moment, um sicherzugehen, dass Stirling ihn nicht fallen lassen würde.

Als sie die Tür hinter sich zumachte, begann das Baby zu schreien. Stirling versuchte, es auf dieselbe Art zu beruhigen, wie Maria es getan hatte, und schaukelte es dabei auf und ab, aber es schrie weiter. Das Weinen wurde so beharrlich und kläglich, dass Stirling laut fragte: »Ist er okay?«

»Ich glaube, er ist nur hungrig«, rief Maria zurück.

»Ich habe eine Süßigkeit in meiner Tasche.«

»Gib ihm das nicht. Er bekommt immer noch Milch.«

»Oh, na schön.« Stirling schaukelte das Baby weiter und streckte ihm einen Finger entgegen, damit es ihn halten konnte. Anselm griff danach und hörte gerade lange genug zu schreien auf, um Luft zu holen, doch dann brüllte er nur noch lauter als zuvor.

Mir wurde langsam wieder schwindlig, und meine Sicht schien irgendwie zu verschwimmen. In meinem Kopf und meinem Nacken spürte ich ein ekliges heißkaltes Prickeln. Ich sah zu Boden und konzentrierte mich auf die Risse in den Pflastersteinen, um einen klaren Blick zu behalten.

»Alles in Ordnung, Leo?«, fragte Stirling.

Ich nickte. Einen Augenblick später hörte ich die Waschraumtür aufgehen, und das Weinen des Babys verebbte zu einem unzufriedenen Quengeln.

»Du siehst nicht gut aus«, sagte Maria – sie sprach mit mir.

Ich schaffte es, den Kopf zu heben und sie anzusehen.

»Dein Gesicht ist kalkweiß. Lieber Himmel – es tut mir leid, dass ich euch so lange hier unten festgehalten habe.«

Stirling streckte mir die Hand entgegen und half mir auf. Ich schwankte und musste mich an der Wand abstützen. Ich hielt mich an seiner Schulter fest, während wir uns in Richtung Tür kämpften. Maria hielt sie uns auf.

Ich konnte nicht klar erkennen, wohin ich meine Füße setzte, besonders als wir vom Hof in das dunkle Treppenhaus traten. Aber ich legte eine Hand aufs Treppengeländer, während Stirling mich am anderen Arm stützte, und so schaffte ich es langsam die Stufen hoch.

Maria folgte uns den ganzen Weg nach oben, wobei sie immer wieder sagte: »Es tut mir leid, dass ich nicht helfen kann.« Und sie klang so, als ob sie es wirklich meinte.

Als wir endlich vor unserer Wohnung standen, musste Stirling seinen Schlüssel herausholen. Ich suchte währenddessen Halt, aber die Wand schien von mir wegzugleiten.

»Hier, halt dich an mir fest«, sagte Maria. Sie schob das Baby ein Stück hoch und streckte mir den freien Arm entgegen. Ich versuchte, ihn vorsichtig zu nehmen, aber sie schlang ihn mir um die Taille und zog mich plötzlich an sich. »Ich werde dich nicht fallen lassen«, versprach sie. Sie war stark. Ich konnte ihr aus dieser Nähe nicht ins Gesicht sehen, aber dafür sah sie mich an. Ich war mir schmerzlich ihrer Finger an meinen Rippen bewusst – und ihres Körpers, der sich so eng an meinen drückte, dass ich jeden einzelnen ihrer Atemzüge spüren konnte.

Endlich bekam Stirling die Tür auf. Ich ging zu ihm rüber und stützte mich wieder schwer auf seine Schulter.

»Auf Wiedersehen, Maria«, sagte Stirling. »Auf Wiedersehen, Anselm.«

»Auf Wiedersehen«, erwiderte sie. »Mach winkewinke, Anselm.« Sie hob die Hand des Babys zu einem Winken, und es gluckste uns an, während Spuckefäden

über sein Kinn liefen. Dann sagte sie plötzlich ganz förmlich: »Es war schön, euch kennen zu lernen.«

»Uns hat es auch gefreut«, erwiderte Stirling, und ich brachte ein kleines Nicken zustande.

»Ich hoffe, dass du dich schnell erholst, Leo.« Dann eilte sie die Treppe hinauf, allerdings vorsichtig, um das Baby nicht zu gefährden.

Ich verschief den restlichen Nachmittag. Als ich aufwachte, war es schon Abend. Ich konnte gedämpfte Stimmen im Wohnzimmer hören und etwas, das auf dem Herd zischte. Stirling stand auf die Rückenlehne des Sofas gestützt im Licht, das vom Fenster hereinsickerte, und unterhielt sich mit Großmutter. Ich setzte mich auf, er hörte es und kam zur Tür.

»Jetzt bist du also endlich wach«, sagte er und ließ sich auf das Fußende von meinem Bett plumpsen. »Fühlst du dich besser?«

Ich nickte. »Ich weiß nicht, warum ich ohnmächtig geworden bin. Tut mir leid, dass ich dir Angst gemacht habe, Stirling. Jetzt geht's mir wieder gut.« Es war fast die Wahrheit. Und als ich aufstand, war mir nicht mehr schwindlig. Ich zog mich schnell an und folgte ihm zurück ins Wohnzimmer.

Großmutter lächelte mich von der Küche aus an. »Ich koche dir gerade eine Suppe.«

»Du musst hungrig sein«, meinte Stirling, als wir uns an den Tisch setzten. »Es gibt Broccolisuppe, mit Kartoffeln und fettem Fleisch.«

»Okay!«, unterbrach ich ihn. »Bitte erzähl mir nichts davon.« Mir war nach diesem Morgen immer noch schlecht. »Ich bin sicher, dass ich Hunger bekomme, wenn ich es sehe.«

Stirling hatte die Zeitung vor sich liegen, und er beugte nun den Kopf und versuchte, die Schlagzeile zu entziffern. Nach einer Weile gab er auf und faltete sie zusammen. »Ich hab Maria noch mal getroffen«, sagte er und sah hoch. »Ich hab ihr geholfen, ein paar von ihren Kisten in die Wohnung zu tragen.«

»Ach ja?« Ich sah ihn an.

»Sie ist wie eine Prinzessin«, sagte er. Ich nickte. »Aber trotzdem freundlich«, fuhr er fort. »Sehr hübsch. Nettes Baby.« Es hörte sich an, als würde er diese Punkte beim Sprechen an seinen Fingern abzählen. Aber das tat er nicht. »Sie hat dich ganz schön fest gehalten, oder? Heute Morgen, als ich die Tür aufgeschlossen habe.«

»Ja«, sagte ich vorsichtig. »Ziemlich fest.«

»Du hättest dich sehen sollen. Du bist knallrot geworden.«

Ich erschrak. »Wirklich?«

»Ich glaube nicht, dass sie es gemerkt hat. Sie hat heute Nachmittag nichts davon gesagt. Höchstwahrscheinlich hat sie gedacht, dass es nur irgendein Fieberanfall ist.« Ich lachte. »Findest du auch, dass sie hübsch ist?«

»Na ja, ich schätze schon ...«

»Wer?«, wollte Großmutter wissen, als sie die Schüsseln auf den Tisch stellte.

»Das Mädchen, das wir heute kennen gelernt haben«, antwortete Stirling. »Maria. Sie ist in die obere Wohnung eingezogen. Sie war sehr nett. Sie hat Leo geholfen, als ihm schlecht wurde, damit ich die Tür aufmachen konnte.«

Großmutter setzte sich und begann, die Suppe auszuschöpfen. »Jemand Nettes im Haus – das ist mal eine angenehme Abwechslung nach den letzten paar Bewohnern.«

»Können wir sie irgendwann mal zu uns einladen?«, fragte Stirling. »Wir sollten ihre ganze Familie einladen, um sie zu begrüßen.«

»Natürlich«, erwiderte Großmutter entgegen ihrem sonstigen Naturell. »Wer ist da noch? Ihre Eltern?«

»Ihre Mutter«, antwortete Stirling. »Und ihr Baby – sein Name ist Anselm. Er ist sehr süß, auch wenn er ziemlich viel weint.«

»Ihr Baby? Wie alt ist dieses Mädchen?«

»Fünfzehn. Genau wie Leo.«

»Und wo ist ihr Ehemann?«

»Sie hat keinen.«

Großmutter hob die Brauen. »Ich bin überrascht, dass sie euch das so freimütig erzählt hat.«

»Aber ich habe sie gefragt.«

»Stirling! Du hast sie gefragt, ob sie verheiratet ist?« Großmutter sah ihn stirnrunzelnd an. »Das war sehr unhöflich! Weißt du eigentlich, wie ungezogen es ist, jemanden zu fragen, ob er verheiratet ist? Besonders, wenn sich dann herausstellt, dass das nicht der Fall ist.«

»Ich wusste nicht, dass sie es nicht ist. Deshalb habe ich ja gefragt. Aber es hat ihr auch gar nichts ausgemacht.«

»Nun, vielleicht nicht, aber ...«

»Leo.« Er sah mich an. »Es hat ihr nichts ausgemacht, oder?« Ich schüttelte den Kopf.

»Sie scheint mir ein recht unerschrockenes Mädchen zu sein«, sagte Großmutter vorsichtig. »Dass es ihr nicht peinlich ist, keinen ...«

»Ach, Großmutter!«, rief ich. »Sei nicht so altmodisch.«

Sie sah mich überrascht an. »Du hast Recht. Du hast Recht – es tut mir leid, Leo. Ein paar von den Leuten, die

hier gewohnt haben ... Auf den ersten Blick ehrbar, aber in Wirklichkeit einfach nur unfreundlich. Und ich kenne die Umstände nicht. Ich finde, dass wir sie bald mal zu uns einladen sollten. Ich würde sie gerne kennen lernen.«

Ich hatte gedacht, dass ich lieber zu Hause als in der Schule sein würde, aber schon am Dienstagabend wurde mir immer langweiliger. Ich legte gerade meine Uniform für den nächsten Tag heraus, als Großmutter an die Schlafzimmertür kam. »Hör zu, Leo«, sagte sie. »Ich möchte, dass du mindestens bis Ende nächster Woche daheimbleibst.«

Das überraschte mich. »Ich dachte, du hättest gesagt bis Montag oder Dienstag.«

»Das Stille Fieber grassiert in der Stadt. Es ist zu gefährlich für dich rauszugehen, solange du geschwächt bist.«

»Mir wird schon nichts passieren – ich halte mich einfach von jedem fern, der krank wirkt. Ich habe es mir noch nicht eingefangen, oder?«

»Ich mache mir keine Sorgen wegen dir. Hier steht, dass möglicherweise Menschen, die krank oder erschöpft waren, den Erreger in sich tragen und an andere weitergeben könnten.« Sie hielt die Zeitung hoch.

»Das haben sie schon früher behauptet.«

»Ja, aber jetzt sind sie dabei, es zu beweisen. In den Krankenhäusern an der Grenze. Hör dir das an.«

Sie setzte sich hin und schlug die Zeitung auf. »»Ein Bericht der Ärzte der Klinik in Romeira ...««, begann sie. Sie las langsam. Ich konnte hören, wann sie das Ende einer Zeile erreicht hatte, weil sie dann immer eine Pause machte, um den Anfang der nächsten zu finden. »»... bestätigt, dass die meisten Fälle von Stille Fieber

bei Soldaten auftreten, die ... Kontakt mit anderen hatten, die ... zuvor im Krankenhaus gewesen waren oder ... bei denen ein Erschöpfungszustand diagnostiziert wurde ... Diese von einer Krankheit genesenden oder ... erschöpften Soldaten haben oft ein schwaches ... Immunsystem, sodass sie den Erreger in sich tragen und ihn an ... die Gesunden weitergeben. Dies ist ein weiterer Beweis für die allgemein ... akzeptierte Theorie, der zufolge Menschen in ... schlechter körperlicher Verfassung, besonders solche, die ... von einer Krankheit genesen, das Stille Fieber in sich tragen und es ... direkt an die Personen weitergeben, mit denen ... sie in Kontakt kommen. Menschen mit einem ... angeschlagenen Immunsystem sind sehr empfänglich für die Erreger ... die dann bemerkenswert leicht auf gesunde Kontaktpersonen ... übertragen werden.«

»Du solltest nicht alles glauben, was du in der Zeitung liest«, sagte ich. »Und es ist sinnlos, sich wegen des Stillen Fiebers Sorgen zu machen. Es geht um, und Menschen schnappen es auf, und ob man sich nun in Acht nimmt oder nicht, das Risiko bleibt immer gleich.«

»Das stimmt nicht. Es ist immer sinnvoll, sich in Acht zu nehmen. Erschöpfung, Leo, das ist es, was Pater Dunstan gesagt hat. Und das ist es, worunter diese Soldaten leiden – diejenigen, die die Krankheit übertragen.«

Es war sinnlos, sich wegen des Stillen Fiebers Sorgen zu machen. Ich sagte das nicht nur, um sie zu provozieren. Niemand wusste wirklich, wie es übertragen wurde oder kuriert werden konnte. »Die Leute haben bloß Angst davor wegen der Symptome«, informierte ich sie. »Weil man ohnmächtig wird und nicht mehr sehen oder sprechen kann. Sie denken, dass es eine schwere Krankheit ist, weil die Symptome ohne Vorwarnung auftreten,

aber in Wirklichkeit werden die meisten wieder gesund.«

»Es gibt schwerere Formen«, sagte Großmutter. »Das schleichende Stille Fieber oder das Stille Fieber Typ B. Hast du schon mal davon gehört, Leo?« Ich zuckte hilflos mit den Schultern. »Du gehst noch nicht wieder zur Schule«, schloss sie entschieden. »Du musst dich noch eine Weile erholen.«

Ich widersprach nicht ...

Am Donnerstagabend wurde ich vor Langeweile fast verrückt. »Ich gehe raus«, informierte ich Großmutter und Stirling, während ich meine Stiefel anzog.

»Wohin?«, fragte mein Bruder. »Kann ich mitkommen?«

»Du wirst nicht rausgehen«, sagte Großmutter.

»Ich langweile mich hier drinnen zu Tode«, beklagte ich mich. »Ich brauche frische Luft.«

»Die Luft ist nicht frisch – sie ist voller Krankheiten. Bleib zu Hause, Leo.«

»Kann ich dann später mit dir zur Kirche gehen?«

»Bleib zu Hause, Leo«, wiederholte sie. »Oder verbring ein wenig Zeit im Hof, um Luft zu schnappen.«

Zwischen den grauen Mauern war es dämmrig, obwohl es erst fünf Uhr war und auf der Straße die Sonne schien. Eine warme Brise strich durch die Gasse, und ich stellte mich neben das Tor, wo sie am stärksten war. Eine Brise war hier unten ungewöhnlich, weil die Häuser auf allen Seiten so weit nach oben ragten, dass wenn überhaupt nur ein südöstlicher Wind sich hierher verirren konnte. Während ich mich auf dem schäbigen Hof umsah, dachte ich, dass Maria Recht hatte – ein paar Pflan-

zen würden viel ausmachen. Es könnte ein ummauerter Garten sein. Ein Gartenhof.

Ich spazierte an der Mauer entlang und stellte mir dabei vor, dass dies ein Garten wäre. Wenn ich einen Garten gehabt hätte, wäre da hauptsächlich Gras gewesen – ganze Hektar davon. Wenn ich reich wäre. Sanfte Böschungen, auf denen Bäume wuchsen, und ein Teich mit einem Bach, so wie im Park eines herrschaftlichen Landsitzes. Man könnte zu Pferd darüber hinwegreiten. Wenn man reich ist, kann man tun, was einem gefällt. Vielleicht, wenn ich die Kunst der Magie erlernen und so berühmt wie Aldebaran werden würde. Oder, wahrscheinlicher, wenn ich einen hohen Rang beim Militär bekleiden würde. Aber bei der Armee würde ich nie so weit kommen. Ich ging schneller.

Ein Geräusch ließ mich zusammenfahren. Ich drehte mich um und sah Maria auf den Hof hinaustreten.

Ich bemerkte, dass ich im Kreis herumlief und blieb abrupt stehen. »Ich ... äh ... schnappe nur ein bisschen frische Luft.«

»Ich auch.« Sie ging zum Tor und beugte sich darüber, um die Gasse hinunter bis zur Straße zu sehen. »Ich bin froh, dass es dir wieder gut geht.«

»Danke«, sagte ich. »Und danke für deine Hilfe ... du weißt schon, neulich.«

»Nicht der Rede wert.« Sie wandte sich mir zu. »Du hast so blass und müde gewirkt – mit ein bisschen Farbe im Gesicht siehst du gleich ganz anders aus.« Sie selbst sah natürlich noch genauso aus, wie ich sie in Erinnerung hatte, vielleicht sogar noch ein bisschen hübscher.

»Wo ist Anselm?«, fragte ich.

»Er schläft ausnahmsweise. Oben. Meine Mutter ist

bei ihm.« Sie fuhr sich mit der Hand durch die Haare. »Ach, er macht mich so müde! Es ist ganz schön anstrengend, sich um ein Baby zu kümmern, und trotzdem langweilt es mich manchmal. Ich kann den Leuten nicht zustimmen, die sagen, dass eine Frau keine andere Aufgabe hat, als Kinder großzuziehen, zu kochen und zu putzen.«

Ich lachte. »Mit der Meinung bist du heutzutage aber ganz bestimmt in der Minderheit.«

»Vielleicht bin ich das.« Sie lächelte. »Natürlich liebe ich ihn über alles. Er ist so süß – wie könnte man ihn nicht lieben? Aber ... ich weiß nicht! Heute hat er drei Stunden lang geschrien und zwischendrin kaum Luft geholt. Ich wäre fast verzweifelt! Dann kam meine Mutter zur Tür rein und sagte sofort: ›Er will seine Decke.« Ich erwiderte, dass er seine Decke bereits hätte – tatsächlich hatte er sogar zwei –, aber sie dann: ›Nein, Maria, seine gelbe Decke.« Sie hat sie geholt und ihn damit zugedeckt, und er hat sofort aufgehört zu weinen. Anschließend nuschelte sie noch etwas über mütterliche Instinkte. Ich *bin* eine Mutter. Man darf ihr kein Wort glauben! Ich sag dir was – in Wirklichkeit ist sie diejenige, die mich zum Wahnsinn treibt, nicht Anselm.«

»Es muss nervtötend sein«, sagte ich in die folgende Stille. »Wenn sie ständig so tut, als ob sie dein Kind besser aufziehen könnte als du.«

»Das ist exakt das, was sie tut. Aber es ist ja nicht so, als wäre er ihr Baby.«

»Nein.«

»Man kann nicht von mir erwarten, dass ich so viel weiß wie sie, aber sie gibt mir noch nicht mal eine Chance. Und sie hat außerdem selbst nur ein einziges Kind großgezogen. Das macht sie nicht gerade zur Expertin.«

»Vielleicht ist das der Grund, warum sie so ist.«

»Wie meinst du das?«, wollte Maria wissen.

»Na ja, möglicherweise fühlt sie sich durch dich bedroht. So als ob sie nicht will, dass du besser mit Kindern umgehen kannst als sie. Ich meine das nicht wortwörtlich, aber ...«

»Nein, das ist eine gute Beobachtung.«

»Bloß ein Gedanke.«

Wir standen wieder schweigend da. In die Ferne starrend, ohne etwas zu sehen, zwirbelte Maria einen abstehenden Holzspan vom Tor und ließ ihn dann fallen. »Es ärgert mich, dass sie ständig an mir rumnörgelt oder mich so missbilligend ansieht.« Sie zeigte mir, was sie meinte, indem sie ihre Lippen zu einem dünnen Strich zusammenpresste und dabei die Augenbrauen hob.

Ich lachte, aber sie war selbst während sie das tat noch immer sehr, sehr hübsch. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie wirklich so aussieht.«

Sie grinste ebenfalls. »Na ja, vielleicht nicht ganz so schlimm, aber du weißt jetzt, was ich meine. Es macht mich verrückt.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Was soll ich deiner Meinung nach tun?«

»Ich weiß nicht«, gestand ich. »Ich kenne mich mit solchen Sachen überhaupt nicht aus, wie Stirling dir zweifellos schon erzählt hat.« Sie schienen sich schon oft unterhalten zu haben, seit Maria eingezogen war.

»Nein, gar nicht. Er spricht von dir nur in den allerhöchsten Tönen. Erst gestern hat er gesagt, dass er dich in der Schule vermisst, weil du immer auf ihn aufgepasst hast.«

»Wirklich?« Ich fühlte mich geschmeichelt. »Typisch Stirling.«

»Vielleicht bist du zu hart mit dir selbst. Seine Lobeshymnen scheinen gerechtfertigt zu sein.« Sie sah mir einen Moment in die Augen. »Es tut mir leid. Ich scheine dich in Verlegenheit gebracht zu haben – das wollte ich nicht.« Ich legte die Hand an mein Gesicht – es war warm –, und sie lachte lauthals los. »Komm schon, Leo! Es ist ja nicht so, als ob ich dir einen Heiratsantrag gemacht hätte oder so was!«

»Also, noch mal wegen deiner Mutter«, lenkte ich ab.

»Ja. Was würdest du tun, wenn du an meiner Stelle wärst?«

»An deiner Stelle? Vermutlich ...« Ich dachte nach. »Schreien und fluchen. Und mit Sachen um mich schmeißen.«

Sie zog die Brauen hoch, dann begann sie zu lächeln.

»Nicht auf Menschen«, fügte ich hastig hinzu, und wieder lachte sie laut auf. »Im Ernst«, sagte ich und versuchte mir auszurechnen, was sie wohl hören wollte. »Ich schätze, du könntest ... hm ... ihr danken, wenn sie dir einen Rat gibt und ... immer wieder erwähnen, was für eine große Hilfe sie dir ist ...«

»Nur damit sie sich nicht von mir bedroht fühlt? Glaubst du, das würde funktionieren?«

»Ich weiß es nicht. Um ehrlich zu sein, fragst du dafür genau den Falschen.«

»Nein«, entgegnete Maria überzeugt. »Du bist ein guter Zuhörer.« Ich fühlte mich plötzlich schuldig, weil ich sie zwar angesehen, dabei aber nur mit halbem Ohr zugehört hatte. »Es könnte klappen.« Sie lächelte mich an. »Danke, Leo.« Aber ihr Lächeln verblasste, und mir fiel auf, wie erschöpft sie aussah. »Ich wünschte, ich könnte einfach von zu Hause weggehen.«

»Vielleicht kannst du das eines Tages.«

»Woher soll ich das Geld nehmen?« Sie wirkte und sprach, als müsste sie es einfach nur aus ihrer Tasche kramen. Aber trotzdem lebte sie in der Zitadellstraße.

Ich sah sie an und wünschte mir, sie würde wieder lächeln. Ohne nachzudenken sagte ich: »Wenn es dir auf die Nerven geht, mit deiner Mutter zusammen zu sein, kannst du jederzeit runter in unsere Wohnung kommen. Ich bin im Moment den ganzen Tag zu Hause, und ich wäre froh, wenn ich jemanden zum Reden hätte. Ich bin es nicht gewöhnt, ständig daheim zu sein.«

»Danke«, sagte sie. »Vielleicht nehme ich dich beim Wort. Ich fühle mich oft so allein, und keine meiner Freundinnen lebt auch nur in der Nähe dieses Stadtteils.«

»Ich würde mich freuen, wenn du vorbeikämst. Du bist jederzeit willkommen. Zusammen mit Anselm, natürlich.«

»Danke«, sagte sie erneut. »Obwohl ich ihn lieber daheim lassen würde.« Sie lachte. Maria stieß sich vom Tor ab, gegen das sie sich gelehnt hatte. »Ich schätze, ich sollte besser wieder reingehen.«

Ich nickte.

Als sie die Haustür erreichte, drehte sie sich um. »Danke, Leo. Ich brauche wirklich einen Freund.«

Das Einzige, was ich zustande brachte, war ein weiteres Nicken. Sie glitt um die Tür herum. Für einen absurden Moment glaubte ich wegen der Art und Weise, wie sie es tat, dass sie mir eine Kusshand zuwerfen würde. Vielleicht war es das, was an ihrem Mund so faszinierend war – er sah ständig so aus, als würde sie einem gleich einen Luftkuss geben. Jedenfalls tat sie es nicht, was wirklich ein Glück war. Ich hätte es nicht verkraftet.

Am nächsten Morgen klopfte es gegen elf an die Tür. Ich warf einen Blick in den Spiegel, fuhr mir mit den Fingern durchs Haar, zupfte meinen Hemdkragen zurecht und machte dann auf. Natürlich war es Maria, mit ihrem Baby auf dem Arm.

»Hallo«, begrüßte ich sie. »Komm rein – meine Großmutter ist weggegangen.« Sie trug einen Morgenmantel.

»Hallo, Leo. Du siehst heute Morgen umwerfend aus.«  
Umwerfend? Ganz bestimmt machte sie das mit Absicht.

»Bitte entschuldige meine Kleidung.« Sie sagte das, als würde sie ein Kleid tragen, das zu alt oder zu unfestlich für eine Party war. Nicht um einen Morgenmantel. »Anselm hat sich auf meine Sachen erbrochen, und der Rest hängt beim Trocknen.«

»Mach dir keine Gedanken«, sagte ich. »Äh ... setz dich doch.« Das tat sie.

»Das ist mal was anderes, als immer allein rumzusitzen«, meinte sie.

»Was? Mit mir rumzusitzen?«

Sie lachte.

»Ist deine Mutter den ganzen Tag weg?«

»Ja, sie arbeitet jetzt Vollzeit auf dem Markt. Am Obst- und Gemüsestand.«

»Bei Mr. Pearson?«

»Woher weißt du das?«

»Meine Großmutter unterhält sich manchmal mit ihm. Ich kenne ihn aber nicht gut.«

Ich überlegte fieberhaft, was ich als Nächstes sagen konnte, bevor sich das Schweigen noch länger ausdehnte, als es unten an der Tür klingelte. »Wahrscheinlich meine Großmutter«, sagte ich.

»Sollen wir aufmachen?«

»Mrs. Blake wird öffnen. Sie macht das immer.«

Ich stand auf, um an die Wohnungstür zu gehen. Aber die Stimme, die von unten heraufdrang, war nicht die meiner Großmutter – es war der tiefe Bariton eines Mannes, der eine Frage stellte, die ich nicht verstehen konnte. Mrs. Blake gab ihm eine leise Antwort. Wieder sprach der Mann, lauter diesmal, und ich hätte schwören können, dass ich »Leonard North« hörte.

»Hat er gerade meinen Namen gesagt?«, flüsterte ich und blieb auf halbem Weg zur Tür wie angewurzelt stehen.

»Ist dein richtiger Name Leonard?«, fragte Maria ebenso leise zurück.

»Eigentlich ja.«

»Dann hat er. »Es war Leonard North.««

»Aber wer ...« Ein lautes Klopfen an der Tür unterbrach mich. Ich ging hin und machte ohne nachzudenken auf.

Der Mann schien um die fünfzig zu sein; er hatte ein scharfkantiges Gesicht und trug eine Brille mit verspiegelten Gläsern, die den ganzen Raum reflektierten. Ich sah Marias besorgtes Gesicht in ihnen und lächelte ihrem winzigen Spielbild idiotischerweise zu. Dann wurde mir klar, dass ich damit auch den Mann anlächelte. Er erwiderte mein Lächeln nicht. Stattdessen hielt er mir irgendeinen offiziellen Ausweis entgegen, den er dann, noch bevor ich erkennen konnte, was darauf stand, blitzschnell wieder einsteckte.

»Ethan Dark«, sagte er. »Schuldetektiv. Bist du Leonard North?«

»Ja.«

»Bist du dir darüber im Klaren, dass du eigentlich in der Schule sein solltest?«

»Äh ... ja, darüber bin ich mir im Klaren.«

»Warum bist du dann nicht dort?«

Ich erklärte ihm, was in der Woche davor passiert war.

»Du bist in Ohnmacht gefallen?«, fragte der Mann, so als würde ihn das nicht im Geringsten beeindrucken. Ich nickte. »Also, das war letzte Woche. Und du bist immer noch zu Hause?«

»Ich soll mich noch ausruhen. Es ist gefährlich, nach draußen zu gehen, solange das Stille Fieber grassiert.« Der Mann lächelte und zog dabei seine Oberlippe hoch wie ein zähnefletschender Hund, so als wäre ich eine ängstliche, alte Frau, und das gefiel mir nicht.

In diesem Moment begann Anselm, schrill zu schreien. Maria versuchte, ihn zu beruhigen, und der Mann runzelte die Stirn. »Gesetzlich bin ich nicht verpflichtet, in der Schule zu sein«, informierte ich ihn mit lauter Stimme.

»Ich glaube, ich weiß besser als du, was das Gesetz diesbezüglich besagt.«

»Die meisten Fünfzehnjährigen gehen zur Arbeit. Die spüren Sie doch auch nicht auf, weil sie nicht in der Schule sind.«

»Sie zählen zum kleinen Kreis der Privilegierten, Mr. North. Sie sind offiziell als Militärskadett registriert. Wenn Sie es vorziehen, arbeiten zu gehen, dann klären Sie das mit den zuständigen Behörden. Wenn nicht, sind Sie verpflichtet, sich von acht Uhr dreißig bis fünfzehn Uhr dreißig in der Schule aufzuhalten, und das fünf Tage die Woche. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

»Ist das eine Standardmaßnahme? Spüren Sie jeden auf, der zwei Wochen Schule versäumt hat?«

»Mr. North, ich bin nicht hier, um mit Ihnen zu diskutieren. Ich habe wichtigere Dinge zu erledigen. Wenn Sie

nächste Woche nicht in der Schule sind, werde ich Ihnen einen weiteren Besuch abstatten.«

»Wer hat Sie hierhergeschickt?«

»Ich sagte schon, dass ich nicht hier bin, um mit Ihnen zu diskutieren.«

»Könnte ich Ihren Ausweis bitte noch mal sehen?«

Doch er war bereits auf dem Weg die Treppe hinunter und ignorierte meine Aufforderung. Anselms Schreien verebbte zu einem leisen Quengeln und hörte dann ganz auf, so als wäre es die Präsenz des Schuldetektivs gewesen, die ihn so aufgeregt hatte. Vielleicht war es so. Er besaß eine ziemlich aggressive Präsenz.

Ethan Dark drehte sich noch mal um und rief: »Du wirst Montagmorgen in der Schule sein, sonst sehen wir uns wieder. Ich vertraue darauf, dass du deine zukünftige Karriere als Soldat nicht gefährden willst.« Ich lehnte mich aus der Tür hinaus und zeigte seinem entschwindenden Rücken und meiner zukünftigen Karriere als Soldat zwei ausgestreckte Finger.

Unten an der Haustür schob er sich an meiner Großmutter vorbei, ohne langsamer zu werden, und sie sah fragend zu mir nach oben. Als sie die Wohnung erreicht hatte, nahm ich ihr die Einkäufe ab und machte die Tür hinter ihr zu.

»Wer war das?«, fragte sie und rieb sich dabei ihre Handfläche, in die der Griff des Korbs eingeschnitten hatte.

»Ein Schuldetektiv.« Sie sah mich mit unverhohlener Sorge an, dann entdeckte sie Maria und Anselm.

»Hallo, Mrs. North.« Maria stand auf. »Ich bin Maria aus der Wohnung über Ihnen. Leo meinte, ich könnte vorbeikommen. Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen.«

»Oh, nein, gar nicht ...« Großmutterns Blick haftete an Marias Morgenmantel.

»Ach ja, bitte entschuldigen Sie meinen Aufzug. Aber mein Baby hat sich auf meine einzige saubere Kleidung übergeben und ...«

»Ach so«, sagte Großmutter. »Aber das ist ja auch ganz egal. Es freut mich jedenfalls, dich kennen zu lernen, Maria. Ich habe schon viel von dir gehört.« Sie reichte ihr die Hand, und Maria nahm sie, nachdem sie Anselms Gewicht etwas verlagert hatte. »Und was für ein bezauberndes Baby. Er sieht dir sehr ähnlich.«

»Ja, das sagen viele.«

Baby Anselm streckte Großmutter glucksend die kleine Hand entgegen, und sie lächelte.

»Darf ich ihn mal halten?«, bat sie.

»Natürlich.« Maria gab ihr das Baby. Anselm ruderte mit den Armen und Beinen, aber er fing nicht wieder an zu schreien.

»Also, was war das jetzt mit diesem Detektiv?«, fragte Großmutter, während sie das Baby wiegte.

»Der Mann war offensichtlich ein Schuldetektiv, und er hat gesagt, dass ich am Montag wieder in der Schule sein muss, sonst stattet er mir einen weiteren Besuch ab. Er war sehr beharrlich.«

»Er sah wütend aus. Du warst doch nicht unhöflich zu ihm, oder, Leo?« Ich öffnete den Mund, dann machte ich ihn wieder zu. Sie wandte sich an Maria. »War er es?«

»Nur da, wo es gerechtfertigt war.«

Großmutter lachte widerwillig. »Aber natürlich. Leo ist so respektlos. Ich weiß gar nicht, wie oft ich ihm das schon gesagt habe!« Dann wurde ihr Gesicht wieder ernst. »Aber wer hat diesen Mann geschickt? Erst gestern noch hat der Schuldirektor zu Stirling gesagt, dass es völlig in Ordnung ist, wenn du erst nächste Woche wiederkommst. Bestimmt hat er nicht trotzdem diesen Detektiv hiergeschickt.«

»Vielleicht war es Sergeant Markey«, sagte ich. »Du weißt, dass er Stirling und mich hasst.«

»Nun ... Das könnte sein. Aber wir werden es sowieso nie erfahren.« Und damit sprachen wir nicht mehr darüber ...

Am Samstagabend starrte ich zum Fenster hinaus, während Stirling auf dem Boden lag und versuchte, die Zeitung zu lesen. »K-E-I...N-E. U-N... U-N-T.« Dort stand: »Keine Unterbrechung der Kämpfe an der Grenze«, aber das sagte ich ihm nicht. Großmutter nähte noch mehr von diesen Quadraten, an denen ich sie schon zuvor hatte arbeiten sehen, als sie plötzlich aufstand und rief: »Oh, das habe ich ja ganz vergessen!«

»Was hast du vergessen?«, fragte Stirling, aber sie war schon aus dem Zimmer.

»Sie ist fast so schlimm wie du«, teilte ich ihm mit.

Großmutter kam zurück und berührte meine Schulter. »Was ist?«, fragte ich und sah dann, dass sie mir ein Buch entgegenhielt – das seltsame schwarze Buch, das ich gefunden hatte.

»Es ist deins«, sagte sie. »Es tut mir leid, dass ich es genommen habe, aber ich habe es auf dem Fensterbrett gefunden.«

Ich hatte überhaupt nicht mehr an das Buch gedacht, bis ich es jetzt in ihrer Hand sah. »Hast du es gelesen?«, fragte ich.

»Nein. Ich hatte es vor, aber dann habe ich meine Meinung geändert.« Ich sah zu ihr hoch und erkannte, dass sie die Wahrheit sagte. Aber Großmutter log sowieso nie. »Es wäre nicht recht gewesen, es zu lesen. Ich wusste, dass es dir gehört.«

Ich war überrascht. Ich hatte immer gedacht, dass sie

mir nicht vertraute. Ich nahm es wortlos entgegen und steckte es in die Tasche.

Sie tätschelte kurz meine Schulter, und ich schenkte ihr ein schnelles Lächeln. »Es tut mir leid, dass ich es genommen habe«, wiederholte sie.

In dieser Nacht sah ich die Seiten durch, um festzustellen, ob mehr darin stand. Das war nicht der Fall.

Stirling wollte wissen, was es war, und ich sagte es ihm. »Es ist wie in einem Märchen«, überlegte er. »Ein magisches Buch zu finden, meine ich. Aber nur, solange es keine böse Magie in sich birgt.«

»Nein. Ich glaube, das tut es nicht.«

Aber wie konnte ich mir sicher sein? Ich verstaute das Buch am Boden der Truhe unter der Fensterbank. Es wäre besser gewesen, es unter mein Kissen zu legen, aber irgendwie hatte ich das Gefühl, als ob es gefährlich sein könnte, es so nah an meinem Kopf zu haben.

Die Sterne funkelten hell in dieser Nacht. Ich stand am Fenster und betrachtete sie, während ich darüber nachdachte, wer wohl Eintragungen in dieses Buch gemacht hatte. Stirling konnte kaum seinen eigenen Namen kritzeln, und auch Großmutter schrieb nur mit Mühe. Aber wer dann? Vielleicht würde ich es herausfinden, doch ich fing langsam an, daran zu zweifeln. Es war einfach eins dieser unerklärlichen Dinge, mehr nicht.

Ich hielt nach dem Stern namens Leo Ausschau, von dem ich nie gewusst hatte, wo am Himmel er sich befand. Es konnte irgendeiner unter den vielen Tausenden sein; es war also sinnlos, nach ihm zu suchen. Aber trotzdem tat ich es, und zwar ziemlich oft. Da gab es einen, von dem ich dachte, dass er es sein könnte – einer der blassesten in der Mitte. Aber genauso gut war es möglich, dass man ihn von hier aus gar nicht sehen konnte.

Ich weiß nicht, warum, aber irgendwie machte es mich immer traurig, nicht zu wissen, welcher Stern Leo war. Später beim Einschlafen rätselte ich noch immer.

Als ich am Sonntag aufwachte, hatten die Sonnenstrahlen bereits meine Bettdecke erreicht. Ich stand sofort auf. Ein lautes Krachen auf den Dielen ließ mich zusammenfahren; etwas war auf den Boden gefallen. Ich sah nach unten und erkannte, dass es das Buch war.

Ich starrte es an, dann schaute ich zur Kommode am Fensterbrett. Ich wusste, dass ich es am Abend zuvor unter meine Kleidung gelegt hatte, und hatte es seitdem nicht mehr berührt. Darauf hätte ich mein Leben verwettet.

Stirling würde sich erinnern. Er hatte mir dabei zugehört. Ich ließ das Buch, wo es war und ging – vorsichtig darauf achtend, ihm nicht zu nahe zu kommen – rüber ins Wohnzimmer, um Stirling zu holen.

Auf dem Tisch lag die Zeitung vom Freitag, auf die meine Großmutter in ihrer zittrigen Handschrift ›Sind in der Kirche‹ gemalt hatte. Also war es bereits nach zehn. Ihre Nachricht zog sich unbekümmert über das gezeichnete Gesicht von Luciens Ratgeber Ahira. Er ließ sich wegen der langen Narbe, die seine rechte Gesichtshälfte verunzierte, immer von links skizzieren. Unter dem Bild verkündete die Schlagzeile: »Rückzug ist keine Kapitulation.« Der Krieg lief also nicht gut, auch wenn es schwierig war, das anhand der Zeitung zu beurteilen.

Ich ging zurück ins Schlafzimmer und sah skeptisch auf das Buch hinab. Es war aufgeschlagen und mit dem Buchrücken nach oben gelandet, sodass ein paar der Seiten gegen den Boden gefaltet waren. Als ich es aufhob, zwängten die umgeknickten Seiten es auseinander, und

ich erkannte auf den ersten Blick, dass der zerknitterte, beschriebene Teil jetzt länger war. Es war wieder hineingeschrieben worden!

Ich setzte mich auf die Fensterbank und suchte die Stelle, an der der frühere Eintrag geendet hatte. Es war sehr seltsam. Der Text brach in der Mitte einer Seite ab, und die nächste war unbeschrieben. Es folgten noch mehrere leere Seiten, und ich blätterte weiter, bis ich den Anfang des nächsten Eintrags fand.

»Field«, sagte Raymond eines Tages. Der Butler war inzwischen seit mehreren Monaten bei ihm. »Würden Sie mich ans Meer fahren? Ich bin schon so lange nicht mehr dort gewesen und dachte, wir könnten einen Ausflug dorthin machen.«

»Ans Meer?« Der Butler nickte nach kurzem Zögern. »Selbstverständlich, Sir. Ich werde sofort den Wagen bereitmachen. An irgendeinen bestimmten Ort?«

»An den Greysands Beach«, erwiderte Raymond. »Es ist nicht weit.«

Es war der Beginn der Urlaubssaison. Sie fuhren zu der kleinen Insel hinaus. Auf dem Boot, das mit einem traurigen Brummen über das weite, dunkle Meer schiperte, waren sie die einzigen Passagiere.

»Wollten Sie aus einem bestimmten Grund hierherkommen?«, fragte der Butler, während sie über den Kieselstrand spazierten, der um die Insel herumlief. Die Sonne war herausgekommen, und der erste Frühling lag in der Luft. Ein paar gierige Möwen zogen kreischend und flügelschlagend über ihnen ihre Kreise.

»Als junger Mann war ich oft hier«, erklärte Raymond. »Zusammen mit meinem besten Freund. Wir sind stundenlang um diese Insel herumgelaufen.«

Der Butler aß Pommes frites. Nachlässig warf er eine in das ölige Wasser und beobachtete, wie die Möwen schreiend darum kämpften. »Was ist mit diesem Freund geschehen, ist er fortgegangen?«

Raymond setzte sich auf einen Stein und lehnte sich den Gehstock gegen das Knie. Er sah sinnierend auf den geschnitzten Knauf hinunter. »Er ist fortgegangen, ja. Er trat in die Armee ein und zog in den Krieg. Sie hätten die Orden sehen müssen, die er bekommen hat! Sie haben sie mir zugeschickt, nachdem er gestorben war. Sie sind natürlich nicht Teil meiner Sammlung. Ich bewahre sie in einer Kiste irgendwo auf dem Speicher auf.« Raymond sah nun hoch. Es fiel ihm schwer, die Reaktion des Butlers an dessen Miene abzulesen. »Möglicherweise langweile ich Sie ...?«

»Nein, nein. Ganz im Gegenteil.« Der Butler runzelte leicht die Stirn. »Ich bin nur überrascht, dass Sie nie selbst zum Militär gegangen sind, Sir. Daran habe ich gerade gedacht.«

»Ja.« Raymond ließ den Blick über das dunkle Wasser gleiten. »Wissen Sie, früher habe ich mir immer gewünscht, bei der Armee zu sein.«

»Wirklich, Sir?« Der alte Mann hatte das nie zuvor erwähnt. »Was hat Sie Ihre Meinung ändern lassen?« Er stutzte. »Bitte entschuldigen Sie, Sir. Ich vergesse mich.«

Raymond hatte stets den Eindruck, als würde es seinen Diener amüsieren, Sätze wie »Ich vergesse mich« zu sagen. »Nein, nein, Field, entschuldigen Sie sich nicht. Es war vor langer Zeit, und ich sollte ...« Er rollte den gedrillten Knauf seines Gehstocks in seiner Handfläche hin und her. »Ich habe die Musterung nicht bestanden.«

Der Butler nickte, sagte jedoch nichts.

»Mein Herz war der Grund. Ich hatte schon immer

Probleme damit.« Raymond lächelte schwach. »Es ist komisch. Es hat mich damals so sehr belastet, nicht zur Armee gehen zu können, dass ich nie darüber hinweggekommen bin. Selbst jetzt ist es noch so: Wenn ich irgendetwas – eine einzige Sache – an meinem Leben ändern könnte, wäre es das. Wenn es die Möglichkeit dazu gäbe.«

»Wahrscheinlich, weil Sie es sich lange Zeit gewünscht haben.«

»Ja. Seit ich ein kleiner Junge war.«

»Und ich nehme an, Sie hatten es gemeinsam mit Ihrem Freund geplant. Ich schätze, Sie dachten immer, dass Sie zusammen gehen würden.« Der Butler verteilte die letzten Pommes an die Möwen. »Vielleicht sind Sie diesen Strand auf und ab gelaufen und haben dabei Pläne geschmiedet. Als Sie bei Ihrer Heimkehr erfuhren, dass England in den Krieg eingetreten war, schworen Sie sich, gemeinsam zu gehen.«

Raymond starrte ihn an. »Woher wissen Sie das?«

Der Butler betrachtete die Kieselsteine zu seinen Füßen. »Nur eine Vermutung, Sir. Ich hoffe, Sie halten meine Worte nicht für unangemessen.«

Eine Zeitlang schwiegen sie. »Es ist zu dieser Jahreszeit noch immer recht kühl«, sagte Raymond schließlich und stand auf. »Es tut mir nicht gut, reglos hier herumsitzen.«

Während das Boot von der Insel wegschaukelte, ging langsam die Sonne unter. Der Butler beugte sich über die Reling und warf etwas ins Wasser. »Was war das?«, fragte Raymond.

»Nichts. Nur ein Stein.«

Raymond dachte, er hätte etwas glitzern sehen, bevor es untergegangen war, aber er fühlte sich erschöpft an jenem Tag und hatte nicht die Kraft, Field weiter zu be-

fragen. Er hatte während der letzten Monate gelernt, dass das sowieso nichts brachte. Sein Butler erzählte ihm das, was er wollte, und kein bisschen mehr.

»Wissen Sie«, begann Raymond und blickte dabei zur Insel zurück, »ich glaube, ich werde sterben. Das tue ich wirklich. Ich werde bald sterben.«

»Nein, Sir! Nein, das werden Sie nicht. Sie können leicht noch zwanzig Jahre leben.«

»Jetzt, da ich diese Insel noch einmal gesehen habe, spielt es keine Rolle mehr. Es ist seltsam – früher habe ich sie immer für schön gehalten, dabei ist sie gar nichts Besonderes.«

»Ich bin froh, hier gewesen zu sein«, sagte der Butler, bevor er sich umdrehte und zusah, wie die Sonne das Meer in Brand zu setzen schien.

»Sir?«, fragte Field, als sie in der Dunkelheit nach Hause fuhren. »Ich wollte Sie schon seit meiner Ankunft etwas fragen, Sir.«

Raymond drehte sich auf seinem Sitz zur Seite, um den Butler anzusehen. »Ich würde gern wissen, ob Sie je von einer Frau namens Emilie gehört haben«, fuhr Field fort. »Sie hat vor ein paar Jahren hier in der Nähe gelebt.«

»Emilie?«, wiederholte Raymond. »Ein französischer Name. Er kommt mir bekannt vor. Wie ist der Nachname dieser Dame?«

»Field.«

Raymond war verblüfft. »Also eine Verwandte von Ihnen?«

Ein Vogel flog durch das Scheinwerferlicht, und der Butler riss das Steuer herum. »Die Frau meines Bruders, oder seine Partnerin; genau weiß ich es nicht.« Er um-

fasste das Lenkrad fester. »Mein Bruder kam schon ein paar Jahre vor mir nach England. Er stand dieser Dame sehr nahe, aber er behandelte sie nicht, wie er es hätte tun sollen. Harald war nicht gerade der beste aller Menschen.«

»Sie haben nie zuvor von Ihrer Familie gesprochen«, bemerkte Raymond. Der Butler antwortete nicht. »Aber verraten Sie mir: Was hat Ihr Bruder denn Schlimmes getan?«

»Soweit ich gehört habe, lebte er einige Jahre mit dieser Dame. Selbst wenn sie möglicherweise nicht verheiratet waren, gab es auf jeden Fall Kinder. Dann stand er eines Morgens auf und verließ sie alle. Ich weiß nicht, warum. Ich habe Harold nie verstanden. Aber ich wollte diese Frau, diese Emilie, finden und die Dinge in Ordnung bringen. Ich glaube, dass sie damals hier in der Nähe gelebt hat.«

»Es gab einmal eine Emilie Devere im Dorf«, begann Raymond bedächtig. »Ja, sie arbeitete im Red Lion. Sie hatte zwei kleine Töchter ... Monica und Michelle hießen sie, wenn ich mich recht erinnere. Aber sie zog vor etwa zwanzig Jahren in den Süden. Einmal habe ich tatsächlich auch den Ehemann gesehen, als er gerade da war. Ein recht korpulenter und sehr temperamentvoller Mann.«

»Das ist Harold«, sagte Field leise. »Er muss es gewesen sein.« Er starrte auf die dunkle Straße vor ihnen.

»War er wirklich so schlecht, Ihr Bruder?«

»Als junger Mann war er ein leidenschaftlicher Spieler. Es hätte uns beinahe alle ruiniert. Wegen seines Verhaltens wurde meine Schwester immer wieder krank vor Sorge, und es fällt mir schwer, ihm das zu verzeihen. Sie war ihm so treu ergeben, dass sie sogar ihren Sohn nach

ihm benannte. Und zum Dank hat er sie so schlecht behandelt. Während der ganzen Zeit, die er in England lebte – sechs lange Jahre –, wusste keiner von uns, wo er war. Aber natürlich hat ihn nichts so sehr in Hochstimmung versetzt, als wenn Menschen um ihn weinten und er einfach so hereinschlendern und alle wieder glücklich machen konnte.« Der Butler schüttelte den Kopf. »Ich schätze, ich sollte nicht so von ihm reden. Er hat mir einmal vorgeworfen, arrogant und selbstherrlich zu sein.« Er lachte bitter auf, wurde jedoch sofort wieder ernst. »Nun, vielleicht hatte er Recht. Diese Geschichte hat zwei Seiten, und er kann seine nicht mehr erzählen.«

»Was ist mit ihm passiert?«, fragte Raymond.

Der Butler starrte nach vorne in die Dunkelheit. »Genau wie Ihr Freund ist auch er in den Krieg gezogen. Das war der Grund, warum ich an ihn denken musste.«

Ein Motorrad überholte das alte Auto, brachte die Heckscheibe zum Erzittern und verschwand kurz darauf vor ihnen in der Nacht.

»Sie haben mir nie von Ihrer Familie erzählt«, stellte Raymond noch einmal fest. »Leben irgendwelche Verwandten von Ihnen hier in England?«

»Nein.«

Raymond beobachtete ihn, doch der Wagen bog gerade in die Einfahrt ein, deshalb bohrte er nicht weiter nach. Als Field aus der Garage kam, schien er völlig vergessen zu haben, dass er eine Frau namens Emilie oder einen Bruder und eine Schwester in einem fremden Land erwähnt hatte. Raymond hatte nicht den Mut, das Thema noch einmal anzuschneiden.

Das war das Ende. Ich saß da und starrte für lange Zeit auf die Seite, während in meinem Rücken die Sonne im-

mer höher stieg. Dieser Abschnitt war mir ebenso vertraut wie die anderen. Ich schloss die Augen, und vage Bilder dieser Menschen trieben durch meinen Kopf – der alte Mann und sein Butler, das blauäugige Mädchen und der Prinz. Ich konnte sie alle sehen, so als hätte ich sie früher einmal getroffen. Es war mehr als seltsam. Und wenn ich meine Augen zumachte und mich stärker konzentrierte, konnte ich beinahe erkennen, was als Nächstes geschehen würde.

Plötzlich ging die Wohnungstür auf, und Stirling rief: »Leo! Wir sind zurück!«

Ich erschrak und ließ das Buch fallen. Ich konnte sie im Wohnzimmer sprechen hören. Hastig öffnete ich die Truhe am Fenster, warf das Buch hinein und drehte mich zur Tür um.

»Was? Noch nicht mal angezogen?«, rief Stirling. »Du solltest dich besser beeilen. Maria war in der Kirche, und wir haben sie mit ihrer Mutter zum Essen eingeladen. Sie werden jede Minute hier sein!«

Maria und ihre Mutter klopfen an die Tür, während ich noch dabei war, mir das Gesicht zu waschen, und Großmutter eilig das Gemüse zerkleinerte. Ich gab Stirling ein Handzeichen, damit er noch wartete, bevor er aufmachte, aber er tat so, als würde er es nicht sehen. Ich schnappte mir ein Handtuch und trocknete das kalte Wasser auf meinem Gesicht ab, dann fuhr ich mir mit einem Kamm durch die Haare, während ich Großmutter sagen hörte: »Bitte, kommt herein. Hallo, Maria. Hallo, Anselm. Es ist schön, Sie kennen zu lernen ...?«

»Mrs. Andros«, sagte Marias Mutter. Das hatte ich vorher noch nicht gewusst.

Sie war eine zierliche Frau und kleiner als Maria. Sie

trug ein Kopftuch, aber ein paar Strähnen braunen Haars lugten um ihr Gesicht herum hervor; ich glaube, es wäre dem von Maria sehr ähnlich gewesen, wenn sie es offen getragen hätte.

Anselm fing an zu weinen, und Maria wiegte ihn in den Armen und flüsterte ihm beruhigende Laute zu.

»Gib ihn mir«, verlangte ihre Mutter.

»Es geht ihm gut«, entgegnete Maria und drehte sich von ihr weg. Aber das Baby weinte weiter.

»Setzt euch doch«, sagte Großmutter über das Gemjammer hinweg. Marias Mutter nahm auf dem Sofa Platz, und Maria setzte sich mit dem Baby neben sie. Sie lächelte Stirling kurz an, dann warf sie mir unter gesenkten Lidern einen Blick zu, der meinen Herzschlag für einen Moment aussetzen ließ. Ich eilte ins Schlafzimmer, um noch einen Stuhl zu holen. Bis dahin war ich mit einem Teil meiner Gedanken immer noch bei dem seltsamen Buch und seiner Bedeutung gewesen – damit war es jetzt vorbei.

»Er hat sehr eindrucksvoll gesprochen«, sagte Mrs. Andros gerade, als ich zurückkehrte. »Ich muss zugeben, dass er mir zuerst ein wenig jung vorgekommen ist für einen Priester, aber er macht seine Sache sehr gut.«

»Das stimmt«, bestätigte Großmutter. »Er ist ein kluger Mann und außerdem freundlich.«

»Sehr sogar. Er war wirklich sehr nett, als er sich uns vorgestellt hat, nicht wahr, Maria?«

»Wer?«, fragte ihre Tochter geistesabwesend. Sie versuchte noch immer, Anselm zu beruhigen.

»Pater Dunstan, Maria.«

»Oh ... ja.«

»Er hat bemerkt, dass wir neu in der Kirche waren, und kam sofort auf uns zu, um sich mit uns zu unterhalten«,

fuhr Mrs. Andros fort. »Er gab uns das Gefühl, willkommen zu sein, was man heutzutage von den wenigsten Menschen behaupten kann.« An dieser Stelle dachte ich, ihre Augen für einen Moment zu Anselm zucken zu sehen, während Maria die Schulter wendrehete, so als wollte sie das Baby vor dem Blick abschirmen.

»Es stimmt, dass die Menschen in diesen schwierigen Zeiten oft sehr feindselig sind«, sagte Großmutter. »Ich bin froh über die Freundlichkeit von Pater Dunstan und der Kirchengemeinde.«

Ich beobachtete, wie Maria das Baby wiegte. Irgendwann muss sie dann angefangen haben, mich ebenfalls zu beobachten, denn unsere Blicke trafen sich durch die anderen hindurch, und ich hörte Mrs. Andros nicht länger zu.

Nach einer Weile ging Großmutter in die Küche, um das Essen fertig zu machen, und Mrs. Andros folgte ihr. Stirling setzte sich neben Maria aufs Sofa, und sie lächelte ihn an, ohne sich zu bewegen. Er sah zu Anselm hinunter und fragte: »Ist er eingeschlafen?«

»Fast«, antwortete Maria. Ich zog meinen Stuhl näher zum Sofa. Er kratzte über den Boden, und Anselms Lider sprangen auf. Wieder fing er laut zu weinen an.

»Entschuldigung«, murmelte ich verlegen.

»Mach dir keine Gedanken«, erwiderte Maria. »Er hätte nicht lange geschlafen – wahrscheinlich ist er hungrig.«

»Wir haben etwas Milch in der Küche«, bot Stirling an, offenkundig stolz darauf, dass er sich an ihr Gespräch erinnerte. »Möchtest du, dass ich ihm welche hole?« Ich ahnte, wohin das führen würde.

»Danke, Stirling«, sagte Maria. »Aber das wird Kuhmilch sein, und die kann er nicht trinken. Davon würde er Bauchweh kriegen.«

»Echt? Hast du nicht gesagt, dass er Milch bekommt?«

Ich fing an zu husten. Warum landeten wir mit Maria immer bei den peinlichsten und unpassendsten Themen?

»Dein Husten ist also doch noch nicht ganz ausgeheilt?«, fragte sie. Ich schüttelte den Kopf, und sie lächelte mich matt an.

Stirling streckte Anselm einen Finger entgegen, und er packte ihn und hörte auf zu weinen. »Er scheint dich zu mögen«, sagte Maria in die plötzliche Stille hinein, und Stirling sah erfreut aus.

»Wann wirst du ihm beibringen zu sprechen?«, wollte er wissen.

»Er wird das von selbst lernen. Aber jetzt noch nicht. Er ist erst zwei Monate alt.«

»Zwei Monate?«, wiederholte Stirling. »Das ist aber jung.« Er starrte das Baby an. »Es ist erst zwei Monate her, seit er geboren wurde?« Seine Stimme klang ungläubig.

Maria lachte. »Ja. Warum bist du so überrascht?«

»Ich dachte, er wäre schon länger am Leben. Komische Vorstellung, dass er vor zwei Monaten noch gar nicht da war.«

»Es ist wirklich noch nicht lange her.«

»Also ist sein Geburtstag im April?«, fragte Stirling.

»Am zweiundzwanzigsten April.«

»Wie kannst du dir das merken?«

»Das werde ich so schnell nicht vergessen«, sagte Maria. »Immerhin ist es ein wichtiger Tag.«

»Ich vergesse immer, wann ich Geburtstag habe«, meinte Stirling. »Ich weiß nur, dass es im Winter ist.«

»Am zwölften November«, informierte ich ihn.

»Hattest du ein Fest?«, fragte Maria. Stirling schüttelte den Kopf. »Warum nicht?«

»Ich weiß nicht.« Offensichtlich verwirrt drehte er sich zu mir um. »Ich hatte noch nie ein Geburtstagsfest, oder, Leo?«

Ich überlegte kurz. Vielleicht hatte es ein Feier an seinem ersten Geburtstag gegeben, als Mutter und Vater noch hier waren – ich konnte mich nicht erinnern. »Ich glaube nicht.«

Maria wollte das nicht glauben. »Ich hatte immer ein Geburtstagsfeier, als ich ein kleines Mädchen war. Du musst irgendwann mal eine gehabt haben, Stirling. Da bin ich mir ganz sicher.«

Er schüttelte den Kopf. »Aber wir werden bei meiner Erstkommunion feiern.«

»Trotzdem ist es eine Schande! Warum holen wir es nicht einfach nach?«

»Wir könnten ein Picknick machen«, schlug Stirling plötzlich vor. »Ich, du, Leo und Anselm. Ich wollte das immer schon mal machen.«

»Warum nicht?«, meinte Maria.

»Warum nicht?«, wiederholte Stirling. »Lasst uns ein Picknick machen.«

Sie saßen nebeneinander auf dem Sofa – Stirlings Finger noch immer in der Hand des Babys – und begannen, Pläne zu schmieden.

»Lasst uns nächsten Samstag gehen«, schlug Maria vor. »Es ist der letzte Tag im Juni.«

»Wirklich Sommer«, sagte Stirling mit einem sehnsüchtigen Seufzen.

Es stimmte. Er war ganz unbemerkt gekommen, während wir noch immer dachten, dass wir Jacken anhätten, das Feuer anzündeten und uns über die Kälte beklagten. Ich sah durch das Fenster auf die sonnenbeschiedenen Dächer auf der anderen Straßenseite.

»Leo?«, fragte Maria jetzt. »Wohin sollen wir gehen? Irgendwohin, wo es hübsch ist, so etwas wie ein Garten.«

Ich drehte mich wieder zu ihnen um. »Wo soll man denn in dieser Stadt ein Picknick machen?«

»Es muss etwas geben. Komm schon, Leo! Es ist eine ausgezeichnete Idee.«

»Das bestreite ich ja gar nicht. Ich frage nur, wo? Das Einzige, was mir einfällt, ist der Friedhof.«

»Das ist kein Platz für ein Picknick!«, protestierte Maria.

»Für die Würmer schon.«

»Leo, hör auf!«, rief Stirling.

»Du machst ihm Angst«, sagte Maria. Sie dachte kurz nach. »Es ist schade, dass wir nicht in die Königlichen Gärten gehen können. Ich habe gehört, dass sie wunderschön sein sollen. Früher durften die Menschen dort hinein.«

»Wir könnten über das Tor klettern«, schlug ich im Spaß vor.

»Mit Anselm?« Sie schüttelte lachend den Kopf.

»Die Östlichen Berge!«, sagte Stirling plötzlich. »Das ist ein hübscher Ort für ein Picknick.«

Großmutter lehnte sich in die Tür und rief: »Leo, Stirling, würdet ihr bitte den Tisch decken?«

»Die Östlichen Berge klingt gut«, meinte Maria. »Ich finde, wir sollten es machen.«

»Aber warum?«, fragte ich. »Warum diese plötzliche Idee, ein Picknick zu veranstalten?«

»Weil es Spaß macht, Leo.« Marias Tonfall klang, als wäre das offensichtlich.

Stirling trug die Teller aus der Küche. Ich nahm Großmutter's Näharbeit und die Zeitung vom Tisch und legte beides neben Maria aufs Sofa. Sie betrachtete einen

Moment das Bild von Ahira und drehte die Zeitung dann um.

»Warum hast du das getan?«, erkundigte ich mich.

»Ich hasse ihn«, zischte sie leise – und auf ihrem Arm hatten sich die Härchen aufgestellt, als ob ihr kalt wäre.

»Ich hasse ihn auch.«

»Und wenn du hundert Jahre leben würdest, Leo ... Ich glaube nicht, dass du ihn jemals so hassen könntest wie ich!«

Ich traute mich nicht, nach dem Grund zu fragen. Im nächsten Augenblick zuckte sie lächelnd mit den Schultern, und wir gingen rüber zum Tisch.

Ich ging am Montag wieder nicht zur Schule. Als Großmutter Stirling zum Abschied winkte, erkannte ich an ihren angespannten Mundwinkeln, dass sie besorgt war, aber sie erwähnte den Mann von der Schulbehörde genauso wenig wie ich. Mit Stirling in der Schule und Großmutter auf dem Markt war es an diesem Morgen sehr still in der Wohnung. Ich las noch einmal das Buch, legte es dann weg und wanderte von Zimmer zu Zimmer.

Ich hatte gehofft, dass Maria klingeln würde, aber ich konnte den ganzen Morgen über Anselms Geheul die Treppe herunterdriften hören. Als ich Maria später im Hof begegnete, versuchte sie noch immer, das schreiende Baby in ihren Armen zu beruhigen.

»Er hört einfach nicht auf zu weinen.« Sie schien selbst den Tränen nahe zu sein. »Ich wollte dich eigentlich besuchen, Leo. Ich komme vorbei, sobald Anselm eingeschlafen ist.«

Aber die Stunden vergingen, und ich konnte das Baby noch immer oben brüllen hören.

An diesem Abend kehrte Großmutter noch vor Stirling aus der Kirche zurück. Ich machte ihr auf – und da kam auch schon mein Bruder, der sich mit Maria unterhielt. Sie winkte mir zu und lief dann zu unserer Tür hoch.

»Hör zu, es tut mit leid, dass ich heute nicht vorbeigekommen bin«, versicherte sie mir. »Anselm wollte einfach nicht einschlafen, und ...«

»Ich versteh schon«, antwortete ich, weil es das war, was sie hören wollte.

»Danke, Leo. Das wusste ich.« Sie wirkte jetzt ohne das Baby viel weniger erschöpft, als sie die Stufen zu ihrer Wohnung hochsprang.

Etwa fünf Minuten später fing das Geschrei an. Man muss schon sehr laut schreien, damit es durch die Decke dringt. Ich stand still und lauschte.

»Ich bin nicht dein Kindermädchen!«, schimpfte Marias Mutter. »Wenn dein Baby nicht einschlafen kann, bleibst du gefälligst bei ihm zu Hause.«

»Du willst mir ständig vorschreiben, was ich zu tun habe, aber wenn du mir mal mit einer Kleinigkeit helfen könntest, beschwerst du dich!«

»Ach so, eine Kleinigkeit! Du versuchst, ein Doppelleben zu führen, Maria! Es ist deiner eigenen Dummheit zuzuschreiben, dass du jetzt die Verantwortung für ein Baby trägst, und trotzdem passe ich jeden Tag auf ihn auf, während du deine Freunde besuchst oder zum Markt gehst oder ...«

»Oder zur Kirche! Zur *Kirche*!«

»*Ich* wollte zur Kirche gehen, und *ich* war nicht so dumm, mich in die Lage zu bringen, Tag und Nacht ein Baby hüten zu müssen!«

»Dumm? Willst du damit sagen, dass es meine Schuld war?«

»Ja!« Anselms Weinen verstärkte sich zu einem ungleichmäßigen, heiseren Schreien.

»Meine Schuld? Bist du ...«

In diesem Moment kam Stirling ins Zimmer. »Leo, was machst du da?«, fragte er streng.

»Nur ... äh ...« Ich ging zum Stuhl rüber und holte meine Jacke, so als wäre ich nur deshalb reingekommen.

»Du solltest ihren Streit nicht belauschen. Er geht dich nichts an.«

»In Ordnung, Pater.« Ich folgte ihm ins Wohnzimmer, wo man die Auseinandersetzung nicht hören konnte. »Bist du jetzt zufrieden?« Aber ich konnte nicht anders, als ihn anzulächeln. Die Art, wie er stets so ernsthaft versuchte, gut zu sein und das Richtige zu tun. »Du wirst ein guter Priester werden, Stirling, das schwöre ich.« Er fasste es als Kompliment auf.

Ich war den ganzen Abend über rastlos. »Warum liest du nicht irgendwas?«, fragte Großmutter und sah von ihrer Handarbeit auf.

»Wenn es etwas zu lesen gäbe, würde ich es tun.«

»Nimm die Zeitung. Ich bin fertig damit.«

Ich hatte keine große Lust, die Zeitung zu lesen, aber ich diskutierte nicht. Ich nahm sie mit ins Schlafzimmer und las die Berichte über den Krieg an der Grenze. Das Gezeter in der Wohnung über uns war inzwischen verstummt, aber ich konnte das Baby noch immer weinen hören.

Ich studierte gerade die Zahlen der Gefallenen, als Stirling hereingerannt kam, etwas aus seiner Kommode hervorkramte und es mir in die Hand drückte. Es war ein Buch.

»Was ist das?«, fragte ich und drehte es um.

»Das Buch, das Aldebaran geschrieben hat. Wir haben darüber gesprochen, weißt du noch? Die Prophezeiung.«

Ich warf einen hastigen Blick in Richtung Wohnzimmer. »Die Luft ist rein«, sagte er grinsend. »Großmutter ist unten bei Mrs. Blake. Wirst du es mir vorlesen? Du hast es versprochen.«

Ich legte die Zeitung weg und sah mir das Buch an. Es war sehr dünn und genau wie *Die Goldene Regentschaft* gebunden – wie ein Buch also, das sich oft verkaufen würde. Früher wurden alle Bücher auf diese Weise gedruckt; das galt selbst für diese großen Prophezeiungen, die sie anfangs für die Reichen wie Bibeln druckten. Als ich klein war, wurden jedes Jahr Tausende von Büchern gedruckt. Ich erinnere mich daran, dass mein Vater an der Wand über seinem Schreibtisch Listen und Tabellen mit den Titeln hatte.

»Wirst du es mir vorlesen, Leo?«, drängelte Stirling.

Ich tauchte wieder aus meinen Gedanken auf. »Na schön. Wann kommt Großmutter zurück?«

»Frühestens in einer Stunde.« Er setzte sich neben mich.

Ich begann zu lesen: »»Eine Prophezeiung des Lords Aldebaran, geschrieben im sechsten Jahr der Regentschaft Cassius II.««

Stirling hörte schweigend zu. Der Großteil des Textes bestand aus Hintergrundinformationen – eine lange Einführung, in der die Zusammenhänge und die Bedeutung der Prophezeiung erläutert wurden.

»Wer hat das geschrieben?«, überlegte ich laut, als ich mit dem Abschnitt fertig war. »Der Stil klingt nach Vater.«

»Wirklich?« Stirling lehnte sich über meine Schulter,

obwohl er die Worte nicht lesen konnte. »Könnte er es geschrieben haben?«

»Es wäre möglich. Sie haben damals immer bekannte Schriftsteller beauftragt, die Prophezeiungen zu interpretieren.« Ich begann, die Seiten des alten Buchs durchzublättern. Es war damals üblich gewesen, den Namen des Autors auszusparen – das wusste ich, aber das hinderte mich nicht daran, danach zu suchen.

»Großmutter wird bald zurück sein«, sagte Stirling.  
»Lies weiter, Leo.«

Ich gab die Suche nach dem Namen meines Vaters auf. »In Ordnung.« Ich blätterte zum Ende der Einführung, wo die eigentliche Prophezeiung begann. Ich fing an, sie vorzulesen. »»Ich, Aldebaran, bezeugte diese Geschehnisse im sechsten Jahr der Regentschaft König Casius' des Zweiten, und ich schrieb sie wahrheitsgemäß auf, ohne hinzuzufügen, wegzunehmen oder zu verändern ...««

»Was bedeutet das?«, fragte Stirling.

»Es ist gesetzlich vorgeschrieben. Es bedeutet, dass er genau das wiedergibt, was er gesehen hat.«

Ich las weiter: »»Ich träumte, und ich sah mich selbst neben einem See in einem fremden Land, und ich hörte diese Worte in der Dunkelheit:

*Trauert um Malonia, weint um seine Städte;  
denn wie ein dunkler Schatten senkt sich eine Zeit der  
Unruhen und der Kämpfe auf unser Land herab.  
Aber wenngleich viele ihr Leben lassen,  
wird der Prinz nicht sterben.  
Der Prinz wird leben, und ihm wird kein Leid geschehen.  
Seine Bestimmung ist in seinen Augen, und diese  
Bestimmung wird fortbestehen;*

*Doch in diesen Jahren wird er ein Fremder in einem  
fremden Land sein.*

*Der Knabe wird leben; er wird nicht getötet werden.  
Wenn ein Mann seine Hand erhebt, um ihn zu schlagen,  
wird dieser Mann niedergeschlagen werden.*

*Wenn ein Mann ein Schwert gegen ihn erhebt, wird er  
von demselben Hieb getroffen werden.*

*Wenn jemand es wagt, diesen Knaben zu töten, wird er  
dasselbe Schicksal erleiden;*

*Vergeltung wird über jeden kommen, der ihm ein Leid zufügt.*

*Für viele Jahre wird der Knabe ein Fremder sein,  
weit entfernt von seinem Volk wird er um Malonia trauern.  
Doch es wird einen weiteren Wandel in unserem Land geben;  
der Prinz wird zurückkehren und sein Königreich wird  
wieder errichtet werden.*

*Der Silberadler wird verloren sein, und er wird gefunden  
werden;*

*der Prinz wird trauern, und er wird getröstet werden.  
Und die eine, die er liebt, wird ihn zurückkehren sehen;  
der Adler wird von diesem geliebten Menschen zurück-  
gebracht werden.*

*Der Prinz muss wählen zwischen seiner Pflicht und  
seinem Herzen; zwischen Liebe und Verantwortung –  
welchem Ruf wird er folgen?*

Und ich, Aldebaran, schwöre, dass dies die wahrheitsgemäße Niederschrift dessen ist, was ich sah.« Ich ließ das Buch sinken. »Diese Prophezeiung sagt mir gar nichts.«

»Sie sagt, dass der Prinz zurückkommen wird«, erklärte Stirling. »Sie sagt, dass er nicht getötet wurde. Ich habe Recht gehabt, Leo.« Er nahm das Buch und zeichnete die Buchstaben mit den Fingern nach, als wären es magische Symbole. »Das bedeutet, dass der Prinz zurückkommt.«

»Stirling«, setzte ich an, »nur weil dieses Buch angeblich von Aldebaran geschrieben wurde ...« Dann gab ich auf. Warum sollte er es nicht glauben? Ich sah zu, wie er die Buchstaben nachzeichnete und hin und wieder ein Wort laut entschlüsselte.

»Leo?«, fragte er und schaute zu mir hoch. »Kannst du so wie Aldebaran in die Zukunft sehen?«

Ich stutzte. »Keine Ahnung. Aber ich glaube nicht. Meine Gabe ist mit seiner nicht zu vergleichen.«

»Versuch es«, bat Stirling. »Mach die Augen zu und versuch es.«

Ich schloss die Augen und nahm meine ganze Willenskraft zusammen. Ich gab mir tatsächlich Mühe – aber ich konnte nicht das Geringste sehen. Ich öffnete meine Augen wieder und lachte.

»Nichts«, sagte ich schließlich.

Vielleicht lag es daran, dass ich nicht wirklich glaubte, dass ich es konnte. Eigentlich glaubte ich von niemandem, dass er es konnte. Doch das Seltsame ist, dass sich viele Prophezeiungen bewahrheiten. Manche Menschen können tatsächlich in die Zukunft sehen, und das lässt sich ebenso wenig bestreiten wie die Tatsache, dass die Erde rund ist oder die Sterne aus Feuer bestehen.

In diesem Moment hörten wir Großmutter's Schlüssel in der Tür. »Schnell – versteck es!«, flüsterte Stirling. Ich stopfte das Buch wieder in die Kommode, und als ich anschließend ins Wohnzimmer ging, unterhielt sich Stirling ganz unschuldig mit Großmutter über irgendeinen Vorfall an der Schule. Ich musste lächeln. Obwohl er so rechtschaffen war, konnte er mir manchmal sehr ähnlich sein.

Wir hatten gerade mit dem Abendessen angefangen, als es laut an der Tür klopfte. Großmutter machte trotzdem auf.

»Ethan Dark«, hörte ich. »Schuldetektiv.« Ich drehte mich auf meinem Stuhl um. Der Mann stand direkt auf der Türschwelle und sah hinter seiner verspiegelten Brille von mir zu Großmutter. »Sind Sie die Erziehungsberechtigte von Leonard North?«, fragte er.

»Ja.« Sie war es nicht, behauptete es aber trotzdem.

»Ist Ihnen bewusst, dass er trotz vorausgegangener Warnung heute nicht am Unterricht teilgenommen hat?«

Großmutter versuchte, ihm den Vorfall beim Training in der vergangenen Woche zu erklären, aber er wischte ihre Worte beiseite. »Ja, das weiß ich schon alles. Warum ist er also immer noch zu Hause?«

»Da draußen grassiert das Stille Fieber«, erwiderte Großmutter. »Ich will nicht, dass er den Erreger aufschnappt. Es heißt, wenn man an Erschöpfung leidet ...«

»Mrs. North«, sagte der Mann mit matter Stimme. »Wir alle befinden uns in schwierigen Umständen. Trotzdem können wir uns nicht in unseren Häusern verstecken. Da draußen findet gerade ein Krieg statt, und es gibt sinnvollere Aufgaben, auf die ich meine Zeit verwenden könnte. Ich möchte nicht noch einmal hierherkommen müssen.«

»Aber der Direktor von Leonards Schule hat gesagt ...«

»Das spielt keine Rolle. Ein anderer Mitarbeiter hat uns darauf hingewiesen, dass Leonard versäumt hat, ein ärztliches Attest vorzulegen.«

»Aber es gibt keine Ärzte, von denen man ein Attest bekommen könnte.« Das war sehr wagemutig von Großmutter. Ich stand auf und stellte mich hinter sie, und Stirling folgte mir.

»In dem Fall schlage ich vor, er kehrt mit gebührender Eile an die Schule zurück«, sagte Ethan Dark. »Er hat bereits eine Warnung erhalten. Sollte eine weitere Be-

schwerde der Militärakademie bei mir eingehen, wird das schwerwiegende Folgen haben. Letztes Jahr haben wir mehr als hundert Jungen von der Schule verwiesen, weil sie es beharrlich versäumten, am militärischen Training teilzunehmen. Sie haben damit jede Chance auf eine Karriere bei der Armee vertan. Aber sobald sie achtzehn sind, wird man sie trotzdem einziehen, damit sie als Zivilsoldaten an der alcyrischen Grenze kämpfen. Und bestimmt ist das nicht der Ort – und die Art! –, wo Leonard enden möchte.«

»Na schön«, sagte sie nach einer kurzen Pause. »Er wird morgen zur Schule gehen.«

»Besten Dank.« Der Mann drehte sich um und stapfte die Treppe hinunter.

Während wir alle noch in der Tür standen, kam Maria von oben runtergelaufen, auf ihrem Kleid etwas, das wie Baby-Erbrochenes aussah. »Seht euch nur an, was der liebe Anselm gemacht hat«, sagte sie zähneknirschend und hielt eine schleimige Hand hoch. »Wer war das?«

»Ethan Dark, Schuldetectiv«, zitierte ich. »Er liebt es, das zu sagen.«

»Still, Leo!«, flüsterte Großmutter, aber der Mann war schon weg.

Maria lachte, und als sie das tat, sah ich plötzlich, dass sie geweint hatte. Ich konnte es an dem Glitzern in ihren Augen sehen. »Ich schätze, du wirst jetzt wieder zur Schule gehen?«

Ich nickte langsam.

»Du wirst müssen, Leo«, bestätigte Großmutter. »Sie könnten dich sonst hinauswerfen.«

»Glaub ihm nicht«, sagte ich. »Da steckt nur wieder dieser Unruhestifter Markey dahinter.«

»Dir ist zu Hause sowieso langweilig geworden.«

»Aber jetzt, wo ich zur Schule gehen muss, will ich nicht. Ich würde lieber daheim bleiben.«

»Na ja«, meinte Maria. »Wenigstens bist du nicht für immer mit einem teuflischen Baby zu Hause angekettet.«

»Das stimmt. Aber er wird nicht für immer ein Baby bleiben.«

»Das stimmt auch wieder.«

»Und dann ist da noch das Picknick, auf das wir uns freuen können«, erinnerte ich sie.

»Du kommst also mit? Anfangs warst du gar nicht so begeistert.«

»Ich hab meine Meinung geändert«, beteuerte ich, und sie lächelte.

»Um was für ein Picknick ging es da vorhin?«, wollte Großmutter wissen, nachdem Maria gegangen war und wir wieder vor unserem nun beinahe kalten Essen saßen.

Stirling erklärte es ihr.

»Ich weiß nicht recht. Die Soldaten marschieren auf ihrem Weg zur Grenze da durch. Was, wenn sie Schießübungen machen? Oder verirrte Geschosse dort runterfallen?«

»Die Front ist viel zu weit weg«, beruhigte ich sie. »Wir werden nicht sehr weit gehen. Nur über den Friedhof und dann noch ein kurzes Stück. Geschosse können keine fünfzig Kilometer durch die Luft fliegen.«

Stirling sah erleichtert aus, als er das hörte. Großmutter legte ihren Löffel weg und starrte grüblerisch in ihre Suppe. »Aber was ist, wenn die Soldaten euch nicht in die Stadt zurücklassen? Erwinnere dich an damals, als du es für so schlau gehalten hast, am Fluss entlangzulaufen, und als du dann versucht hast, wieder reinzukommen, wärst du beinahe erschossen worden.«

»Ich wäre nicht beinahe erschossen worden«, wider-

sprach ich. »Und außerdem ist das Jahre her. Es ist jetzt anders. Auf den Brücken gibt es kaum noch Kontrollen – du hast es selbst in der Zeitung gelesen. Lucien hat seine Männer in die Burg zurückbeordert, und jetzt interessiert ihn die Umgebung der Stadt kaum noch.«

»Ich bin immer noch nicht überzeugt«, sagte sie, Stirling sah mich wortlos an.

»Wie wäre es ...« Mir kam ein Gedanke. »Wie wäre es, wenn ich meine Kadettenuniform anziehen würde? Dann wird es keine Probleme an den Brücken geben. Sie werden erkennen, dass ich kein Revolutionär bin.«

»Ich habe dir gesagt, dass ich dich nie wieder aus der Stadt lassen würde«, sagte sie bedächtig.

In dem Moment wusste ich, dass ich gewonnen hatte. »Irgendwann musst du nachgeben.«

»Ich wüsste nicht, warum.« Sie lächelte. »Dieses Picknick muss dir wirklich viel bedeuten, wenn du sogar bereit bist, am Wochenende deine Uniform zu tragen.«

»Ja, das tut es.«

Sie zögerte nur noch kurz, bis sie nickte. »Na schön. Letztendlich ist es eine gute Idee. Ihr Jungs kommt fast nie an die frische Luft – kein Wunder, dass ihr letzte Woche so müde wart.«

Ich begann, die leeren Teller abzuräumen. Großmutter legte eine Hand auf meine Schulter und sah mich einen Moment lang an.

»Was ist?«, fragte ich.

»Weißt du, Leo, du hast dich verändert. Ich kann mich nicht erinnern, wann du das letzte Mal eine solche Begeisterung gezeigt hast. Seit dem Tag, an dem du krank wurdest, hast du eine positive Wandlung durchgemacht.«

»Ich weiß.«

Ich lag auf dem Schulhof im Matsch, stützte mich auf die Ellbogen und sah auf das Maracon 14 in meinen Händen hinunter. Es war eine ziemlich mitgenommene Waffe – der Bolzen tendierte dazu zu klemmen, und dann plötzlich zurückzusausen und meine Finger zu erwischen. Ich hatte vergessen, wie schnell man sein musste, um am Anfang der Schießübungen eine der neuen zu ergattern.

Ich sah direkt nach Osten, und da die Sonne noch nicht ganz über mir stand, musste ich blinzeln, um das Ziel zu erkennen. Es handelte sich dabei um ein Kreidekreuz auf einem verzogenen Brett, das grob die Umrisse eines Menschen hatte und in einem tristen Grün angemalt war – die Farbe der alcyrischen Soldatenuniform. Meine Gedanken schweiften umher; ich dachte an die Berge hinter diesen Reihen eintöniger Häuser und an Samstag, wenn wir dorthin gehen würden.

»North! Wach auf!« Es war Sergeant Bane. Er klang, als hätte er es bereits mehr als einmal gesagt. »North« – das war ich. Es gab ein wenig raues Gelächter von den anderen Jungen.

»Ähm ... entschuldigen Sie, Sir, ich ...«

»Feuern, North!«, brüllte er, noch bevor ich zu Ende sprechen konnte. Ich zog hastig den Abzug, und die Kugel jagte irgendwo neben dem unteren Teil des Bretts vorbei. Wir schossen natürlich nicht mit echten Kugeln, und ich dachte immer, dass es mit echten einfacher gewesen wäre, geradeaus zu schießen.

»Kugeln einsammeln, North«, befahl mir Sergeant Bane, während er die anderen Jungen wieder nach drinnen trieb. »Du musst lernen, dich mehr anzustrengen.«

Ich tat noch nicht mal so, als ob es mir etwas ausmachen würde. Kugeln einzusammeln war im Winter mühsam, wenn der Boden durchnässt war und ein scharfer Wind

blies, aber jetzt war Sommer, und ich wollte lieber draußen sein.

Eine Brise wehte aus östlicher Richtung heran. Ganz allein auf dem Hof wanderte ich an der Außenmauer entlang und hob die Kugeln auf. Die Wolken zogen in Fetzen über den Himmel, sodass es erst sonnig und dann bedeckt war und dann wieder sonnig und sich auf der Erde ihre Schatten abzeichneten.

Ich mochte das Schießtraining, auch wenn ich es nicht zugab. In rachsüchtigeren Momenten hatte ich manchmal das Gewehr ein winziges Stück auf Sergeant Bane oder einen der anderen Jungen gerichtet und mir dann vorgestellt, wie ich es plötzlich herumreißen und ihn töten würde. Ich könnte es tun, hatte ich mir dabei eingeredet. Aber mir wurde klar, dass ich mich inzwischen verändert hatte. Alles war irgendwie anders geworden, seit ich beim Training zusammengebrochen und anschließend im Büro des Colonels aufgewacht war.

Ich hasste die Schule – natürlich tat ich das –, aber trotzdem wurde ich das Gefühl nicht los, dass irgendwie alles besser wurde. Ich war mir der positiven Dinge in meinem Leben bewusst geworden. Und Großmutter hatte sich auch verändert.

Seit jenem Tag hatte sie nicht ein einziges Mal wegen irgendwas an mir herumgörgelt. Sie hatte mich trotz der Sache mit der Schulbehörde zu Hause behalten, und sie würde uns am Samstag zu unserem Picknick gehen lassen. Ich konnte mich nicht erinnern, jemals so wenig mit ihr gestritten zu haben, seit meine Mutter und mein Vater weggegangen waren.

Außerdem war da noch Maria. Ich hatte noch nie zuvor einen Freund gehabt. Da war etwas Beruhigendes an ihr – an der Tatsache, dass sie in der Nähe war –, das

mich denken ließ, bevor ich handelte. Vielleicht war es das Bedürfnis, sie zu beeindrucken. Es interessierte mich sonst nie, was irgendwer über mich dachte. Aber ich wollte, dass sie mich mochte. Ich wollte nicht, dass sie mich wegen meines Benehmens verachtete.

Im Geschichtsunterricht nahmen wir wieder die Befreiung durch. Im Moment konzentrierten wir uns auf die Eiserne Regentschaft – die Regierungszeit der Königlichen Familie Donahue – und damit auf dieselbe Ära, die mein Vater in seinem Buch die ›Goldene Regentschaft‹ nannte. Ich merkte, wie meine alte Frustration über die Schule wiederkehrte. Es war so idiotisch. Es war reine Zeitverschwendung, die Geschichte Malonias auf diese Weise zu lehren. Sie sollten uns einfach die Fakten nennen und uns dann unsere eigene Meinung bilden lassen, dachte ich.

»Verschwunden war das alte Regime!«, deklamierte Sergeant Bane gerade. »Indem König Lucien die Diktatur stürzte, unter der unser Land so lange gelitten hatte, brachte er die Gleichheit zurück. Jeder hat nun die Chance, für sein Land zu arbeiten und zu kämpfen und seine Regierung zu wählen. König Lucien hat Malonia zu einem Land gemacht, auf das wir stolz sein können.« Während er sprach, ließ er den Blick über die Klasse schweifen, und ich setzte eine Miene abfälliger Langeweile auf. »North!«, sagte er. »Nenne eine Sache, die abgeschafft wurde, als König Luciens Armee der Eisernen Regentschaft ein Ende setzte.«

»König Cassius II.«, antwortete ich prompt.

»Nein!«, donnerte er. »Falsch!«

»Na ja, eigentlich ist das technisch gesehen ...«

Er schnitt mir das Wort ab. »Hebt die Hand, wenn ihr

hören wollt, was North zu sagen hat.« Niemand tat es. »Danke, North«, sagte er. »Darf ich jetzt fortfahren?«

Ich machte mir nicht die Mühe zu antworten.

Sergeant Banes Vortrag schleppte sich dahin. Ich starrte aus dem Fenster und hielt nach Mustern in den Wolken Ausschau. Aber ich konnte keine entdecken – sie bewegten sich zu schnell. Auf dem Hof war nichts zu sehen außer dem Kerngehäuse eines Apfels, das dort im Matsch lag, und ich fing an, es konzentriert zu fixieren, um es in die Luft zu heben. Ich hatte das schon früher bei Gegenständen versucht, und wenn ich mich stark genug anstrengte, funktionierte es. Ich schaffte es, das Kerngehäuse zwei oder drei Zentimeter anzuheben. Ich konnte es jedoch nicht lange oben halten; es war, als würde man die Luft anhalten. Als ich es fallen ließ, tat mir der Kopf weh. Es war sehr seltsam. Magie ist überhaupt nichts Wundersames – sie ist reine Konzentration und Willenskraft.

Als ich ein kleiner Junge war, hatte mir mein Vater hin und wieder davon erzählt. Die Ausbildung, die die Erleuchteten erhielten, basierte auf körperlichen Strapazen und sogar Folter. Die besten von ihnen waren in der Lage zu lächeln, während sie ihre Hände in siedendes Öl tauchten. Keine Grimasse, sondern ein echtes Lächeln, und das ist wirklich eine ziemliche Leistung. Sie konzentrierten sich so stark, dass ihre Willenskraft sie beschützte, und deshalb waren weder Verbrennungen noch Verbrühungen auf ihrer Haut, auch wenn sie den Schmerz trotzdem spürten.

Ich dachte den restlichen Tag über das alles – über Magie und Willenskraft – nach, deshalb gingen Sergeant Banes Belehrungen völlig an mir vorbei.

Auf dem Heimweg redete ich mit Stirling darüber.

»Erinnerst du dich noch an die Erleuchteten? Diese Menschen, die die Kunst der Magie beherrschen?«, fragte ich.  
»Daran, wie sie Folter ertragen können?«

»Ja«, sagte er nach kurzem Schweigen. »Ich glaube schon. Du hast mir früher von ihnen erzählt ...«

»Das stimmt.« Nachdem meine Eltern fortgegangen waren, hatte ich ihre Geschichten an Stirling weitergegeben. Sie waren ganz anders als die von Großmutter.

»Ich erinnere mich«, bekräftigte er noch einmal.

»Ich habe darüber nachgedacht, dass es seltsam ist, wie es funktioniert. Sie verlassen sich auf ihren Geist – Willenskraft und Charakterstärke. Sie vollbringen keine Wunder. Jeder kann Magie ausüben.«

»Ja. Sie glauben einfach daran, dass sie etwas tun können, und dann können sie es auch. So wie diejenigen, die in der Lage sind, Eisenstangen zu verbiegen. Sie stellen sich einfach vor, dass sie einen Strohalm umknicken, stimmt's?«

Ich nickte. »Ich schätze, man muss über bestimmte geistige Fähigkeiten verfügen. Nicht jeder kann so unglaubliche Kunststücke vollbringen. Wenn man anfangen würde, an sich selbst zu zweifeln, könnte man es nicht tun.«

»Und nicht jeder hat genügend Willenskraft«, sagte Stirling.

»Weil wir gerade über die Erleuchteten sprechen«, sagte Stirling, als wir weiter den Paradiesweg hinabmarschierten. »Ich möchte irgendwann noch mal Aldebarans Grab sehen. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie es aussieht. Und ich glaube, dass es gar kein richtiges Grab ist – der Grabstein ist eine Attrappe.« Als ich nicht antwortete, sagte er weiter: »Weil er nämlich verbannt wurde. Talitha hat ihn nach England geschickt.«

Es stimmte, dass das Grab erst lange nach seinem Verschwinden angelegt worden war. Ich konnte mich nicht an Aldebaran erinnern, aber ich wusste noch, seit wann es das Grab gab. Und es stimmte auch, dass niemand von seinem Tod überzeugt gewesen war, bevor diese Gerüchte aufgetaucht waren. »Angeblich ist er im Gefängnis gestorben«, sagte ich. »Er wurde schon seit mehreren Jahren in einem geheimen Gefängnis gefangen gehalten.«

»Woher willst du wissen, dass das wahr ist?«, fragte Stirling.

Ich wusste es nicht. »Na schön, warum sehen wir uns das Grab nicht einfach an. Komm, lass uns hingehen.«

»Jetzt gleich? Ich weiß nicht, ob wir das tun sollten. Du warst letzte Woche so müde, als du nach dem Training krank geworden bist. Wenn du heute zu viel machst, wirst du morgen wieder müde sein.«

»Tja, ich könnte morgen auch tot sein.« Stirling sah mich verwirrt an. »Ich meine damit nur, dass wir uns nicht immer wegen morgen den Kopf zerbrechen dürfen. Wenn du hingehen und es dir ansehen willst, gehen wir hin und sehen es uns an. Heute. Jetzt. Komm schon.« Ich bog in eine Seitenstraße ab.

»Was ist mit dem Stillen Fieber?«, fragte Stirling.

»Hör auf, dir Sorgen zu machen.«

»Weißt du, was du bist, Leo? Explosiv.«

»Explosiv? Wovon redest du? Du meinst impulsiv.«

»Ich meine, dass du gerade erst die Idee hattest und sofort ...«

»Jetzt komm schon. Du wolltest es sehen.«

Er folgte mir lachend.

Es waren etwa drei Kilometer bis zum Friedhof. Wir gingen schnell. »Bist du dir sicher, dass das eine gute Idee

ist?«, fragte Stirling in regelmäßigen Abständen, und ich antwortete jedes Mal: »Ja. Mach dir keine Sorgen.«

»Ich glaube, das ist nicht der richtige Weg«, sagte er mehrmals.

»Wir werden trotzdem dort ankommen.«

Als wir uns dem Stadtrand näherten, wurden die Straßen breiter, und der Wind nahm zu. »Wir sind komplett in die falsche Richtung gegangen«, stellte Stirling fest.

»Du hast Recht.«

»Dann bleib endlich stehen! Sollen wir umkehren?«

»Lass uns weiterlaufen, bis wir die Mauer erreichen. Dann folgen wir ihr bis zum Friedhof. Es kann nicht weit sein.«

Ich konnte mich nicht erinnern, jemals in diesem Teil von Kalitzstad gewesen zu sein. Daran, dass die Vorhänge in den einzelnen Häusern jeweils zueinander passten, erkannte ich, dass sie nicht in Wohnungen unterteilt waren. Ein paar von ihnen hatten sogar Gärten. Und es war kein einziger Soldat zu sehen. An einem Ort wie diesem gab es niemals Probleme – es war hier so ruhig wie im Reich der Toten.

»Es wäre ganz schön langweilig, hier zu leben«, sagte Stirling. »Es ist so still und bedrückend.«

»Weißt du, manchmal ist langweilig gut.« Aber ich wusste, was er meinte. Hier herrschte eine undurchdringliche Atmosphäre von betäubendem Reichtum, Gleichförmigkeit und Sicherheit, die wie feuchter Dunst in den Straßen hing und einem das Gehirn vernebelte. Natürlich hätte ich lieber hier gelebt als in der Zitadellstraße, aber ich hätte mich nie lebendig gefühlt. Ich hielt nichts von den Menschen, die in diesen perfekten Häusern lebten. Wer hier wohnte, musste morgens aufwachen und sich fragen, ob sein schwaches Herz, das niemals etwas hatte,

wofür es sich zu schlagen lohnte, in der Nacht verstummt war. Das war es, was ich dachte.

Doch dann kam mir das heiße Wasser in den Sinn, die Teppiche in den Schlafzimmern und die nicht vorhandenen Soldaten auf den Straßen, und ich war mir nicht mehr sicher. Wir hatten früher selbst so gelebt, und ein bisschen erinnerte ich mich noch daran.

Ganz plötzlich stießen wir auf die Stadtmauer. Sie zog sich – niedriger als Stirling groß war und nicht mehr als einen halben Meter breit – um die ganze Inselstadt. Die Stadt brauchte neben dem Fluss keine Verteidigung. Der Wind blies über die Mauer und uns direkt ins Gesicht, während wir auf sie zuingen.

Wir lehnten uns dagegen und betrachteten die Berge jenseits des breiten Stroms. »Es ist hübsch«, sagte ich gleichgültig. »Ich hätte nichts dagegen, hier zu leben.« Und wirklich, ich hätte für immer dort stehen bleiben können.

Die Häuser hinter uns waren so ausgerichtet, als sollten sie eigentlich anderen auf der gegenüberliegenden Seite einer ganz gewöhnlichen Straße entgegenblicken. Aber stattdessen war jenseits des Kopfsteinpflasters nur die Mauer und dahinter Leere. Die ganze Straße war mit sauberen, grauen Steinen gepflastert und wölbte sich nach außen wie die Seite eines Schiffs. Die Gebäude hier waren nicht alt – die ältesten der Stadt hatte man aus dem Vulkangestein der Insel selbst gebaut.

Ich lehnte mich nach vorne, um zum Wasser hinunterzusehen, aber Stirling packte mich am Arm und rief: »Sei vorsichtig, Leo!«

Der Fluss lag in mindestens zwanzig Metern Tiefe unter uns. Das schmutzige Wasser strömte schnell dahin, verdunkelt von den Schatten und roten Reflektionen der

Klippen. Aber da lag trotzdem eine wilde Schönheit in der gewaltigen Kraft der Wassermassen, die sich auf ihrem Weg nach Süden schäumend über die Felsen ergossen.

Stirling zog mich noch immer am Arm. »Hör auf, dich so weit vorzulehnen, Leo.« Ich hörte auf und ließ den Blick stattdessen in östlicher Richtung über das sonnenbeschienene Land schweifen. Auf der anderen Seite des Flusses verlief, etwas tiefer gelegen als die Stadt, die Kreisstraße. Auf ihr bewegten sich gerade vier Soldaten, die in kurzem Galopp auf das nördliche Ende der Stadt zuritten. Wir konnten von hier aus auch die Nordöstliche Straße sehen, die sich in gerader Linie durch das ausgeörrte Ackerland zog. Gerade dort, wo sie anfang, in den weißen Nebel einzutauchen, glaubte ich, Ositha zu erkennen, das auf halber Strecke zwischen Kalitzstad und Romeira lag. Und im Westen waren die Berge, die grün schimmerten in ihrem neuen Mantel aus Sommergras, der mit weißen Blumen gesprenkelt war. Die Sonne stand in unserem Rücken, schien über das Land und überzog die Östlichen Berge mit einem lilafarbenen Schimmer.

»Es war doch in Ordnung, ohne Maria herzukommen, oder?«, fragte Stirling.

»Ja. Schließlich kennen wir es ja sowieso schon.«

»Aber ich wusste nicht mehr, wie schön es ist.«

»Es wird sie nicht stören. Die Berge sind anders, wenn man wirklich dort ist, statt nur draufzugucken. Und am Samstag gehen wir ja zusammen hin.«

»Machen wir uns jetzt wieder auf den Weg zu Aldebarans Grab?«, fragte Stirling. »Ich finde, wir sollten hingehen, bevor es spät wird. Falls du immer noch willst.«

Ich stieß mich von der Mauer ab, wir drehten uns um und gingen weiter in Richtung Friedhof.

Ich beobachtete gerade, wie das Wasser unter uns vorbeiströmte, als Stirling mich anrampelte. »Was ist?«, fragte ich und sah hoch. An einem der Häuser vor uns wurde die Haustür zugeschlagen, und als ich mich nach dem Geräusch umdrehte, entdeckte ich eine vertraute Gestalt, die gerade die Stufen hinunterlief.

»Sergeant Markey«, entfuhr es mir.

»Ja. Kannst du dir vorstellen, dass er hier lebt?«

»Sicher, das kann ich mir nur zu gut vorstellen.«

»Er kommt auf uns zu«, sagte Stirling aus einem Mundwinkel.

Sergeant Markey kam uns mit forschen Schritten entgegen, und sobald er uns zu erkennen schien, sagte Stirling höflich: »Guten Tag, Sir.« Wir beide nickten ihm zu.

Er antwortete mit einem Nicken, das so winzig war, dass wir es uns auch eingebildet haben könnten, bevor er sein Tempo vergrößerte und mit abgewandtem Gesicht an uns vorbeilief.

»Wie unhöflich!«, sagte Stirling mit gespielter Empörung, kaum dass er außer Hörweite war. Und dann fragte er noch mal: »Kannst du dir vorstellen, dass er hier lebt?«

»Aus irgendeinem Grund habe ich immer angenommen, dass er arm ist.«

»Ich auch. Die meisten Lehrer sind nicht reich.«

»Na ja, zumindest nicht so reich«, schränkte ich ein. »Das ist wahrscheinlich der Grund, warum er in der Schule so reizbar und gemein ist. Er kann es wahrscheinlich nicht ertragen, von seinem perfekten Haus mit seiner perfekten Aussicht in seiner perfekten Straße weg zu sein. Er kann es wahrscheinlich nicht ertragen, all die hässlichen Gassen und zerlumpten Kinder zu sehen, wenn er an das hier gewöhnt ist.«

»Du solltest nicht neidisch sein, Leo.«

»Ich bin nicht neidisch. Ich sage nur, dass es eine Menge erklärt.«

Die Straße fiel nun sanft nach unten ab. Bald darauf sahen wir, dass sie in eine Sackgasse mündete, deren Ende nach einem Haus ein Zaun bildete, hinter dem ein steiler Abgrund lag. Also bogen wir nach rechts ab.

Als wir in südlicher Richtung weitergingen, kamen wir zu einer Straße, die ich kannte. Ohne es zu bemerken, hatten wir die reiche Wohngegend verlassen und waren nun wieder von den vertrauten, tristen Häusern umgeben. Wir mussten langsam gehen – die Straße war so abschüssig, dass wir uns sonst die Gelenke gestaucht hätten. An der Schule, auf die ich als kleiner Junge ging – bevor die Militärschulen eröffnet wurden –, hatte man uns beigebracht, dass die Straßen hier deshalb so steil abfielen, weil dies die Stelle war, wo Tausende von Jahren zuvor das Vulkangestein eingestürzt war. Ich gab die Information an Stirling weiter.

Am unteren Ende der Straße stand das riesige Gebäude der Zenithar-Rüstungsfabrik. Ich glaube, früher war es mal ein Krankenhaus. Davor befand sich ein dreieckiger Lehmplatz, auf dem viele schwere Karren tiefe Furchen hinterlassen hatten.

»Jetzt nach links«, sagte ich.

Metallische Geräusche drangen aus der Fabrik, als wir vorbeigingen. Nicht lange nachdem sie hinter uns erstorben waren, erreichten wir die Brücke.

Es gab fünf Brücken aus Kalitzstad hinaus. Lucien hatte nach seinem Staatsstreich vier von ihnen umbenannt: die Nördliche, die Südliche, die Nordwestliche und die Südwestliche Brücke. Die, zu der wir jetzt kamen, hieß noch immer die Victoire-Brücke, benannt nach

dem Mann, der sie entworfen hatte; es war der einzige Name gewesen, der keinen Bezug zur königlichen Familie hatte. Sie war die Brücke, über die Luciens Truppen gekommen waren, als sie die Macht an sich gerissen hatten.

Die Brücke existierte schon seit mehr als zweihundert Jahren, aber trotzdem überlegte ich, ob sie wohl sicher war, als wir sie überquerten. Es war so viel leere Luft zwischen der Brücke und dem Wasser. Früher sagte man, dass die Stadt auf reiner Willenskraft erbaut worden sei; wegen der langen Tradition der magischen Lehre hier und wegen der Brücke, die der Schwerkraft trotzte, und wegen der Burg auf ihrem Felsen und wegen des Hafens, den man in die Westseite der Insel gegraben hatte – eine riesige Kaverne unter dem Stadtrand.

Wir betraten den Friedhof durch den steinernen Torbogen am Ende der Brücke und standen sofort zwischen den Gräbern. Die meisten, die am Rand lagen, waren neu – teilweise noch immer zu hoch aufgeschüttet – und nur mit kleinen Holzkreuzen gekennzeichnet. Ein kleines Stück links von uns war ein leeres, frisch ausgehobenes Grab. Stirling sah es flüchtig an, als wir daran vorbeigingen.

Die Grabstellen waren auf traditionelle Weise in Ringen angeordnet. In der Mitte des innersten Rings, der weit von der Stelle entfernt war, vor der wir jetzt standen, befand sich ein großes Monument – ein Steinkreuz mit einer Christus-Figur daran –, das von Bäumen umsäumt wurde. Gleich daneben lagen die Gräber der königlichen Familie, die circa vierhundert Jahre zurückreichten, sowie jede Menge freie Grasfläche, die man für die kommenden Generationen aufgehoben hatte. Es muss eigenartig gewesen sein, damals ein junger Prinz oder eine Prinzessin zu sein und hierherzukommen, um ein oder

zwei Schritte entfernt die Stelle zu sehen, wo man irgendwann liegen würde, bis man zu Staub zerfallen war.

»Ich kann mich nicht erinnern, wo das Grab ist«, sagte Stirling. »Es hat sich alles verändert.«

»Ich weiß, dass es in diese Richtung war.« Ich gestikulierte zwischen den Grabsteinen herum. Dann sah ich den gleich neben mir genauer an. »Ein ganzes Stück weiter rein. Diese hier sind kaum älter als ein Jahr.«

»Ich glaube, es war hier entlang«, sagte Stirling und deutete mit dem Finger.

»Hier, jetzt kommen wir der Sache schon näher. Sieh dir mal die Daten an.«

»Ich kann sie nicht lesen.«

»Das hab ich vergessen. Wir werden es finden – es muss jetzt ganz in der Nähe sein.« Wir waren etwa fünfzehn Ringe weit auf die Mitte zugegangen. »Es ist ganz sicher in diesem Ring«, sagte ich zu Stirling. »Irgendwo hier.« Er kam zu mir herüber, und wir überprüften gemeinsam die Grabsteine. Es war wie eine makabre Art von Schatzsuche, und es bereitete uns ein eigenartiges Vergnügen.

»Ist es das hier?« Er zeigte auf einen Grabstein.

Ich sah hin. »Ja, ich glaube schon.«

»A-L-D ...«, buchstabierte er. Ich ließ ihn. »A-L-D-E-B-A-R-A-N. Hier steht Aldebaran. Es *ist* sein Grab.«

Es war ein ganz gewöhnliches, mit senffarbenen Flechten übersprenkeltes Kreuz, das nur seinen Namen, sein Geburts- und sein Sterbedatum nannte.

»Was steht da, wie alt er wurde?«, fragte Stirling.

Ich rechnete es aus. »Sechzig.«

»Jünger als Großmutter jetzt ist. Wie alt ist er dann jetzt?«

»Er wäre siebzig.«

»Wäre? Wenn er noch leben würde, meinst du?« Er sah mich ganz ruhig an. »Ich glaube immer noch, dass er das tut.«

»Möglich.« Ich zuckte mit den Achseln.

Stirling fing an, auf dem Grab herumzustampfen.

»Was machst du da?«

»Ich teste, ob ich das Echo von einem Sarg hören kann.«

»Wie willst du wissen, ob Särge ein Echo abgeben? Außerdem muss er inzwischen verrottet sein.«

»Oh.« Er hörte auf zu stampfen.

Jetzt, da wir hier waren, kam es mir plötzlich idiotisch vor. Wie sollten wir, indem wir das Grab ansahen oder darauf herumtrampelten, jemals herausfinden, ob es echt war? Es würde auch nichts nützen, den Sarg auszugraben. Wenn Menschen lügen wollen, dann können sie das tun, und man wird nie mit Sicherheit wissen, ob sie die Wahrheit sagen oder nicht.

»Weißt du was?« Stirling ließ den Blick über den Friedhof schweifen.

»Nein, was?«, fragte ich.

»Ihre Köpfe sind weit auseinander, aber ihre Füße berühren sich fast.«

»Wen meinst du?«

»Die Leichen in den Gräbern. Das ist das Problem, wenn man sie zu einem Kreis anordnet.«

»Stirling! Wie kommst du nur auf so was? Ich muss einen schlechten Einfluss auf dich haben!«

»Du hörst dich an wie Großmutter!«, sagte er.

Ich lachte, verstummte aber sofort wieder. Es war, als würde man in einer Kirche lachen. Selbst wenn man ganz allein ist, sagen einem die Geister in der Luft, dass man es nicht tun sollte.

»Ich meine das nicht respektlos«, erklärte er. »Und außerdem sind sie nicht wirklich hier.«

Eine starke Windbö fuhr zwischen die Äste der Bäume. Ohne dass es uns aufgefallen war, hatte die Sonne ihre Wärme verloren, und ihr Licht erzeugte nun lange Schatten hinter den Grabsteinen. Die dunklen Engel auf den königlichen Gräbern zuckten.

»Komm«, sagte ich fröstelnd. »Lass uns heimgehen.«

»Hast du Angst?«

»Nein, mir ist nur kalt. Jetzt komm schon, wir sollten längst zu Hause sein.«

Er folgte mir zwischen den Grabsteinen hindurch. Aber noch bevor wir den Torbogen erreichten, tauchte von der anderen Seite eine düstere, verhüllte Gestalt auf.

Es war ein Priester. Hinter ihm gingen vier Männer, die einen kleinen Sarg trugen – einen Kindersarg. Gleich dahinter folgte ein junges Paar und eine kleine Gruppe Familienangehöriger. Der Mann trug die Uniform eines Soldaten. Beide weinten und versuchten nicht, es zu verbergen. Es hätten keine Fremden hier sein sollen, die ihre Trauer sahen.

Ich blieb stehen und fühlte mich schuldig, weil mein Lachen noch immer in der Luft zu verklingen schien. Die Trauernden gingen an uns vorbei und versammelten sich um das offene Grab. Sobald wir konnten, schlüpfen wir an ihnen vorbei in Richtung Brücke. Gleichzeitig trennte sich der Mann von der Gruppe und wankte zurück zum Ausgang. Er lehnte sich gegen das Tor, als könnte er nicht ohne Hilfe stehen, schlug die Hände vors Gesicht und begann, laut zu schluchzen. Stirling sah mich an, und wir drängten uns an ihm vorbei. Er sah nicht mal auf.

Wir gingen schweigend zurück. Das Kind musste an irgendeiner ansteckenden Krankheit gestorben sein – das

war der Grund für die Beerdigung so spät am Tag. Es war üblich, die Menschen am Morgen zu bestatten, damit sie mit der Sonne zum Himmel aufsteigen würden. Aber wenn jemand an einer ansteckenden Krankheit gestorben war, verlangte es das Gesetz, dass er zwischen fünf Uhr nachmittags und der Morgendämmerung begraben wurde. Manche Menschen dachten, dass kurz vor der Dämmerung näher am Sonnenaufgang läge, und bestatten ihre Toten daher in den Stunden, bevor es hell wurde. Andere wiederum glaubten dasselbe vom letzten Licht des Nachmittags. Aber in Wahrheit war keins von beidem der Sonnenaufgang.

Ich hatte halb damit gerechnet, dass Großmutter sauer sein würde, weil wir so spät heimkamen, aber das war sie nicht. Wir sagten ihr, dass wir einen Spaziergang gemacht hätten, und sie fragte nicht weiter nach.

»Ich bin froh, dass ihr nicht wieder nachsitzen musstet«, war alles, was sie sagte. Dann gingen sie und Stirling zur Kirche.

Ich konnte mich mit nichts beschäftigen. Ich lief in der Wohnung auf und ab und dachte dabei an Aldebarans Grab und ob es tatsächlich eine Attrappe sein könnte, so wie Stirling behauptet hatte. Es hatte genauso ausgesehen wie all die anderen. Schon die Tatsache, dass da ein Grabstein war, hatte mich immer glauben lassen, dass er ganz sicher tot war. Aber jetzt war ich nicht mehr überzeugt.

Ich fing an, nach dem schwarzen Buch zu suchen. Es war Tage her, seit der letzte Eintrag aufgetaucht war, und ich wollte es wieder mal überprüfen. Ich dachte, dass ich es in die Truhe unter der Fensterbank zurückgelegt hätte, aber da war es nicht.

Ich durchsuchte das ganze Zimmer und fand es

schließlich unter meiner Matratze. Dabei wusste ich, dass ich es *da* nicht hingelegt hatte. Als ich es öffnete, entdeckte ich einen neuen Eintrag.

Das Buch beunruhigte mich jetzt weniger als am Anfang, trotzdem zögerte ich. Doch was konnte es schon schaden, einfach nur den nächsten Abschnitt zu lesen? Ich blätterte die leeren Seiten bis zu dem neuen Eintrag um und begann mit der Lektüre, bevor ich meine Meinung ändern konnte.

»Field«, sagte Raymond und sah von seiner Zeitung hoch. Das Lesen fiel ihm zunehmend schwer, aber zumindest konnte er den Großteil der Schlagzeilen entziffern. »Field, Sie wissen doch, dass ein Butler nicht für die Gartenarbeit zuständig ist.«

»Verzeihung, Sir.« Der Butler wischte sich das Rasenmäheröl von den Händen. »Aber das Gras musste geschnitten werden.«

»Wie oft muss ich Ihnen das noch sagen, Field? Sie müssen nicht so schwer arbeiten. Sie sind kein Sklave.«

»Das macht mir nichts aus, Sir. Schwere Arbeit ist gut für mich.«

Mehrere Jahre waren vergangen, doch der Butler war nicht gealtert. »Vielleicht stimmt das sogar«, erwiderte Raymond leise lachend.

»Nun ja, ich bin seit Langem daran gewöhnt.«

»Ich nehme an, die Armee hat Ihnen harte, körperliche Arbeit abverlangt?«

»Die Armee?« Einen Moment wirkte der Butler verwirrt. »Ja, selbstverständlich.«

»Ich hätte das nicht geschafft. Ich war nie sehr gesund. Sehen Sie mich jetzt an – ich bin gerade mal siebzig und stehe schon an der Schwelle des Todes.«

»Das würde ich nicht sagen, Sir. So einen Herzinfarkt muss man erst mal verkraften, aber ich würde auf keinen Fall sagen, dass Sie an der Schwelle des Todes stehen, wie Sie es ausdrücken.« Der Butler kniete sich hin und zündete das Feuer an. Die Schwerter in ihren Vitrinen schimmerten im Licht der hereinbrechenden Abenddämmerung.

»Field, würden Sie mir bitte das Kuvert aus der obersten Schublade meines Schreibtischs geben?«, sagte Raymond nun. »Das braune.«

Der Butler holte den Umschlag und gab ihn ihm.

»Ich habe meine Anwälte gebeten, heute Abend vorbeizukommen«, erklärte Raymond, während er mehrere Papiere herausnahm. »Ich muss ein paar Dinge regeln.« In diesem Moment klingelte es an der Tür. »Führen Sie sie bitte herein, Field. Sie können dann gehen. Ich werde Sie rufen, wenn ich Sie brauche.«

»Wie Sie wünschen, Sir.«

Sobald der Butler in seinem Zimmer war, ging er zum Schrank. Er nahm das Buch heraus und seufzte erbittert, als er feststellte, dass darin noch immer nicht mehr war als seine eigenen, unbeantworteten Botschaften. Er begann, so ungestüm hineinzuschreiben, dass die Tinte durch den Druck, den er auf die Feder ausübte, nach allen Seiten spritzte.

*Der zwanzigste August im zwölften Jahr der Regentschaft König Cassius' II., schrieb er. Talitha.*

Ich zuckte zusammen, als ich den Namen las, und hielt das Buch dann näher vor meine Augen. »Talitha« – ich hatte mich nicht verlesen, das stand dort wirklich. Talitha war Luciens engste Ratgeberin, diejenige, die den König und die Königin getötet und Aldebaran und den Prinzen

in die Verbannung geschickt hatte. Dieser Mann war also tatsächlich kein Fremder. Und das Datum, das er geschrieben hatte – der zwanzigste August im zwölften Jahr der Regentschaft König Cassius' II. –, dieses Datum lag drei Tage vor dem Tag der Befreiung. Ich las schnell weiter.

*Talitha, es ist nun zwei Monate her, seit du mir geantwortet hast, und trotzdem weiß ich, dass du nicht in Gefahr bist. Kannst du mir nicht wenigstens ein Wort schreiben?*

*Das Wenige, das ich von dem Land sehen kann, lässt mich erahnen, dass etwas geschehen wird. Aber meine Versuche, mehr zu erkennen, werden abgeblockt. Könntest du diesbezüglich Nachforschungen anstellen? Ich befürchte, dass es Verräter in unseren Reihen gibt. Aber sei vorsichtig. Falls eine Rebellion im Gange ist, dann bin ich mir sicher, dass die Kalitz-Familie auf der Heiligen Insel dahintersteckt. Kannst du nicht jemanden beauftragen, sie zu beobachten? Ich habe Luden Kalitz in Verdacht. Ich weiß, dass du glaubst, meine Besorgnis sei unbegründet, aber überprüfe es bitte noch einmal, bevor du sie so rasch verwirfst.*

*Maßnahmen müssen getroffen werden, doch soweit ich sehen kann, ist bislang nichts unternommen worden. Natürlich überlasse ich es deinem weitaus besseren Urteil, Malonia zu beschützen, aber kannst du mir sagen, was du diesbezüglich zu tun gedenkst? Bitte antworte mir, Talitha – ich bin sehr beunruhigt. Wenn es auch nur die geringste Gefahr einer bevorstehenden Revolution gibt, müssen wir als Erste handeln und unsere Sicherheitsvorkehrungen verstärken. Du hast diese englischen Waffen nicht gesehen. Willenskraft ist nichts im Vergleich zu ih-*

*nen. Wir müssen uns absolut sicher sein, dass niemand solche Waffen in Massen produziert, um eine Rebellenarmee auszurüsten. Es sind keine unpraktischen Schusswaffen, wie die, die man gerade in Malonia zu entwickeln beginnt, sondern hoch effektive Maschinen.*

*Ich bitte dich noch einmal, mir eine Antwort zu senden. Dein ergebener Diener, A.R*

Nachdem er seine Initialen hingekritzelt hatte, schob der Butler das Buch in den Schrank zurück. Er fing an, in dem Raum auf und ab zu gehen, wobei er die Finger anspannte und lockerte, als wollte er sie von dem Druck, den sie auf den Füller ausgeübt hatten, befreien. Er rieb sich die Schläfen. Die Versuche, nach Malonia zu sehen, hatten ihn erschöpft. Warum antwortete Talitha nicht?

Zwei Tage später tauchte eine hastig und in schiefen Linien quer über die Seite gekritzelt Nachricht auf. *A. F. Situation unter Kontrolle. Unternimm keinen weiteren Versuch, dich mit mir in Verbindung zu setzen – ich kann nicht sicher sein, dass du nicht beobachtet wirst. Niemand plant eine Revolution, und die Kalitz-Familie am allerwenigsten. Ich weiß, dass du einen Groll gegen sie hegst, aber bitte sei so freundlich, dies aus den Staatsangelegenheiten herauszuhalten. Eine Antwort ist nicht erforderlich. Talitha.*

Arthur Field schlug das Buch zu und starrte stirnrundelnd in die Dunkelheit vor seinem Fenster. Er respektierte Talitha von Tag zu Tag weniger. Doch sie stand in jederlei Hinsicht über ihm – welches Recht hatte er, ihr vorzuwerfen, nicht genug zu unternehmen? Schließlich hatte sie weder die Zeit noch die Energie, ständig mit ihm zu kommunizieren. Er sah zu, wie der See unter dem dämmrigen Himmel immer dunkler wurde, und knirschte

dabei geistesabwesend mit den Zähnen, während er gleichzeitig die Fingernägel in den Bucheinband grub.

»Talitha«, sagte er schließlich in die Dunkelheit. »Talitha, antworte mir.« Er schloss die Augen und sprach lauter. »Antworte mir!«

Die Dunkelheit blieb unverändert, still. Falls Talitha ihn hören konnte, hatte sie sich entschieden, ihm nicht zu antworten.

In diesem Moment begriff ich, wer dieser Mann war – der Butler Arthur Field. Ich hatte das Gefühl, als ob ich wüsste, was als Nächstes geschehen würde, so als hätte ich es vor langer Zeit selbst miterlebt und noch nicht ganz vergessen. Ich starrte die Seite an. Die Schrift war im Verlauf der Geschichte immer schräger und unregelmäßiger geworden und hatte tiefe Kratzer auf dem alten Papier hinterlassen. Und dies war das Ende.

Ich war den ganzen Abend über mit den Gedanken woanders, weil ich nicht aufhören konnte, über das Buch nachzudenken. Als ich in dieser Nacht im Bett lag und zwischen den Vorhängen hindurch die Sterne anstarrte, war ich immer noch verwirrt. Falls der Butler tatsächlich Aldebaran war, was ich langsam zu glauben begann, und falls seine Geschichte wahr sein sollte, dann hatte er kurz vor der Befreiung vor zehn Jahren in England gelebt. Aber falls er zu dieser Zeit am Leben war, warum hätte er dann an Talitha schreiben sollen? Könnte sie ihm wie so vielen anderen vorgetäuscht haben, auf der Seite des Königs zu stehen? Ich war mir nicht sicher. Doch wenn irgendwer den großen Aldebaran getäuscht haben könnte, dann sie.

Da ließ mich ein anderer Gedanke in der Dunkelheit hochfahren. Wenn diese Magiegelehrten über ein Buch kommunizieren konnten, diente das andere Buch, das,

das ich gefunden hatte, vielleicht demselben Zweck. Und falls es so war, machte es das gefährlich? Vielleicht hätte ich es niemals aufheben sollen. Wie sollte ich wissen, ob es nicht jemand Großem und Mächtigem gehörte, jemandem, der mich in diesem Moment dabei beobachtete, wie ich die Seiten umblätterte?

Als die Uhr in der Stadt zwei schlug, schlief ich immer noch nicht. Während ich so dalag, überlegte ich beunruhigt, wessen Briefwechsel ich da abfing. Ob die Betroffenen wussten, dass ich mitlas?

*Die Lampe flackert und geht einige Augenblicke später ganz aus. Ich sitze für eine Weile in der Dunkelheit, bevor ich den Balkon überquere und den Blick über die Stadt schweifen lasse. Ich kann noch immer die Musik aus den Räumen der Burg zu mir hochdringen hören; sie ist jetzt lauter und wilder, denn es ist schon spät. Weit hinter den Dächern unter mir schlägt die Kirchturmuhren zwölf. Ich habe sie damals auch schlagen hören – immer wenn ich nachts dasaß und in dem Buch las.*

*Ich weiß noch, wie sehr mich das Buch beunruhigt hat. Ich dachte immer, dass etwas entweder nur schlecht oder nur gut sein kann. Niemals beides. Ich lag nächtelang wach und zerbrach mir den Kopf, was davon wohl auf das Buch zutraf. Aber es gibt nichts, das ausschließlich böse oder gut ist. Es gibt gute Teilchen und schlechte Teilchen, und sie sind miteinander vermischt. Manchmal kleben sie in Klumpen zusammen, und manchmal zerstreuen sie sich über ein Gebiet oder ein Zeitalter oder ein Leben. Die bösen Teilchen haben mehr Energie. Mehr Kraft. So wie bei einer toten Fliege, die einen Flakon voll Parfüm ruiniert.*

*Du benutzt die Wissenschaft, um alles zu erklären.*

*Das ärgert mich manchmal, aber ich denke, dass du auf gewisse Weise Recht hast. Zumindest gilt das für mein eigenes Leben. Dieses Buch war mein Geständnis an dich – deshalb habe ich es angefangen. Meine Sünden waren groß, das sollte ich dir jetzt sagen – oder zumindest hatten sie große Kraft.*

*Ich höre die hohen Absätze einer Frau auf der Treppe. Sie sagt etwas mit einer sanften, wohl artikulierten Stimme, die Marias ähnelt, und ein Mann antwortet. Nach einer Weile verhallen ihre Schritte. Ich gehe an der Balkonbrüstung entlang und betrachte die Lichter der Stadt. Mit einem Mal taucht der Mond hinter den Wolken auf.*

*Dieses Licht genügt mir, um auch ohne Lampe zu sehen. Ich werde weiterlesen, jetzt, da ich begonnen habe. Ich werde zu Ende lesen, was ich geschrieben habe.*



*A*m Donnerstagmorgen wachte ich spät auf. Es war Stirlings Husten, das mich schließlich aus dem Schlaf schrecken ließ.

»Beeil dich, Leo, sonst kommen wir zu spät!«, rief er, als er meine offenen Augen bemerkte.

Ich setzte mich auf. Er stand bereits fertig angezogen neben meinem Bett und schlüpfte gerade in seine Stiefel.

»Es ist schon nach halb acht.«

»Warum hast du mich nicht geweckt?«, fragte ich.

»Ich dachte, dass du bestimmt müde sein musst, nachdem du gestern so weit gelaufen bist.«

»Ich bin nicht müde«, widersprach ich, obwohl ich dabei gähnte. Ich lief schnell nach unten, um Wasser zu holen.

Obwohl wir den halben Weg zur Schule rannten, kamen wir trotzdem zwei Minuten zu spät. Sergeant Bane interessierte sich nicht für Verspätungen. Sergeant Markey schon ...

»Er wird dich wieder nachsitzen lassen«, warnte ich Stirling vor, als wir durch das Tor hetzten. Ich war außer Atem, und mein Husten war wieder so schlimm, als wäre er nie abgeklungen.

»Wenn er es tut, dann gehst du allein nach Hause«, sagte Stirling und drehte sich zu mir um.

»Ich werde auf dich warten«, sagte ich ihm.

Das war auch mein fester Vorsatz gewesen, aber dann setzte gerade, als die Schule aus war, ein kalter Nieselregen ein. Außerdem war ich müde, und deshalb ging ich schließlich ohne ihn heim. »Er wird in einer halben Stunde da sein«, sagte Großmutter. »Und abends ist es jetzt hell.«

Ich saß auf meinem Bett und las die Zeitung, als Stirling mehr als eine Stunde später auftauchte. Er kam in unser Schlafzimmer getrottet. »Tut mir leid, dass ich nicht gewartet habe«, sagte ich und faltete die Zeitung zusammen.

»Macht nichts.«

Er zog die Stiefel aus und stellte sie in perfekter Anordnung neben sein Bett, dann arrangierte er die Schnürsenkel so, dass sie an den Seiten herunterhingen, ohne sich zu berühren.

»Warum machst du das immer?«, fragte ich ihn. Schon als kleiner Junge hatte er seine Stiefel jeden Abend so hingestellt.

»Ich weiß nicht.« Er zuckte mit den Schultern. »Ich mag es nicht, wenn die Stiefel auf den Schnürsenkeln stehen.« Ich lächelte ihn an. Stirling setzte sich neben mich aufs Bett. »Weißt du, was Sergeant Markey mich zur Strafe hat machen lassen? Ich musste fünfmal um den Hof laufen, und das mit Gewichten –«

»Das kann man ja wohl kaum als Strafe bezeichnen.«

»Nein, aber dann hat er mich geschlagen. Schau mal.« Er streckte seine Hand aus und lachte, als er mich keuchen hörte.

Ich konnte die Spuren eines Stocks auf ihr erkennen,

aber es waren so viele, dass es unmöglich war, irgendeine unverwundete Stelle zu unterscheiden. Sie war rot – rot wie rohes Fleisch – und glänzend. In den Rillen seiner Handfläche hatte sich Blut gesammelt.

»Wie kannst du darüber lachen?«, fragte ich alarmiert.  
»Tut es nicht weh?«

Er schüttelte den Kopf.

»Aber es tat weh, als er es gemacht hat?«

»Nein.«

»Während er dich geschlagen hat, meine ich.«

»Nein, ich schwöre, dass es nicht wehgetan hat«, beteuerte mein Bruder. »Das ist es ja, was so lustig ist. Ich habe es überhaupt nicht gespürt. Ich wusste, dass es wehtun würde, aber das tat es gar nicht. Ich musste ein bisschen lächeln, weil es so eigenartig war. Markey sah aus, als hätte er Angst. Ich summte eine Melodie, und er schrie mich an, ich solle damit aufhören.«

»Du hast eine Melodie gesummt?« Ich nahm seine Hand und starrte auf die Striemen.

»Das Lied, das wir gestern in der Kirche gesungen haben.«

»Warum?«

»Ich kenne fast nur Kirchenlieder.«

»Nein, ich meine, warum hast du gesummt?«

»Ich habe gar nichts gemerkt.«

»Ein Kirchenlied.« Ich ließ seine Hand los, hörte aber nicht auf, sie anzustarren. »Er hat wahrscheinlich gedacht, dass du ein Prophet bist, der gekommen ist, um ihn in die Hölle zu schicken.«

»Schicken Propheten Leute in die Hölle?«

»Ich weiß es nicht – er dachte wahrscheinlich, dass Gott dir helfen würde oder so.«

»Stirling!«, rief Großmutter von der Tür.

»Ja.« Als er sich zu ihr umdrehte, glänzte seine Hand grotesk im Licht, das vom Fenster hereinsickerte.

»Was ist passiert?« Sie eilte zu ihm. »Warum hast du mir das nicht gezeigt?«

»Es war Sergeant Markey.«

»Dieser schreckliche Mann! Ach, mein armes Baby!« Sie drückte ihn an sich.

»Ich bin kein Baby, Großmutter. Und außerdem hat es nicht wehgetan – mach dir doch nicht solche Sorgen.«

»Dieser schreckliche Mann«, wiederholte sie. »Ich muss ihn dem Schuldirektor melden. Ich hätte das schon viel früher tun sollen, aber als Leo krank wurde, habe ich es vergessen. Er ist ein böstiger Tyrann. Gleich morgen gehe ich zu eurem Direktor.«

»Tu das nicht«, bat Stirling.

»Stirling, man muss etwas gegen ihn unternehmen. Und das war nicht das erste Mal, dass er so brutal war.«

»Nein. Aber ich glaube nicht, dass er so was noch mal macht. Es hat ihm Angst eingejagt, dass er mir nicht wehtun konnte.«

»Er konnte dir nicht wehtun?« Großmutter sah ihn verwirrt an.

Stirling erklärte es ihr.

»Vielleicht verfügt Stirling über eine magische Gabe«, sagte ich.

»Nein«, erwiderte sie. »Das hoffe ich nicht.«

Sie verband seine Hand, und er starrte sie anschließend stirnrunzelnd an, während er seinen Tee trank.

»Tut sie dir jetzt weh?«, fragte ich. Er schüttelte den Kopf. »Hast du dein Schmerzempfinden komplett verloren?«

»Hau mich, dann werden wir sehen, ob es wehtut.«

Ich boxte ihn gerade so fest in den Arm, dass er es ei-

gentlich leicht spüren sollte. Er bewegte sich nicht mal. Ich boxte ihn fester.

»Ich kann überhaupt nichts fühlen«, versicherte er.

»Hör auf damit, Leo«, befahl mir Großmutter, die in diesem Moment aus der Küche kam.

»Er tut mir nicht weh.«

Sie musterte ihn ängstlich.

An diesem Abend kam Maria zusammen mit Stirling und Großmutter von der Kirche zurück. Sie hatte Anselm dabei. Als wir zu dritt um den Tisch im Wohnzimmer saßen, erzählte Stirling ihr alles über den Vorfall. Maria hielt ihr weinendes Baby im Arm, deshalb mussten wir schreien, um uns zu verständigen, obwohl wir kaum einen halben Meter auseinander saßen.

»Vielleicht wird aus dir mal ein Heiliger, und das war dein erstes Wunder«, schlug Maria vor.

»Du solltest keine Witze darüber machen«, sagte Stirling.

»Das war kein Witz.« Sie musste über sein ernstes Gesicht lachen.

Mir fiel auf, dass er seine bandagierte Hand umklammerte. »Fängt sie an wehzutun?«, fragte ich. »Kehrt dein Schmerzempfinden zurück?«

»Ich glaube schon.« Er ließ sie los. »Ja, sie tut eindeutig weh.«

»Das freut mich«, sagte ich.

»Es freut dich, dass mir meine Hand wehtut?«

»Nein – nur, dass dein Empfindungsvermögen wieder da ist. Es war seltsam, als du gar keine Schmerzen hattest. Unnatürlich.«

Wir schwiegen eine Weile, dann hielt ich die Zeitung hoch, in der ich gelesen hatte, bis sie reingekommen waren. »Hört euch das an!« Ich schlug die Titelseite auf und

las ihnen die ersten paar Zeilen vor: »Die alcyrische Armee muss vernichtet werden. Wir werden nicht zurückweichen, bis wir das Land zurückerobert haben, das uns gehört. Alle, die Malonia wirklich treu ergeben sind, werden die Verluste als geringen Preis ansehen.«

»Wer hat das gesagt?«, fragte Maria.

»Ahira«, antwortete ich. »Wer sonst? Glaubt er ernsthaft, dass wir diesen Krieg gewinnen können?«

»Nein«, sagte sie leise. »Ich ... schätze nicht, dass er das tut.«

»Einmal ist er in unsere Schule gekommen«, erzählte Stirling. »Ahira. Er hat eine Rede gehalten.«

»Oh, ja.« Ich lachte. »Er sagte: ›Jungs, ihr seid Soldaten des neuen Malonia.‹ Lauter solches Zeug. Ich schwöre dir, die Lehrer haben sich vor ihm verneigt, als wäre er Gott höchstpersönlich. Er hat uns allen die Hände geschüttelt. Als er dann bei mir ankam, stand mir meine Meinung über ihn wohl ins Gesicht geschrieben. Er hat mir fast das Handgelenk gebrochen.«

»Da ist irgendetwas an ihm«, sagte Stirling. »Etwas, das einen dazu bringt – ich weiß nicht –, sich vor ihm zu fürchten, und trotzdem muss man ihm zuhören.«

»Er zieht einen in seinen Bann«, meinte ich. »Er ist ein seltsamer Mann.« Da sah ich Marias Gesichtsausdruck und wechselte rasch das Thema. »Was ist jetzt eigentlich mit unserem Picknick?«

Wir erzählten ihr, dass wir auf dem Friedhof gewesen waren und die Berge von dieser Seite der Stadt aus gesehen hatten.

»Wir sollten den Weg nehmen, wenn wir da hinauswandern«, schlug ich vor.

Anselm weinte noch immer. »Ist es überhaupt sinnvoll, ihn mitzunehmen?«, fragte Maria.

»Es kommt mir unfair vor, ihn hierzulassen, während wir Spaß haben«, sagte Stirling und streichelte über Anselms Köpfchen. »Pscht«, machte er zu dem Baby, und Anselm hörte zu weinen auf. Allerdings nur für einen kurzen Moment.

»Babys haben an so etwas keinen Spaß«, erklärte Maria. »Sie schlafen und essen und ... starren Dinge an. Mehr fällt mir ehrlich gesagt nicht ein. Sie mögen es nicht, kilometerweit durch die Gegend getragen zu werden – sie fühlen sich dabei nicht wohl. Und es wird ihn stören, den ganzen Tag in der Sonne zu sein, und ich werde ihn ständig wickeln und füttern müssen.«

»Es wäre wirklich keine gute Idee, ihn mitzunehmen«, sagte ich.

»Ich sollte ihn bei meiner Mutter lassen.«

»Wird es ihm was ausmachen?«, fragte Stirling.

»Er kann noch genug Ausflüge machen, wenn er älter ist. Er wird nicht immer ein Baby bleiben, sondern solche Sachen schon bald mitmachen können. Dann können wir ihn immer noch mitnehmen.«

»Es kommt mir trotzdem unfair vor«, beharrte er.

»Als du ein Baby warst, haben sie dich wahrscheinlich auch daheim gelassen«, sagte Maria. »So ist das nun mal. Und außerdem würde er lieber zu Hause bleiben. Er ist gern zu Hause.«

»Na schön. Aber wir werden es wiedergutmachen müssen.«

Sie lachte. »Erinnere dich daran, Stirling, und in ein paar Jahren nehmen wir ihn zu einem Picknick mit und erzählen ihm, dass du es versprochen hattest.« Anselm war für einen Moment ganz still und sah zu uns hoch, so als wüsste er, dass wir über ihn sprachen.

»Ich werde es nicht vergessen«, sagte Stirling.

Am Freitagabend hustete Stirling wieder. »Frierst du?«, fragte Großmutter. Sie fühlte seine Stirn. »Nein, du bist warm. Ich hoffe, du hast kein Fieber.«

»Mir fehlt nichts«, sagte Stirling und beharrte darauf, dass es ihm gut genug ginge, um zur Messe zu gehen.

»Hoffentlich brütest du nichts aus«, meinte Großmutter, als sie sich auf den Weg zur Kirche machten. »Ich finde, dass wir im letzten Jahr schon genug Krankheiten hatten.« Als sie sah, wie er die Treppe hinuntersprang, musste sie plötzlich lachen. »Vielleicht bin ich einfach zu ängstlich. Seit diesem Vorfall mit Leo beim Training, als ihr auf so dramatische Weise heimgekommen seid, habe ich mir um euch Jungs einfach zu viele Sorgen gemacht.«

»Ich schätze, dass dieser Husten morgen verschwunden ist«, sagte ich zu ihr.

Ich stieß unten im Hof auf Maria, und wir standen am Tor und unterhielten uns eine Weile. Als ich mich dann zur Tür umwandte, griff sie nach meinem Arm. »Geht es Stirling wieder gut?«

»Seine Hand tut ihm weh. Warum fragst du?«

»Nur so.« Aber sie ließ meinen Arm nicht los. »Ich habe nur gedacht – eine Menge Krankheiten beginnen mit dem Verlust von, na ja, körperlichen Fähigkeiten. Ich habe in der Zeitung darüber gelesen ...«

»Mit dem Verlust des Seh- oder Hörvermögens. Nicht des Empfindungsvermögens. Und du weißt, wie diese Zeitung ist.«

»Stimmt«, sagte sie und lachte, aber sie klang nicht überzeugt. »Weißt du, wir können das Picknick auch an einem anderen Wochenende machen.« Dann kamen die Kinder aus dem ersten Stock auf den Hof gerannt und knallten laut die Tür hinter sich zu. Maria ließ meinen

Arm los und lächelte mich an. »Ich schätze, es ist nichts, weswegen man sich Gedanken machen müsste. Es war nur, weil er gehustet hat, und da habe ich überlegt, ob es ihm jetzt wieder gut geht.«

»Morgen ist er wieder gesund. Wart's ab.«

Und das war er. Als er aufwachte, war sogar der Husten verschwunden. Ich konnte sehen, dass Großmutter ihn lieber zu Hause behalten hätte, aber er war fest entschlossen mitzukommen. »Es geht mir gut«, beharrte er und hüpfte ausgelassen in der Küche herum, während wir das Essen für unser Picknick einpackten. Wir hatten etwas Brot, ein kleines Stück Käse – alles, was noch übrig war – und ein paar Äpfel, die ein bisschen zu alt waren. Nicht gerade ein Festmahl.

»Nimm das Tuch, um die Äpfel zu polieren, Stirling, nicht dein Hemd«, sagte Großmutter, die gedankenversunken in der Küchentür stand. »Bist du dir sicher, dass du dich gut genug fühlst, um mitzugehen?«

»Ganz sicher.«

Großmutter öffnete den Mund, um noch etwas zu sagen, aber da klopfte es an der Tür.

»Das ist bestimmt Maria«, rief Stirling und rannte hin, um zu öffnen.

Maria hatte einen Korb dabei, in dem eine Menge Obst und Gemüse waren, aber sonst fast nichts. Trotzdem hatten wir genügend Brot, und die Äpfel, die sie mitgebracht hatte, waren besser als unsere. Maria und ich setzten uns hin und unterhielten uns, während Stirling und Großmutter das Essen fertig einpackten.

»Kommt, lasst uns gehen«, verlangte Stirling wenig später und zog uns beide zur Tür hinaus.

»Passt auf euch auf«, rief Großmutter uns hinterher.

Als wir die Treppe hinuntergingen, lächelten wir uns gegenseitig an, so als wären wir Kinder, die zum ersten Mal allein rausgehen dürfen. Es war seltsam, das Haus zusammen mit Maria zu verlassen.

»Ich habe die ganze Zeit das Gefühl, dass du etwas vergessen hast«, sagte ich zu ihr, als wir durch die Seitentür gingen.

»Was meinst du?«

»Anselm.«

Sie lachte. »Ja, es ist merkwürdig, ohne ihn zu sein.«

Mit dem Korb an ihrem Arm wirkte Maria wie eine vornehme Dame. Und auch die Art, wie sie sich bewegte, war elegant; jetzt bemerkte ich all das, was mir vorher nicht aufgefallen war: Ihre Kleidung war ziemlich unauffällig – ein langer Rock mit engem Mieder und ein buntes Schultertuch –, aber sie trug sie, als wäre sie sich bewusst, dass sie hübsch war, und dadurch sahen sie nach mehr aus, als sie tatsächlich waren.

Stirling ging vor sich hin summend voraus. Er sumnte ständig, aber anders als bei Großmutter störte es mich nicht, weil er eine hübsche Stimme hatte. Maria hakte sich plötzlich bei mir unter. Ich zuckte zusammen, und sie lachte mich deshalb aus. Aber ich gewöhnte mich schnell an das Gewicht ihres Arms an der Innenseite meines Ellbogens. Und wie Stirling uns da vorausging und Maria meinen Arm hielt, begann ich mir vorzustellen, dass wir verheiratet wären, Maria und ich, und Stirling unser kleiner Sohn wäre. Es war absurd, sich so etwas vorzustellen, aber ich tat es trotzdem. Ich war ein Soldat auf Wochenendurlaub, und Stirling war – ich sollte ihn besser fünf oder sechs sein lassen, aber er war klein, deshalb war es eigentlich egal. Er konnte unser Sohn Leonard sein, benannt nach mir. Und wir waren –

»In welche Richtung müssen wir gehen?«, fragte Maria gerade. »Leo?«

Ich zuckte zusammen. »Oh, entschuldige. Nach rechts.«

»Warum laufen wir nicht zu dieser Straße«, fragte Stirling, während er sich zu mir zurückfallen ließ. »Die oberhalb vom Fluss. Maria würde sie bestimmt gern sehen.«

Ich blickte sie an.

Sie zuckte mit den Schultern. »Warum nicht? Gucken, wie die reichen Leute leben.« Wir lachten, dann bogen wir nach links ab, sodass wir den Stadtrand weiter im Norden erreichen würden.

Eine Menge Leute waren unterwegs. Fünf Soldaten kamen schnell die Straße hinunter auf uns zugaloppiert, und wir gingen zur Seite, um sie vorbeizulassen. Der erste von ihnen zog grüßend sein Barett.

»Vielleicht läuft der Krieg gut«, mutmaßte Maria. »Normalerweise sind sie nicht so freundlich.«

»Sie reiten wahrscheinlich runter zum Hafen.« Ich drehte mich um, weil ich sehen wollte, welche Abzweigung sie an der Kreuzung nehmen würden. »Ja, sie reiten in die Richtung. Vielleicht werden sie drüben im Westen stationiert – es gibt im Moment keinen besseren Ort, an dem man als Soldat sein könnte.«

»Ich wünschte, sie würden meinen Vater irgendwo anders hinversetzen«, sagte Maria.

Ich hatte vergessen, dass ihr Vater an der Grenze war. »Ist er Soldat?«

»Nein, aber er wurde trotzdem für den Krieg gegen Alcyria rekrutiert. Er war vorher Bankier. Kennst du die Bank neben dem Marktplatz?«

»Was? Etwa die, die der Zenithar-Rüstungsfabrik gehört?«

»Ja. Das war seine. Sie hieß früher –«

»Andros Genossenschaftsbank«, sagte ich. »Ich erinnere mich.«

»Warum bist du dann nicht reich?«, fragte Stirling.

Sie lachte gleichgültig. »Das waren wir. Früher.«

Wir schlenderten gemächlich dahin; an Marias einem Arm schaukelte der Korb, der andere war noch immer unter meinen gehakt. Die Hände in den Hosentaschen vergraben, trottete Stirling neben uns her.

Plötzlich hörte ich ganz in der Nähe eine Stimme: »Ist das etwa North? Leo North aus der Schule?«

»Ja, das ist er«, antwortete jemand anderes. »Ruf ihn! Na los!«

Ich sah mich um und entdeckte dann zwei Gesichter, die sich aus einem Fenster im ersten Stock eines Hauses herauslehnten. Es waren zwei Jungen aus meinem Zug – Seth Blackwood und Isaac Sadler.

»Es ist tatsächlich dieser Dämlack Leo North!«, schrie Seth grinsend und winkte mir zu. Isaac beugte sich aus dem Fenster und tat so, als wollte er uns anspucken, aber er machte nur Spaß.

»Haut ab!«, sagte ich lachend, während wir schnell außer Spuck-Reichweite flüchteten.

»Ist das seine Freundin?«, hörte ich Isaac flüstern. Dann lauter: »North, ist das deine Freundin?« Ich ignorierte ihn. »Leonard«, rief Isaac jetzt noch lauter.

»Mr. Leonard D. North, würden Sie bitte antworten, Sir!«, schrie Seth, bevor er hinzufügte: »Das D steht übrigens für Dämlack.« Maria drehte sich um und bedachte sie mit einem herausfordernden Blick. Sie zogen sich vom Fenster zurück, und Seth schlug sich den Kopf am Fensterrahmen an. »Wir sehen uns Montag in der Schule!«

»Okay«, rief ich zurück.

Wir bogen um eine Straßenecke und lachten plötzlich alle gleichzeitig los. Aber ich war trotzdem überrascht von der verhältnismäßigen Freundlichkeit meiner Klassenkameraden.

»Nette Jungs an deiner Schule«, bemerkte Maria. Stirling fing ihren Blick auf und erstickte fast vor Lachen. »Redet ihr immer so miteinander?«, wollte Maria wissen. Ich nickte. »Leonard D. North war unglaublich witzig. Es hat dich tief getroffen«, sagte sie mit übertriebenem Ernst. »Das war nicht zu übersehen.«

Als wir den Stadtrand erreichten, schütteten wir uns noch immer aus vor Lachen.

»Oh, wie hübsch!«, rief Maria aus, als wir die Kopfsteinpflasterstraße erreichten. »Ich wünschte, ich würde an so einem Ort leben.«

»Ich auch«, sagte Stirling. Er legte die Hände auf die Mauer und stützte das Kinn darauf. »Siehst du die Berge? Da gehen wir hin.«

Aber Maria stand mit dem Rücken zu den Bergen. Sie sah die Häuser an und schien dabei in Gedanken so weit weg zu sein, dass sie nicht antwortete.

»Wir sind seit einer Ewigkeit nicht aus der Stadt rausgekommen, oder?«, fragte Stirling und wandte sich mir zu.

»Schon seit Jahren nicht mehr«, bestätigte ich.

Maria betrachtete noch immer die Häuser. Sie schien noch nicht weitergehen zu wollen, aber das war in Ordnung – wir hatten es nicht eilig. Stirling und ich standen schweigend neben ihr. Ich überlegte, ob diese Straße sie an ihr altes Leben als Tochter eines Bankiers erinnerte. Wegen der Art, wie sie sprach, hatte ich mir schon gedacht, dass sie früher reich gewesen sein musste. Allerdings hatte ich nicht geahnt, wie reich.

»Schaut mal, wer da ist!«, rief Stirling in diesem Moment, und wir drehten uns beide um. Eine Mietkutsche stand ein Stück die Straße hinunter vor einem Haus, aus dem gerade jemand trat. »Es ist Sergeant Markey«, erklärte Stirling Maria.

»Also so sieht er aus«, sagte sie. Wir standen da und beobachteten ihn.

»Er hilft jemandem aus der Kutsche«, bemerkte Stirling. Sergeant Markey bückte sich und hob ein Kind heraus. Das Mädchen musste etwa neun oder zehn Jahre alt sein. Sie klammerte sich an Sergeant Markeys Hals fest und fing an zu weinen.

»Ruhig«, sagte er. »Papa hat dich.« Er streichelte ihr über den Kopf.

Die feinen, eisblonden Haare des Mädchens wären wie Stirlings gewesen, wenn er seine nicht kurz getragen hätte, und es hatte ein hübsches Gesicht, auch wenn es jetzt vom Weinen gerötet war.

»Was ist denn?«, fragte Sergeant Markey. »Was ist denn, mein Engel?« Aber er sagte es so, als erwartete er keine Antwort.

Die Kleine murmelte etwas, während die Augen in ihrem schmalen Gesicht nervös hin und her zuckten. Sie vergrub den Kopf an seiner Schulter und fing wieder an zu weinen. Eine Frau in Uniform, die aussah wie eine Haushälterin oder Krankenschwester, kletterte nun aus der Kutsche und folgte Sergeant Markey ins Haus. Sie schloss die Tür hinter ihnen und schnitt damit das Weinen des Mädchens ab.

Dann herrschte Stille.

»Tja«, sagte ich.

»Hast du nicht gesagt, dass er gemein ist?«, fragte Maria.

»Ich dachte, das wäre er.«

»Er war sehr nett zu dem kleinen Mädchen. Nicht viele Männer kümmern sich so gut um ihre Kinder.«

»Ich wusste noch nicht mal, dass er ein Kind hat.«

»Sie sah krank aus«, sagte Maria. »Ist dir aufgefallen, wie knochig ihr Gesicht war? Wahrscheinlich ist sie durch irgendeine Krankheit zum Pflegefall geworden.«

»Ja. So etwas wie das Stille Fieber vermutlich. Armes Mädchen.«

»Kein Wunder, dass er keinen hohen Rang bei der Armee bekleidet«, sagte Maria.

»Wegen des Beherbergens einer Ungeduldeten, meinst du? Deshalb muss er an der Schule unterrichten?«

»Du weißt, wie sie in dieser Hinsicht sind. Ich behaupte nicht, dass es gut ist, wie die Regierung mit kranken Menschen umgeht. Ganz im Gegenteil – ich finde es entsetzlich.«

»Ja.«

Wir schwiegen, und nur um die Stille zu durchbrechen, schlug ich vor weiterzugehen. »In Ordnung, Stirling?« Als ich mich zu ihm umdrehte, sah ich, dass er sich schwer an die Mauer lehnte. »Was ist los?«

»Jungs!« Es war Sergeant Markeys Stimme. Ich wandte den Kopf und sah, dass er die Stufen vor seinem Haus herunterkam. »Was fällt euch ein, hier herumzulungern?«, herrschte er uns auf seine typische Art an.

»Wir können herumlungern, wo wir ...«, setzte ich an, doch in diesem Moment rief Maria: »Stirling!« Ich schoss herum. Aber nicht schnell genug, um ihn aufzufangen, als er ohnmächtig wurde. Er schlug hart auf dem Kopfsteinpflaster auf. Ich fiel neben ihm auf die Knie; Maria ließ den Korb fallen und folgte meinem Beispiel. Mein Bruder war völlig weggetreten.

Sergeant Markey kniete sich neben mich. Er drehte Stirling um und legte ihm die Hand auf die Stirn. »Er hat hohes Fieber! Ihr müsst ihn schnell nach Hause bringen. Das hier sieht aus, als wäre es etwas Ernstes.« In diesem Moment kam Stirling wieder zu sich. Er starrte Sergeant Markey an, dessen Hand noch immer auf seiner Stirn lag.

»Du bist ohnmächtig geworden«, sagte ich.

»Oh ...«, flüsterte er benommen.

Ich wartete darauf, dass die Farbe in sein Gesicht zurückkehrte. »Kannst du dich aufsetzen?« Ich legte ihm den Arm um die Schultern und zog ihn in eine sitzende Position, während Maria ihn von der anderen Seite stützte. Wir lehnten ihn gegen die Mauer. Da bemerkte ich, dass Sergeant Markey gegangen war. Das sah ihm mal wieder ähnlich, es war wirklich typisch für ihn.

Ich fühlte Stirlings Stirn. Wie Dampf stieg die Hitze von ihr auf.

»Er kann so nicht heimgehen«, sagte Maria. »Das schafft er nicht.«

»Gib ihm eine Minute. In einer Minute geht's ihm besser.« Ich wandte mich ihm zu. »Stirling, meinst du, du kannst nach Hause laufen?« Er antwortete nicht. »Stirling, hörst du mich?« Ich wischte mit der Hand vor seinen geöffneten Augen vorbei. »Stirling?« Er schien es nicht wahrzunehmen.

»Wie soll er bloß heimkommen?«, fragte Maria.

»Tja, irgendwie muss er wohl. Im Notfall werde ich ihn tragen.«

»Den ganzen Weg?«

»Ich mache dieses ganze Gewichtheben in der Schule schließlich nicht umsonst.«

»Trotzdem ist es zu weit.«

Jemand berührte meine Schulter, und ich erkannte,

dass es Sergeant Markey war, der mir ein Glas Wasser reichte.

»Hier, gib ihm das«, sagte er. Also deshalb war er weggegangen.

Stirling trank ein wenig und schien nun zuzuhören, als ich mit ihm sprach. »Wirst du nach Hause laufen können?«, fragte ich noch mal.

»Ich weiß nicht«, murmelte er nach einer kurzen Pause. »Aber ich ... ich glaube schon.«

»Nehmt meine Kutsche«, bot Sergeant Markey an.

»Wie bitte, Sir?«

»Er kann in diesem Zustand nicht heimlaufen. Nehmt die Kutsche. Ich kann warten, bis sie zurück ist.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob man unsere Straße mit einer Kutsche erreichen kann«, erwiderte ich, ohne ihn anzusehen.

»Der Kutscher kann euch zumindest so weit bringen wie möglich. Wo wohnt ihr?«

»In der Zitadellstraße.«

»Ah.« Er klang, als hätte ich gerade »in der Kanalisation« gesagt. Oder vielleicht bildete ich es mir auch nur ein. »Wenn er euch zum Kirchplatz fährt, könnt ihr es von dort aus nach oben schaffen?«

Ich konnte nicht klar denken. »Vielleicht«, sagte ich und tupfte Stirlings feuchte Stirn mit meinem Jackenärmel ab.

»Ich denke schon«, meinte Sergeant Markey. »Je eher ihr ihn nach Hause zurückbringt, desto besser.«

Er bückte sich, hob Stirling hoch und trug ihn mit schnellen Schritten hinüber zu der Kutsche. Stirlings bandagierte Hand fiel schlaff über Sergeant Markeys Rücken. Wir eilten hinter ihnen her. »Steigt ein«, sagte Sergeant Markey, während er Stirling auf einen der Sitze legte.

Als wir uns setzten, lächelte ich Stirling an, um ihn zu beruhigen.

»Fahren Sie bitte so nah wie möglich an die Zita-dellstraße heran«, wies Markey den Kutscher an. »Ich bezahle Sie, wenn Sie zurückkehren.«

»Ja, Sir.« Der Mann ließ die Zügel schnalzen, und die Pferde setzten sich in Bewegung.

Ich hatte nicht erwartet, dass Sergeant Markey den Kutscher bezahlen würde. Ich wollte nicht in seiner Schuld stehen, aber das ließ sich jetzt nicht ändern.

»Ist so weit alles in Ordnung, Stirling?«, fragte ich. Er nickte, was ihm große Mühe zu bereiten schien. »Wir sind noch nie mit einer Kutsche gefahren, stimmt's?« Ich versuchte, meine Stimme normal klingen zu lassen. Er schüttelte den Kopf und brachte ein schwaches Lächeln zustande.

»Wir hatten früher eine eigene Kutsche«, erzählte Maria. »Aber wir haben sie nicht oft benutzt, außer, wenn wir aus der Stadt rausgefahren sind. Ich hatte auch ein Pony, aber das ist schon lange her.« Sie streckte den Arm aus und berührte die Hand meines Bruders. »Wir sind fast zu Hause, Stirling.«

Sein Kopf sackte auf den Sitz. Ich wechselte auf seine Seite rüber. »Hier, leg deinen Kopf auf meinen Schoß«, sagte ich zu ihm. Maria half ihm, sodass er sich gegen mich lehnen konnte. Dann fing er an zu zittern, und sie breitete ihr Schultertuch über ihn. »Ich hätte ihn nicht mitnehmen dürfen«, sagte ich. »Aber ich wusste nicht, dass er krank ist.«

»Das konntest du nicht wissen. Schließlich ging es ihm heute Morgen gut.«

»Ich fühle mich trotzdem schuldig.« Ich berührte seine Schulter. »Alles klar, Stirling?« Er nickte.

»Es ist nicht deine Schuld, Leo«, sagte Maria. »So ist das nun mal mit Krankheiten. Man kann sie nicht einplanen.«

Die Straßen waren voll, und die Menschen mussten zur Seite ausweichen, um die Kutsche vorbeizulassen. Kalitzstad war nicht für Kutschen gebaut, und deshalb sah man nur selten welche. Wir bewegten uns über eine nach unten führende Hauptstraße in Richtung Kirchplatz. Nachdem wir an der Kirche vorbei und um den Platz herumgefahren waren, hielten wir auf eine Abzweigung auf die Burg und damit die Zitadellstraße zu.

»Auf dem Hinweg ging es schneller«, sagte Maria.

»Aber wenigstens bezahlt Sergeant Markey«, erwiderte ich.

Maria lachte, aber Stirling lächelte noch nicht mal. Er hatte die Augen geschlossen, und als ich meine Hand auf seine Stirn legte, war sie immer noch heiß.

Ich öffnete das Fenster, lehnte mich hinaus und rief dem Kutscher zu: »Könnten Sie bitte ein bisschen schneller fahren?«

Er hob hilflos die Hände. Die Menschen drängten sich noch immer an den Türen der Kutsche vorbei.

Stirling hustete fiebrig. »Er hat diesen Husten schon seit Tagen«, sagte ich. »Ich dachte, es wäre nichts. Ich hätte wissen müssen, dass er krank wird.«

»Ein Husten allein ist nicht schlimm. Letzte Woche bist du selbst ohnmächtig geworden. So etwas passiert oft.« Sie machte eine Pause. »Ich glaube trotzdem, dass er von einem Arzt untersucht werden sollte.«

»Was denn für ein Arzt?«

»Dann eben von Pater Dunstan. Er hat medizinische Kenntnisse. Deine Großmutter sollte ihn bitten, zu kommen und sich Stirling anzusehen.«

»Ich schätze, das wird sie sowieso tun. Sie macht das immer, wenn wir krank sind.«

»Nur für den Fall, dass es etwas Ernstes ist. Aber ich glaube es nicht.«

Wir unterhielten uns auf diese unbehagliche Weise weiter, bis die Kutsche auf halbem Weg die Zitadellstraße hinauf anhielt.

»Tut mir leid, aber weiter kann ich nicht fahren«, rief der Kutscher und öffnete uns dann die Tür. »Soll ich euch helfen, den Jungen rauszuheben?«

»Nein, ich schaff das schon«, sagte ich. »Komm, Stirling.« Ich legte ihn über meine Schulter.

»Bist du sicher, dass du das tun solltest?«, fragte Maria. »Nicht, dass du dich dabei verletzt.«

»Mir geht's gut.«

Ich trug Stirling langsam die Straße hinauf, damit er nicht zu sehr durchgerüttelt wurde. Maria ging voraus, um die Tür aufzuschließen, und hielt sie dann offen, bis ich uns hindurchmanövriert hatte, ohne dabei am Türrahmen hängen zu bleiben.

»Ich lauf schon mal hoch und warne deine Großmutter vor«, sagte Maria, während ich mich mit Stirling die Stufen hochkämpfte. »Sie wird sich sonst ziemlich erschrecken, wenn ihr plötzlich so in die Wohnung platzt.«

»Mein armer Junge!«, rief Großmutter aus, als ich Stirling hereintrug. »Leg ihn auf sein Bett.« Ich brachte ihn ins Schlafzimmer und legte ihn vorsichtig hin. »Was ist denn genau passiert?«, fragte sie, während sie seinen Puls fühlte. »Sein Herz schlägt furchtbar schnell! Und er hat Fieber! Heute Morgen ging es ihm doch noch gut.«

»Er ist plötzlich ohnmächtig geworden«, sagte ich. »Er war völlig okay, und dann wurde er ohnmächtig.«

»Stirling, kannst du mich hören?«, fragte Großmutter.

»Ja«, flüsterte er, aber sein Blick war nicht auf sie gerichtet.

»Sag mir, wie du dich fühlst. Ist dir schwindlig? Oder übel?«

»Ich kann nicht richtig sehen, Großmutter.«

»Mach dir keine Sorgen. Du bist jetzt zu Hause.« Er wollte sie berühren, aber seine Hand zielte weit an ihrer Schulter vorbei, so als hätte er überhaupt keine Ahnung, wo sie war.

»Kannst du das hier sehen?« Ich hielt meine Hand vor sein Gesicht. Er gab kein Zeichen, dass er es konnte.

»Was?«, krächzte er.

»Leo, würdest du bitte Pater Dunstan holen?«, bat Großmutter. »Beeil dich. Geh jetzt gleich.«

Ich schloss die Wohnungstür hinter mir und rannte die Treppe hinunter.

Pater Dunstan kniete gerade vor dem Altar. Er drehte sich um, als ich durch die Tür gestolpert kam. »Leonard!«, sagte er. Weil er mich nicht gut kannte, nannte er mich immer Leonard. »Es freut mich, dass es dir wieder gut geht.«

»Können Sie bitte mitkommen und nach Stirling sehen?«, platzte ich heraus. »Er ist krank.«

»Natürlich, ja.« Er stand auf und holte seinen Mantel, den er auf die vorderste Kirchenbank gelegt hatte. »Das kam aber plötzlich, oder?«

»Ja.« Er verließ die Kirche, und ich folgte ihm. »Er hustet seit ein paar Tagen, und dann ist er plötzlich ohnmächtig geworden, und seitdem geht es ihm sehr schlecht.«

Wir hasteten über den Marktplatz und dann bergauf in Richtung Zitadellstraße. Währenddessen rief Pater Dun-

stan mir gelegentlich eine Frage zu. Er lief voraus, und ich trabte hinter ihm her.

»Glauben Sie, dass es etwas Ernstes ist?«, fragte ich, nachdem ich ihm die Symptome aufgezählt hatte.

»Das kann ich noch nicht sagen. Aber manche Krankheiten scheinen auf den ersten Blick ernst zu sein, bevor sie sich als recht harmlos entpuppen. Wollen wir hoffen, dass das auch in diesem Fall zutrifft.«

Maria war noch immer da, als ich zurückkehrte, und ich war froh über ihre Gesellschaft, während ich im Wohnzimmer wartete. Pater Dunstan war nebenan bei Großmutter und Stirling, und ich konnte zwar ihre gedämpften Stimmen hören, aber kein Wort verstehen und auch ihrem Tonfall nichts entnehmen. Geistesabwesend hob ich Großmutters Näharbeit auf, stach mich mit der Nadel in den Finger, fluchte und ließ sie wieder fallen. Maria bemerkte es nicht. Sie starrte aus dem Fenster.

»Maria?«, sagte ich nach einer Weile. »Was war das noch mal, was du da in der Zeitung gelesen hast? Über Krankheiten, die mit einem Verlust des Empfindungsvermögens anfangen?« Sie drehte sich zu mir um. »Du hast es gestern erwähnt.«

»Ach, ja«, sagte sie. Aber sie sprach nicht weiter.

Die Zeitung vom Vortag lag auf dem Tisch, und ich griff jetzt danach. »Steht es in der hier?«

»Ich ... ich glaube schon, ja. Aber es war kein sehr seriöser Artikel. Du hast selbst gesagt, dass diese Zeitung ...« Sie verstummte, als ich durch die Seiten zu blättern begann.

Ich ging sie einmal durch, dann, ungeduldig, noch ein zweites Mal. Sie nahm sie mir aus der Hand und schlug eine Seite im hinteren Teil auf, die sie anschließend über-

flog, ohne sie mir zu zeigen. Ich beugte mich über ihre Schulter, um die Schlagzeile zu lesen. »Als ich zurückkam, stellte ich fest, dass ich angeschossen worden war.«

»Das klingt nach einem Witz«, sagte ich, obwohl ich nicht lachte. »Halt sie ruhig – deine Hand zittert.«

Sie redete nicht, während ich den Artikel las. Es war die wahre Geschichte eines Soldaten, der glaubte, bei einer Schlacht gerade noch mal mit heiler Haut davongekommen zu sein. Er ritt allein zurück ins Lager. Als er dort ankam, sah er, dass sein Bein blutete, und er begriff, dass er angeschossen worden war. Aber er konnte keinen Schmerz spüren.

Ich sah zu Maria hoch, aber sie sagte noch immer nichts. »Was hatte er, dieser Soldat?«, fragte ich leise. »Was für eine Krankheit?«

»Das Stille Fieber ...«

Ich starrte auf die Seite hinunter. Die Worte verschwammen vor meinen Augen. Ich versuchte weiterzulesen, aber ich konnte nicht.

»Sie glauben, dass es ein anderer Erreger ist«, erklärte Maria. »Sie nennen es das schleichende Stille Fieber.«

»Was steht da sonst noch?«

»Dass sie diese Krankheit gerade erst entdeckt haben. Ein paar der Symptome sind anders, deshalb haben sie es für eine völlig andere Krankheit gehalten. Es wird nicht von Mensch zu Mensch übertragen wie das herkömmliche Stille Fieber, sondern wie diese Sumpfkrankheit, die man von schlechtem Trinkwasser bekommt. Sie dachten zunächst, dass es so etwas in der Art wäre. Aber dann haben sie im Grenzgebiet festgestellt, dass manche an dieser Krankheit litten, nachdem sie in Kontakt mit Menschen gekommen sind, die den Erreger des Stillen Fiebers in sich tragen.«

Sie ließ den Finger über die Seite gleiten, und ich folgte ihm, während sie vorlas. »Die Krankheit beginnt immer mit einem zeitweiligen Verlust der Sinneswahrnehmung – in den meisten Fällen das Seh- oder das Hörvermögen, aber oft können auch der Geschmacks- und der Geruchssinn oder gelegentlich sogar das Schmerzempfinden verloren gehen, so wie in oben beschriebenem Fall.«

Ich sah Maria an. Keiner von uns sagte etwas. In diesem Moment stieß Großmutter im Nebenzimmer einen Schrei aus. Wir sprangen beide sofort auf und starrten uns mit blankem Entsetzen an.

An der Schlafzimmertür verharrte Maria für einen Moment, aber ich stieß die Tür auf, und sie folgte mir hinein.

Pater Dunstan kniete neben dem Bett und hielt Stirlings Hand. Großmutter presste schluchzend ihren Kopf gegen seine Schulter. Der Einzige, der uns bemerkte, war Stirling. Wir standen schweigend da, während Pater Dunstan sich bemühte, meine weinende Großmutter zu trösten. Ich versuchte, die Aufmerksamkeit des Priesters auf mich zu lenken, um ihn mit einem Blick zu fragen, was passiert war, aber es gelang mir nicht, sodass ich schließlich herausplatzte: »Was ist los?«

Niemand antwortete.

Schließlich murmelte Stirling: »Das Stille Fieber.«

Großmutterns Weinen wurde lauter. Wir wussten es bereits, aber erst diese Bestätigung von Stirling selbst machte es so endgültig.

Ich lief an seine Seite, aber er wirkte nicht beunruhigt, und es schien ihm auch gar nicht bewusst zu sein, was gerade passierte. Großmutterns Schluchzen wurde unbeherrschter. Selbst Pater Dunstan, der jede Woche Menschen sah, die so krank waren, hatte Tränen in den Augen.

Warum weinte ich nicht? Das Einzige, was ich empfand, war selbstsüchtige Enttäuschung darüber, dass gerade als ich dachte, alles sei perfekt, das hier passieren musste.

Ich sah Maria an, die neben mir kniete, und zwischen ihren Wimpern schlüpfte eine Träne hindurch und landete auf ihrer Wange. Ohne nachzudenken, streckte ich die Hand aus, um sie wegzuwischen. Ich ließ meine Finger dort, gegen die Seite ihres Gesichts gedrückt. Im nächsten Moment war ich plötzlich auf mich selbst wütend. Stirling war krank – schwer krank –, und alles, was mir einfiel, war schamlos zu flirten. Ich ließ meine Hand sinken, kratzte Maria dabei versehentlich mit dem Fingernagel an der Wange, stand auf und verließ das Zimmer. Niemand hielt mich auf.

Ich begegnete Maria am nächsten Tag unten im Hof. Sie war plötzlich da, mit dem halb eingeschlafenen Anselm auf dem Arm, als ich aus dem Waschraum trat. »Geht es dir gut?«, fragte sie.

»Mir? Ja.« Ich war noch immer dabei, mein Hemd anzuziehen. Es war früh, und ich hatte nicht damit gerechnet, dass ich jemandem begegnen würde.

»Du siehst müde aus. Du siehst aus, als hättest du nicht geschlafen.« Das Baby quengelte vor sich hin, und sie wiegte es geistesabwesend. »Wie geht es Stirling?«

»Gar nicht so schlecht. Auf jeden Fall besser als gestern.«

»Gut.« Ich trat vom Waschraum weg, um sie reinzulassen. »Gehst du heute Morgen zur Kirche?« Ich nickte. »Dann sehen wir uns da. Sag Stirling ganz liebe Grüße von mir.«

Ich war schon fast an der Haustür, als sie mir nachrief: »Leo?« Ich drehte mich um. »Ich hatte schon mal das

Stille Fieber. Ich hatte es und wurde ziemlich schnell wieder gesund. Bei Stirling wird es bestimmt genauso sein.«

»Ist das dein Ernst? Sagst du die Wahrheit?«

»Ja. Natürlich.«

Als ich schon halb die Treppe hinauf war, fiel mir plötzlich etwas ein, und ich lief noch mal nach unten. »Maria!« Sie stand noch immer an der Tür zum Waschraum und versuchte, Anselm zu beruhigen, der gerade zu quengeln anfang. »Wie bist du wieder gesund geworden?«

Sie zögerte und wiegte weiter das Baby in ihren Armen. »Ich ... wurde einfach gesund.«

»Einfach so? Ohne Medizin?«

Sie wickelte die kleine Decke sorgfältig um das Baby. »Ich bekam ein bisschen Medizin. Aber nicht viel.«

»Was für eine? Sag mir den Namen.«

Sie antwortete lange nicht, dann sagte sie schließlich: »Die Blutblume.«

Ich stand ganz still und starrte sie an. Ich wusste von der Blutblume. Es war das einzige zuverlässige Heilmittel gegen das Stille Fieber. Ich wusste von ihr, und ich wusste, was sie kostete. »Woher hast du sie bekommen?«, fragte ich schließlich.

»Früher haben die Menschen sie in den Bergen gefunden. Sie war damals viel verbreiteter als heute. Ich hatte das Stille Fieber vor etwa acht Jahren. Sie ist seitdem viel seltener geworden.«

»Aber sie finden sie noch immer«, sagte ich nachdenklich. »Man liest das manchmal in der Zeitung.«

»Man kann auch ohne sie gesund werden. Das ist es, was ich dir sagen wollte. Der Arzt meines Vaters hat sie mir als Vorsichtsmaßnahme gegeben, obwohl es mir be-

reits besser ging. Ich glaube, Stirling wird sich genauso erholen.«

»Aber wenn wir die Blutblume hätten ...«, setzte ich an – und verstummte.

Ich ging allein zur Kirche. Großmutter wollte Stirling nicht allein lassen. Er war der Einzige von uns, der letzte Nacht geschlafen hatte, und es schien ihm nun besser zu gehen, auch wenn er über Kopfschmerzen klagte und noch immer hohes Fieber hatte. Es war genau so, wie Pater Dunstan den Krankheitsverlauf beschrieben hatte – er würde versinken und wieder auftauchen. Bis er, dachte ich, eines Tages unter der Oberfläche versinken würde.

Als mir dieser Gedanke kam, packte mich solche Angst, dass ich das Gefühl hatte zu fallen. Wirklich zu fallen. Die Welt blieb, wo sie war, aber ich stürzte – so als wäre sie gar nicht da – durch sie hindurch in die Dunkelheit. Ich klammerte mich an der Kirchenbank fest und sprach weiter stumm die Worte des Gebets mit. Als vorne am Altar die Glocken klingelten, fing mein Herz an zu rasen, obwohl sie immer an der gleichen Stelle der Messe läuteten.

Ich fühlte Panik in meinem Herzen aufsteigen, als ich hörte, wie Stirlings Name in das Gebet für die Kranken mit eingeschlossen wurde. »Stirling North«, hieß es da zusammen mit so vielen anderen, die mir nicht mal real vorkamen. Natürlich waren sie für irgendjemanden real. Aber für mich waren es nur Namen – keine echten Menschen, die tatsächlich krank waren. Und jetzt ...

Ich atmete schnell, presste mir die Hand gegen den Mund und wünschte, mich weiter nach hinten gesetzt zu haben, wo mich nicht jeder hätte sehen können.

Ich fing Marias Blick auf, als sie auf dem Rückweg von der Kommunion hinter ihrer Mutter an mir vorbei-

schritt. Sie wiegte Anselm auf und ab, damit er nicht zu weinen anfing. Ich brachte mühsam ein kleines Lächeln zustande, und sie erwiderte es schwach. Sie wirkte müde im kalten Licht der Kirchenfenster. Vielleicht machte sie sich ebenfalls Sorgen.

Nach der Messe blieb ich zurück, um auf Pater Dunstan zu warten. Er kam aus der Sakristei, kniete sich für eine Minute vor den Altar, dann drehte er sich um und bemerkte mich im Mittelgang der Kirche stehend. »Leonard.« Er ging auf mich zu. »Wie geht es deinem Bruder?«

»Heute besser.«

»Ich bin froh, das zu hören.«

»Ich ... wollte mit Ihnen sprechen«, sagte ich. »Ich wollte Sie fragen ... Gibt es irgendwas, das wir tun können? Für Stirling? Um ihn zu retten?«

Er sah mich an. »Du solltest die Hoffnung nicht einfach so aufgeben, Leonard.« Ich starrte zu Boden. »Viele Menschen erholen sich vom Stillen Fieber – selbst wenn es sich um diese Form handelt, die ernster zu sein scheint. Stirling ist doch immer kerngesund gewesen.« Ich nickte. »Wenn es ihm heute besser geht, ist das ein gutes Zeichen.«

»Ja, aber sie erholen sich nicht sehr oft, oder?« Ich hörte, dass meine Stimme bebte.

»Sie können sich erholen. Mit entsprechender Pflege und ausreichend Ruhe.«

»Gibt es irgendwas, das ich tun kann?«

»Das Einzige, was man wirklich tun kann, ist, die Krankheit ihren Verlauf nehmen zu lassen. Ich will dir nichts vormachen, Leonard. Wir wissen sehr wenig über das Stille Fieber. Über das schleichende noch weniger als über das herkömmliche.«

»Gibt es kein Mittel dagegen? Was ist mit dieser Pflanze – der Blutblume?« Als er nicht antwortete, fuhr ich fort: »Würde sie sogar das schleichende Stille Fieber heilen?«

Er zögerte einen Augenblick. »Das hat man immer von ihr behauptet. Ja, ich denke, sie würde jede Form des Stillen Fiebers heilen. Aber ich habe schon seit langer Zeit von niemandem mehr gehört, der die Blutblume gefunden hätte. Man kann sie nicht züchten.«

»Wächst sie denn nicht auf Hügeln oder Bergen?«, fragte ich. »Was ist mit den Östlichen Bergen? Da wurde sie schon gefunden.«

»Du darfst nie vergessen, Leonard, dass Stirling auch ohne sie eine gute Chance hat, gesund zu werden. Manchmal erkranken Menschen an etwas, das das Stille Fieber zu sein scheint, und trotzdem sind sie nach ein paar Tagen wieder gesund. Die Symptome sind so unterschiedlich ...«

»Aber wenn wir die Blutblume hätten, wäre er in Sicherheit, ganz egal, was es nun wirklich ist.«

»Leonard.« In Pater Dunstans Stimme lag eine solche Endgültigkeit, dass ich still sein und zuhören musste. »Wenn ein geliebter Mensch krank wird, fühlen wir uns hilflos. Wir wollen etwas unternehmen, um nicht völlig die Kontrolle zu verlieren. Aber wenn man einfach nur ...«

»Ich sollte jetzt besser gehen«, unterbrach ich ihn. »Entschuldigung, Pater – ich habe Großmutter gesagt, dass ich bald heimkehre.« Ich versuchte, ihn anzulächeln. »Danke für Ihre Hilfe. Wirklich.« Ich drehte mich um und verließ die Kirche.

Der Platz davor war menschenleer. Ich überquerte ihn, dann fing ich an zu laufen – ich rannte mitten auf der Hauptstraße in Richtung Stadtrand.

Es war schon fast dunkel, als ich an diesem Abend in unsere Wohnung stolperte.

Großmutter trat – die Hände in die Hüften gestemmt und die Augen von einem Stirnrunzeln überschattet – durch die Schlafzimmertür. »Leo, wo bist du gewesen? Du hast den ganzen Tag nichts gegessen. Ich habe dich nach der Kirche zurückerwartet, und jetzt ist es schon halb zehn. Wo bist du gewesen?«

»Nur ... draußen.« Ich zuckte mit den Schultern und ließ mich schwer auf das Sofa fallen. »Irgendwo ...«

Sie bombardierte mich weiter mit Fragen. Ich war zu müde, um zu antworten. Ich zog meine Stiefel aus und ließ sie zu Boden fallen, wo sie einer nach dem anderen mit einem dumpfen Aufschlag in der Stille landeten.

»Wo bist du gewesen, Leo?«, schrie sie plötzlich. »Ich bin dafür nicht in der Stimmung! Stirling ist sehr krank, ich selbst habe die ganze letzte Nacht nicht geschlafen, und das Letzte, was ich jetzt brauche, ist, dass du meine Sorgen noch vergrößerst mit deinem dummen, kindischen Verhalten.«

»Ich sagte, ich war draußen!«

»Leo!« Sie sprach mit zusammengepressten Zähnen. Im Nebenzimmer stöhnte Stirling auf. »Da siehst du, was du angerichtet hast. Er hat geschlafen, und jetzt hast du ihn aufgeweckt. Du wirst ihn mit deiner Dummheit noch ins Grab bringen, und mich ebenso!« Sie marschierte nach nebenan.

»Gut – und ich bin nicht in der Stimmung für einen deiner Vorträge!«, rief ich. »Du meinst immer, dass ich so dumm und kindisch bin, aber du weißt überhaupt nichts über mich. Du hast keine Ahnung, wo ich heute war und was ...«

»Nein!«, unterbrach sie mich. »Natürlich habe ich kei-

ne Ahnung, weil du es mir nämlich nicht sagen willst!«  
Dann, an Stirling gewandt: »Was ist, mein Engel?«

»Na schön«, sagte ich und ging ins Schlafzimmer.  
»Ich war in den Bergen und habe nach der Blutblume gesucht, um mit ihr Stirlings Leben zu retten! Was ist daran dumm und kindisch? Während du hier herumsitzt und überhaupt nichts unternimmst, versuche ich wenigstens ...«

»Genau das meine ich mit kindisch, Leo, und ich sage dir auch warum – weil du sie nämlich niemals finden wirst. Aber das ist wieder mal typisch für dich. Immer glaubst du ...«

»Hört auf!« Als ich um die Zimmerecke bog, sah ich, dass Stirling sich im Bett aufgesetzt hatte und von der Anstrengung seines Schreis schwer atmete. »Hört bitte auf!« Mit grauem Gesicht ließ er sich aufs Kissen zurückfallen. »Bitte streitet nicht.«

»Entschuldige, Stirling.« Die Stimme meiner Großmutter klang tränenerstickt. Seufzend drehte sie sich zu mir um. »Ich habe mir bloß Sorgen um dich gemacht, Leo.«

»Es tut mir leid«, brachte ich mit Mühe heraus. »Ich hätte dir sagen sollen, wo ich hingeh.«

»Das ist schon besser«, lobte Stirling wie ein Vater, der zwischen zwei Kindern schlichtet.

Ich ging zu ihm und stellte mich neben Großmutter an sein Bett. Mein Zorn war verrauch, und zurück blieb nur Erschöpfung. »Wie fühlst du dich?«

»Besser. Oh, viel besser. Ich glaube, dass ich bald wieder gesund sein werde.«

»Gut. Da bin ich froh.« Ich zog meine Jacke aus und legte sie auf mein Bett.

»Warum bist du in die Berge gegangen?« Diesen Teil unseres Streits hatte er wohl nicht mitbekommen.

Ich erzählte ihm von der Blutblume.

»Ich glaube, ich werde auch ohne sie wieder gesund«, versicherte er. »Wie war es dort? Wie sind sie so, die Berge?«

»Ach ... grün und gewaltig.« Ich rieb mir den schmerzenden Kopf.

»Erzähl mir von ihnen. Setz dich zu mir.«

Ich ließ mich auf den Rand seines Betts sinken, und Großmutter stahl sich aus dem Zimmer. Ich war so erschöpft, dass ich kaum sprechen, geschweige denn ihn unterhalten konnte.

»Du musst aber nicht«, sagte Stirling schließlich.

»Mir fällt etwas ein. Ich habe einen Platz für unser Picknick gefunden. Da gibt es einen kleinen, steinigen Bach, der zwischen zwei Hügeln nach unten fließt. Das Tal dort ist schattig, und es gibt eine Wiese voller Wildblumen. Die ganze Farbpalette – wie in einem Gemälde. Es würde dir ganz bestimmt gefallen. Und es ist auch nicht zu weit weg von der Stadt.«

»Das klingt sehr hübsch. Wenn ich gesund bin, können wir da hingehen, zusammen mit Maria. Sobald ich wieder gesund bin.«

»Ja. Du wirst diesen Ort mögen.«

»Erzähl mir noch ein bisschen mehr davon.«

Ich erzählte ihm von dem Tal, und dass ihn die Blumen dort überragten und überall schillernde Schmetterlinge herumflogen; davon, wie grün das Gras war und wie blau der Himmel. Vielleicht übertrieb ich ein wenig.

»Ich kann es mir wirklich vorstellen«, sagte Stirling, als ich mit meiner Beschreibung fertig war. Doch plötzlich fügte er hinzu: »Ich habe dich vermisst, Leo. Geh nicht noch mal allein in diese Berge.«

»Aber was, wenn ich dort das Heilkraut finde?«

»Ich glaube nicht, dass du es finden wirst. Aber ich bin mir sowieso fast sicher, dass ich auch ohne wieder gesund werde. Vielleicht habe ich die Krankheit ja nur schwach. Ich fühle mich nämlich heute gar nicht so schlecht.«

»Das wäre möglich.«

»Ich bin mir fast sicher. Pater Dunstan meint, dass man sowieso schwer sagen kann, ob es überhaupt das Stille Fieber ist.«

Später an diesem Abend konnte Stirling plötzlich nicht mehr sehen ...

Er schrie nicht auf und weinte auch nicht, sondern sagte beinahe gelassen: »Ich kann nichts sehen«, und wir kamen zu ihm. Aber ein paar Stunden später, als es ziemlich leise im Zimmer geworden war, rief er plötzlich ängstlich: »Großmutter?«

»Ich bin hier.« Sie war nicht von seiner Seite gewichen.

»Leo?«

»Ich bin auch da.«

Er streckte uns die Hände entgegen. »Ich konnte euch nicht hören. Ich dachte, ihr hättet mich allein gelassen.«

»Nein«, sagte Großmutter, als jeder von uns eine seiner Hände nahm. »Wir werden dich nicht allein lassen.« Ich hielt seine rechte, die bandagierte, und konnte nun spüren, welche Hitze von dem immer noch unverheilten Fleisch seiner Handfläche ausging.

Seine Hand hielt die meine fest umklammert, als ob diese Verbindung das Einzige wäre, das ihn mit dieser Erde verankern würde. Seine Finger waren heiß und trocken, und ich spürte den schnellen Puls in seinem Handgelenk an meinem. Sie waren so fest aneinandergespresst,

dass es schien, als würden unsere Venen wie eine einzige pochen und als wäre es mein Herzschlag, der ihn am Leben hielt.

Später, als er endlich in einen unruhigen Schlaf dämmerte, fragte Großmutter: »Warum ruhst du dich nicht ein wenig aus, Leo? Es ist schon weit nach Mitternacht, und du musst morgen wegen der Schule früh aufstehen.«

»Ich werde bestimmt nicht schlafen.«

»Das musst du aber, Leo. Diese Krankheit kann sich über Monate hinziehen. Du wirst irgendwann schlafen müssen.«

»Du brauchst den Schlaf dringender als ich«, widersprach ich immer noch. »Du hast schwerer gearbeitet. Leg dich ein paar Stunden hin; ich bleib hier bei Stirling.«

»Jetzt geh schon, Leo. Ich kann mich morgen tagsüber ausruhen.«

Meine schlaflose Vornacht fing an, Wirkung zu zeigen; meine Augen waren trocken und brannten, und ich hatte stechende Kopfschmerzen. Ich begann meine Hand aus Stirlings zu lösen, die noch immer fest um meine geschlossen war. Doch plötzlich hatte ich Angst, dass er dann für immer davongleiten würde, so als würde die Verbindungsschnur, die ihn ans Leben knüpfte, damit durchtrennt, bis sein Herzschlag allmählich verstummte, und ich konnte es nicht tun. Es war idiotisch, aber manchmal stellte ich mir Dinge so lebhaft vor, dass ich unweigerlich an sie glaubte. Also blieb ich, wo ich war.

Irgendwann muss ich eingeschlafen sein, denn ich begann zu träumen.

»Kommen Sie und unterhalten Sie sich mit mir, Field«, bat Raymond.

»Gern, Sir.« Der Butler durchquerte den Raum und blieb neben dem Stuhl des alten Mannes stehen.

»Setzen Sie sich zu mir.« Raymond deutete auf den Lehnstuhl ihm gegenüber, und Field nahm Platz. »Ich bin schrecklich müde, aber ich weiß nicht, warum. Ich werde alt. Bald werde ich tot sein.«

»Sie sollten das nicht ständig sagen, Sir. Das bringt Unglück.«

»Unglück?«, fragte Raymond. »Das habe ich noch nie gehört.«

»In meinem Land ...« Der Butler brach ab und sah zur Seite. »In Australien, wo ich so viele Jahre gelebt habe, gibt es ein Sprichwort ...« Als er den Blick wieder nach vorne wandte, sah er, dass der alte Mann ihn mit einem schwachen Lächeln musterte. »Was ist?«

»Ich werde Sie nie verstehen, Field. Sie sind ein rätselhafter Mensch, nicht wahr?«

»Ich würde mich kaum als rätselhaft bezeichnen, Sir.«

»Sie haben Ihre Deckung für eine Minute fallen lassen. Sie sind sonst immer auf der Hut. Ich glaube nicht, dass ich Sie auch nur ansatzweise kenne.«

»Vielleicht haben Sie Recht.«

Es folgte Schweigen.

Schließlich schüttelte der Butler den Kopf. »Es tut mir leid, wenn ich abgelenkt wirke. Ich denke gerade über ...« Er brach ab. Er dachte gerade über die Nachricht von Talitha nach, die am Tag zuvor aufgetaucht war. Doch er erwähnte sie nicht. »Ich dachte über andere Dinge nach. Soll ich Sie für eine Weile allein lassen, Sir?« Er stand auf.

»Bleiben Sie bei mir«, widersprach Raymond. »Wollen Sie nicht hierbleiben, mir ein wenig Gesellschaft leisten und sich mit mir unterhalten?«

Der Butler sah ihn überrascht an. »Natürlich, Sir, wie Sie wünschen.« Er setzte sich wieder hin, lehnte sich in dem Stuhl zurück und richtete den Blick auf den dunkler werdenden See.

»Field?«, fragte Raymond nach einer Weile. »Wollen Sie mir erzählen, was Sie gemacht haben, bevor Sie hierherkamen? Das haben Sie noch nie.«

»Noch nie? Bestimmt habe ich Ihnen schon davon berichtet.«

»Ich weiß nicht mehr, als dass Sie bei der Armee waren. Falls das die Wahrheit ist.« Raymond sah den Butler unverwandt an. »Und es würde mich nicht allzu sehr kümmern, falls es das nicht wäre. Wie Sie wissen, Field, bin ich inzwischen nicht mehr so sehr auf die Armee fixiert.«

»Das ist mir aufgefallen.«

»Können Sie mir nicht etwas über sich selbst erzählen? Zum Beispiel, was Sie nach England geführt hat? Sie sind kein gebürtiger Engländer.«

Der Butler zögerte, dann schüttelte er den Kopf. »Nein. Kein Engländer.«

»Warum haben Sie beschlossen, in dieses Land zu kommen?«, bohrte Raymond weiter, obwohl er sich sicher war, dass Field seinen Fragen wie üblich ausweichen würde. »Und was hat Sie dazu bewegt, sich für diese Stelle hier zu bewerben? Sie sind nicht immer ein Butler gewesen. Erzählen Sie mir von sich, Field, ich könnte ein wenig Unterhaltung vertragen.«

Der Butler lachte und entblößte dabei auf seine typische Weise die Zähne. Er lächelte niemals, und sein Lachen war unheimlicher als sein düsterstes Stirnrunzeln, weil es ihn in Raymonds Augen jedes Mal für eine Sekunde wie einen Totenschädel aussehen ließ. »Ich werde

es Ihnen erzählen. Es schadet nicht, es Ihnen zu erzählen.«

Damit hatte Raymond nicht gerechnet. Er schwieg gespannt, um diesen Moment nur nicht zu unterbrechen.

Der Butler sah noch immer zum Fenster hinaus und beobachtete, wie der Schatten des Panzers auf dem Rasen länger wurde. »Ich bin nicht immer ein Butler gewesen, das stimmt.« Er sprach langsam und bedächtig »Ich war ein sehr berühmter Mann in meinem Heimatland. Ich bekleidete den zweithöchsten Rang beim Geheimdienst. Und ich habe nicht *beschlossen*, in dieses Land zu kommen. Ich bin nur hier, weil die Dinge schief liefen.« Er wandte den Blick zu Raymond, der ihn in verdutztem Schweigen anstarrte. »Ich könnte Ihnen erzählen, wie ich nach England kam. Es würde die Zeit vertreiben, Ihnen diese Geschichte zu erzählen. Aber eine Sache, Sir.«

»Was denn?«

»Sie werden sie nicht weitergeben?« Es war keine echte Frage – Arthur Field wusste, dass der alte Mann nach dieser Nacht überhaupt nichts mehr weitergeben würde.

»Natürlich nicht, Field.«

Als ich aufwachte, saß ich neben Stirlings Bett gekauert. Seine Hand war aus meiner gerutscht und lag nun locker an seiner Seite, während er friedlich atmete. Ich hatte geträumt. In dem Moment, als ich aufwachte, war jemand gerade dabei gewesen, mir eine Geschichte zu erzählen, doch ich vergaß sie bereits.

Ich rappelte mich hoch. Sämtliche Muskeln taten mir weh, mein ganzer Kopf schmerzte vor Müdigkeit, und ich schaffte es kaum, die Augen offen zu halten. So konnte ich nicht mehr lange weitermachen.

Ich war wütend auf mich selbst, weil ich so schwach war, dass ich es selbst meinem eigenen Bruder zuliebe keine zwei Nächte ohne Schlaf aushielt. Ich konnte so weitermachen, beschloss ich, und ich würde.

Kurz nachdem ich vom Waschraum zurückgekehrt war, klopfte es. Großmutter ging, um zu öffnen, nachdem sie die Schlafzimmertür hinter sich zugemacht hatte, damit Stirling nicht geweckt wurde. Es war Maria – ich konnte den kleinen Anselm weinen hören. Ich war noch dabei, meine Uniform anzuziehen, doch ich stellte mich neben die geschlossene Tür, um zu lauschen. In dem langsamen Heben und Senken ihrer Stimmen verstand ich ein paar von Marias Worten.

»Ich möchte Sie nicht stören, während Stirling so krank ist«, beteuerte sie gerade. »Aber wenn Sie etwas erledigen müssen, kann ich gern kommen und bei Stirling sitzen, oder ich könnte auch für Sie einkaufen gehen.« Dann folgte wieder gedämpftes Gemurmel.

»Das ist sehr nett von dir«, hörte ich Großmutterns Stimme.

»Ich mache das gern.« Maria sagte es ganz ernsthaft, nicht so, wie die Menschen es normalerweise sagen, weil die Gewohnheit sie die Bedeutung ihrer Worte hat vergessen lassen. Wenn Maria etwas sagte, meinte sie es auch so.

Wenig später kam Großmutter an die Schlafzimmertür. »Das war Maria«, berichtete sie im Flüsterton, um Stirling nicht zu wecken. »Sie ist ein sehr nettes Mädchen, weißt du. Wirklich sehr nett.«

»Das stimmt.«

»Sie hat uns ihre Hilfe angeboten. Und sie hatte selbst schon mal das Stille Fieber – hättest du das gedacht? Also genesen doch viele Menschen davon; es hat bei ihr keine Schäden hinterlassen.«

Ich nickte.

»Viele Leute hätten Angst, ein Baby in Stirlings Nähe zu bringen«, fuhr Großmutter fort. »Aber ich halte Maria für ein vernünftiges Mädchen, sie weiß, was gefährlich ist und was nicht.

Sie sagt, wenn man das Stille Fieber einmal hatte, bedeutet das, dass deine Kinder immun dagegen geboren werden. Als sie es hatte, ist sie von einem ausgebildeten Arzt untersucht worden, und der hat ihr das gesagt.«

»Diese Form ist so oder so nicht ansteckend. Zumindest glaube ich das. Was stand da noch mal in der Zeitung?«

Der Artikel über den Soldaten lag immer noch aufgeschlagen auf dem Tisch, und sie überflog ihn jetzt wieder. Wir hatten ihn beide schon mehrere Male gelesen. Er ergab für keinen von uns wirklich Sinn, aber er war, abgesehen von dem, was Pater Dunstan uns gesagt hatte, das Einzige, worauf wir uns stützen konnten.

»Du solltest dich besser beeilen, sonst kommst du zu spät zur Schule«, sagte Großmutter und sah auf. »Du hast nicht gefrühstückt. Und gestern hast du auch nichts gegessen.«

»Ich hab keinen Hunger.«

»Jetzt geh und hol dir was zu essen.«

Ich würgte ein trockenes Stück Brot hinunter, schnitt ein paar Scheiben für mein Mittagessen ab, schnappte mir einen Apfel und stopfte ihn in die Jackentasche. »Wir sehen uns heute Abend«, sagte ich. »Mach dir keine Sorgen, falls ich spät komme.«

Kaum hatte ich die Tür hinter mir zugeschlagen, wünschte ich mir, dass ich mich von Stirling verabschiedet hätte. Aber er würde immer noch da sein, wenn ich zurückkam.

Ich ging nie allein zur Schule, und es jetzt zu tun, beunruhigte mich. Jeder einzelne Schritt erinnerte mich daran, dass Stirling krank war, und als ich schließlich das Tor erreichte, war ich beinahe zu verängstigt, um reinzugehen. Man muss in der Schule stark sein. Ich wollte umkehren, aber ich tat es nicht.

»Wir haben dich am Wochenende gesehen, North«, verkündete Seth Blackwood, als ich das Klassenzimmer betrat. Normalerweise behandelten mich alle mit kalter Gleichgültigkeit.

»Ich weiß. Ich habe mit dir gesprochen.«

»Ich wusste gar nicht, dass du eine Freundin hast«, fügte Isaac hinzu.

»Eine Freundin? Na ja ...« Ich war mit den Gedanken ganz woanders.

»Ein verdammt hübsches Mädchen noch dazu«, verkündete Isaac dem restlichen Zug.

»Sie ...«, setzte ich wieder an – aber sie hörten mir nicht zu, und ich war zu müde für Erklärungen.

Nachdem wir es durch den halben Vormittag geschafft hatten, gab es plötzlich neues Getuschel. Es war mir gerade erst aufgefallen, als Seth Blackwood mir durch das Klassenzimmer zurief: »North, stimmt es, dass dein Bruder das Stille Fieber hat?«

Ich schluckte. »Ja.«

Er fluchte leise, und in seiner Stimme lag Mitgefühl.

»Was machst du in der Schule?«, wollte ein anderer wissen. »Du könntest es übertragen.«

»Es ist das schleichende Stille Fieber. Das ist nicht ansteckend.«

»Woher weißt du das?«

Ich machte mir nicht die Mühe zu antworten. Wo auch immer ich an diesem Tag hinsah, hörte irgende-

mand zu arbeiten auf und starrte mich an. Ich wünschte, sie würden es nicht tun, weil es mir das Gefühl gab, zu ersticken – ich hatte solche Angst um Stirling; solche Angst, dass er sterben könnte, und ständig beobachtete mich jemand. Ich war es gewohnt, unsichtbar zu sein.

Ich kam an diesem Nachmittag wieder spät heim. Ich zwang mich, die Tür schnell aufzustoßen, sonst hätte ich es gar nicht getan – ich dachte plötzlich, dass Stirling nicht mehr da wäre. Aber ich sah sofort, dass die Schlafzimmertür offen stand und Maria neben dem Bett saß und mit ihm redete. Mein Herzschlag verlangsamte sich, während ich zu ihnen ins Zimmer ging.

»Leo!« Stirling drehte sich lächelnd zu mir um, aber er sah mich nicht direkt an. »Wo bist du gewesen?«

»In den Bergen.« Ich war diesmal weiter gegangen, hatte dabei aber immer noch nicht so weit vom Stadtrand entfernt gesucht, wie ich es mir gewünscht hätte. Es lag noch ein weiter Weg vor mir.

»Du hast mir gefehlt«, sagte Stirling. »Es wäre mir lieber, du würdest dort nicht hingehen.«

»Ich muss. Was, wenn jemand anderer die Blutblume findet, und zwar an einer Stelle, wo ich selbst hätte suchen können? Irgendwo in der Nähe der Stadt? Es wäre möglich.«

»Du suchst nach der Blutblume?«, fragte Maria. Sie sah mich nachdenklich an. »Aber glaubst du nicht, dass überall dort, wo du suchst, vor dir schon jemand anderer gesucht hat?«

Ich setzte mich an das Ende von Stirlings Bett und trat mir mit den Absätzen die Stiefel von den Füßen.

»Du siehst schrecklich aus«, stellte Maria fest. Ich

lachte kurz auf. »Nein«, verbesserte sie sich lächelnd.  
»Ich meine schrecklich müde.«

»Wirklich?« Ich stand auf und sah in den Spiegel. Sie hatte Recht. »Ich werde mich mit der Zeit daran gewöhnen«, behauptete ich. »Ich bin heute ein paar Kilometer gelaufen, das ist alles.«

»Stirling geht es ganz gut«, meinte sie. »Wir denken beide, dass er von allein wieder gesund wird.«

»Ja«, bestätigte Stirling. »Du musst diese Heilpflanze nicht finden.«

»Wenn du von allein wieder gesund wirst, kann ich sie ja versilbern und uns ein Haus am Stadtrand kaufen – eins, das sogar noch besser ist als das von Sergeant Markey.« Sie lachten.

»Wo ist Großmutter?«, fragte ich.

»Sie ist runtergegangen, um zu duschen«, antwortete Maria. »Was gut ist – sie muss etwas anderes tun, als immer nur hier rumzusitzen und sich Sorgen zu machen.«

»Sie könnte heute Abend zur Kirche gehen«, überlegte ich.

»Falls du sie dazu überreden kannst, Stirling allein zu lassen.«

Mit Stirlings Hilfe schaffte ich es, sie zum Gehen zu bewegen. Sie konnte erkennen, dass es ihm zumindest heute besser ging, und ich würde höchstens zwei Minuten brauchen, um zur Kirche zu rennen und sie zu holen. Nachdem sie und Maria gegangen waren, saß ich auf Stirlings Bett.

»Leo, wo bist du?«, fragte er plötzlich.

Ich hatte vergessen, dass er nicht sehen konnte. »Ich weiß nicht.« Ich wunderte mich hinterher, warum ich das

gesagt hatte, aber in dem Moment rutschte es mir einfach raus.

»Was?« In seiner Stimme lag echte Angst, und sie brachte mich zurück. »Leo?«

Ich legte meine Hand auf seine. »Ich bin hier. Ich bin hier, Stirling.«

»Ich kann nichts sehen. Du hast mir Angst gemacht. Wie hast du das gemeint? Ich dachte, ich würde sterben.«

»Nein, du bist in Sicherheit.«

Er umklammerte meine Hand. »Sprich weiter«, sagte er in die Stille hinein, »damit ich weiß, dass du da bist.«

»Ich bleibe hier.«

»Sprich weiter. Sonst fürchte ich mich, so ganz allein in der Dunkelheit.« In seiner Stimme stieg Panik auf. »Sprich weiter. Ich mag die Stille nicht.«

Aber ich konnte plötzlich nicht. »Es ist schwer zu reden, wenn es einem befohlen wird.«

»Sag irgendwas. Erzähl mir eine Geschichte. So wie früher, als wir noch klein waren.«

Ich versuchte es, aber ich musste es verlernt haben, denn ich geriet schon nach der ersten Zeile ins Stocken. Ich hatte nicht mehr dieselbe Fantasie wie früher. »Ich kann mir keine Geschichten mehr ausdenken. Es tut mir leid.« Ich rieb mir die Stirn. Mir tat wieder der Kopf weh. »Aber ich könnte dir etwas vorlesen.«

Wir hatten keine Zeitung – Großmutter hatte keine geholt, und ich hatte es auch vergessen. »Wie wäre es mit *Die Goldene Regentschaft*?«, fragte ich. »Das ist alles, was wir haben. Oder die Bibel, aber ich schätze, die kannst du sowieso auswendig.«

»Nein, kann ich nicht.« Er merkte nicht, dass ich es scherzhaft gemeint hatte. »Lies mir *Die Goldene Regentschaft* vor.«

Als ich seine Hand losließ, streckte er sie weiter aus, so als wollte er den Abstand zwischen uns möglichst gering halten. »Ich bin immer noch da«, beruhigte ich ihn. »Ich hole es nur schnell. Ich gehe rüber zu meinem Bett – es liegt unter meinem Bett.« Ich durchquerte das Zimmer mit schweren Schritten, damit er hörte, dass ich nicht rausgegangen war. »Ich bin in einer Sekunde wieder bei dir.« Ich bückte mich, um es aufzuheben, und überlegte dabei, ob die trockenen Informationen darin seine Gedanken wirklich von seiner Angst ablenken würden. *Die Goldene Regentschaft* war mit Ausnahme einiger weniger Kapitel ein Geschichtsbuch. »Aber es ist nicht wirklich interessant, Stirling.« Da fiel mir das andere Buch ein – das, das ich gefunden hatte und in dem diese seltsamen Einträge standen.

»Stirling? Ich könnte dir dieses andere Buch vorlesen, das, von dem ich dir erzählt habe – weißt du noch, diese Geschichte, die in dem Buch aufgetaucht ist, das ich gefunden habe?«

»Ja.« Er hatte einen Moment gezögert. »Das ist eine gute Idee. Die würde ich auch gern hören.«

»Vielleicht kannst du ja ihre Bedeutung entschlüsseln.«

»Ich hoffe es. Ja, lies sie mir vor.«

Ich holte das Buch aus der Truhe unter der Fensterbank und setzte mich wieder auf Stirlings Bett. Aber sobald ich es aufschlug, sah ich, was passiert war. »Da ist wieder etwas hineingeschrieben worden.«

»Wirklich? Viel?«

»Ein paar Seiten. Und davor ist eine Lücke. Der Verfasser lässt Lücken zwischen seinen Einträgen. Ich weiß nicht, warum.«

»Liest du es mir vor? Fang ganz vorne an.«

»In Ordnung.« Ich schlug die erste Seite auf und begann zu lesen. Stirling lag mit seiner Hand auf meinem Knie ganz still da und hörte zu.

Irgendwie machte das laute Vorlesen die Geschichte weniger real, so als wäre es tatsächlich nur ein Märchen. Aber als ich nach dem ersten Abschnitt eine Pause einlegte, sagte er: »Es ging dabei um die Befreiung, oder? Ich hab dir doch gesagt, dass sie den Prinzen nicht getötet haben.«

Die Geschichte funktionierte gut als Ablenkung; er hatte seine Angst vergessen und hörte völlig gebannt zu. »Ich weiß, dass das irgendeinen Sinn ergibt«, sagte er, offensichtlich frustriert, nachdem ich den zweiten Abschnitt gelesen hatte. »Ich weiß, dass es einen Sinn ergibt, aber ich kann ihn nicht erkennen. Mein Gehirn will einfach nicht richtig arbeiten.«

»Mach dir keine Sorgen«, sagte ich. »Das ist nur, weil du krank bist. Hör einfach zu.«

Es nahm überraschend wenig Zeit in Anspruch, den Rest vorzulesen, verglichen damit, wie lange ich darüber nachgedacht hatte.

»Der Butler muss Aldebaran sein«, folgerte Stirling, als ich fertig war. »Er klingt, als wäre er ein Magiegelehrter, und sie sagen, dass das Land England heißt – das sagen sie immer wieder. Ich glaube, es ist wirklich Aldebaran.«

»Das glaube ich auch.«

»Aber weshalb hat er an Talitha geschrieben?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht hat sie ein falsches Spiel mit ihm gespielt. Sie hat viele Menschen getäuscht. Sie stand auf beiden Seiten gleichzeitig – nach außen hin hat sie für den König gearbeitet, während sie im Verborgenen die Revolution anführte. Das wurde aber erst nach Luciens Machtergreifung bekannt.«

Stirling runzelte die Stirn. »Aber Aldebaran ist ein sehr einflussreicher Mann.«

»Auch Talitha ist mächtig – vielleicht noch mächtiger als er.«

Er schien darüber nachzudenken. Ich brannte darauf, weiterzulesen, wartete aber trotzdem. »Also das ist mit Großonkel Harald geschehen«, sagte Stirling schließlich. »Er ging nach England und hatte dort eine Frau und Kinder.«

Ich nickte. Großmutter sprach fast nie über ihn. Sogar noch seltener als über Aldebaran. »Das ist es, was passiert sein muss«, bestätigte ich. »Bisher wusste ich nur, dass er jahrelang als verschollen galt und dann zurückkehrte.«

»Dann haben wir dort Verwandte! Stell dir das mal vor! Englische Verwandte!«

»Ich schätze, du hast Recht. Das ist das Seltsame daran. Wenn es sich bei dem Mann um Aldebaran handelt, dann ist dies eine Geschichte über unsere Familie. Wer könnte eine Geschichte über unsere Familie schreiben?«

»Wann ist das alles passiert?«, fragte Stirling.

»Vor zehn Jahren. Das Datum auf dem Brief ist direkt vor der Befreiung.«

»Und wann ist Großonkel Harald gestorben?«

»Ich weiß nicht. Lange bevor ich geboren wurde.«

»Wie lange ist es her, seit Aldebaran verbannt wurde?«

»Als ich ein Baby war.«

»Diese Geschichte ist wirklich verwirrend«, meinte Stirling. »Sie muss einfach wahr sein.«

Ich lachte. Er lachte auch, und als er es tat, begann er zu husten wie ein alter Mann. Das Geräusch machte mir Angst. »Stirling«, sagte ich. »Stirling, bist du in Ordnung?«

Er nickte und versuchte zu lächeln. »Lies bitte weiter.«

Der nächste Abschnitt verblüffte mich. Der Butler zündete das Feuer an und machte sich bereit, dem alten Mann eine Geschichte zu erzählen. Es war dasselbe, was ich letzte Nacht geträumt hatte. Ich zögerte und überlegte, ob ich es Stirling sagen sollte. Aber ich tat es nicht. Ich wollte ihm nicht erneut Angst einjagen, nachdem er sich endlich ein bisschen beruhigt hatte.

»Der Butler *muss* Aldebaran sein«, warf er ein. »Wegen dem, was er über den Geheimdienst gesagt hat. Hör nicht auf, Leo. Vielleicht finden wir es heraus.«

Es folgten weitere leere Seiten, dann begann die Schrift erneut. Ich las weiter ...

»Ich könnte Ihnen tausend Dinge über mein Leben erzählen«, begann der Butler. »Während der ersten Jahre verlief es allerdings recht gewöhnlich. Meine Eltern waren Bauern auf der Heiligen Insel, gegenüber der Westküste Malonias. Ich bin mit der Arbeit auf den Feldern aufgewachsen. Wir waren zu dritt – ich, der Älteste, meine Schwester Margaret, die fünf Jahre jünger ist als ich, und unser kleiner Bruder Harald. Tagsüber war ich draußen auf den Feldern; abends saßen Margaret und ich mit dem Baby vor dem Feuer und sangen ihm vor oder erzählten ihm Geschichten. Ich war einfach nur ein Junge, der Sohn eines Bauern, aber eine Sache unterschied mich von den anderen – ich wurde mit einer Gabe geboren.«

»Mit was?«, fragte Raymond. »Und wo liegt Malonia?«

»Hören Sie einfach zu«, forderte Field. »Wir haben keine Zeit für Diskussionen.«

Erschrocken über den Ton des Butlers verstummte der Hausherr.

»Ich wurde vom großen Sheratan entdeckt, als ich dreizehn Jahre alt war«, fuhr Field fort. »Und von diesem Zeitpunkt an war mein Leben nie wieder gewöhnlich. Sheratan nahm mich als Lehrling auf. Mittels körperlicher Qualen und Strapazen wurde ich ein widerstandsfähiger Mann. Am Ende meiner Ausbildung hatte ich große Fähigkeiten erlangt. Und dann, ich war noch immer jung, bot man mir eine Stelle beim Geheimdienst an.«

Es folgte Schweigen.

»Dies alles ist wahr«, versicherte der Butler schließlich. »Ich habe Ihnen nicht immer die Wahrheit gesagt, Sir, aber alles, was ich Ihnen nun erzähle, ist wahr.«

»Was sagten Sie, was dieser Mann tat?«, wollte Raymond wissen. »Dieser Kerl, der Sie ausgebildet hat? Und was meinen Sie mit ›Gabe‹?«

Der Butler verschränkte die Arme. »Sheratan war einer der Erleuchteten – so nennen wir sie in meinem Land. Und mit ›Gabe‹ meine ich die Fähigkeit, übermenschliche Leistungen zu vollbringen. Durch Willenskraft und geistige Stärke. Wir nennen es auch Magie, obwohl damit in meinem Land nicht dasselbe gemeint ist wie in Ihrem. Wir nennen es Magie in Ermangelung eines besseren Ausdrucks.«

Raymond starrte den Butler an, dann begann er zu lachen. »Wollen Sie mich hochnehmen? Sie lassen mich schwören, dass ich niemandem davon erzähle, und spinnen dann derart lächerliches Seemannsgarn? Ich muss zugeben, für eine Minute wäre ich beinahe darauf reingefallen.«

»Sir, was ich Ihnen erzähle, ist die Wahrheit.«

Raymond lachte weiter. »Aber, Field ...«

»Wir haben hierfür nicht die Zeit«, unterbrach ihn der Butler. »Ich sage Ihnen die Wahrheit. Wir haben nicht die Zeit, darüber zu diskutieren.«

»Dann erklären Sie mir, was Sie meinen!« Raymond fühlte sich plötzlich unbehaglich. »Erläutern Sie mir, was Magie in Ihrem Land bedeutet. Sie wollen sagen, dass Sie gelernt haben zu zaubern, zu verhexen und dergleichen? Ich kann das nicht glauben. Das ist doch ein Märchen, Field.«

»Die Erleuchteten zaubern nicht«, sagte der Butler. »Sie benutzen auch keine Beschwörungsformeln, sondern nur ihre Willenskraft. Man kann alles vollbringen, wenn man über die nötige geistige Stärke verfügt.«

»In all den Geschichten zaubern die Magier immer.«

»Nennen Sie sie Magier, wenn Sie wollen«, sagte Aldebaran. »Diejenigen, die solche Kräfte besitzen, vollbringen Dinge, die wie Magie erscheinen. Unmögliche, übermenschliche Taten. Aber jeder Mensch verfügt über Willenskraft.«

»Also kann jeder Magie ausüben? Wollen Sie das damit sagen?«

»Nicht jeder. Es ist eine ganz bestimmte Geisteshaltung erforderlich. Das ist schwer zu erklären.«

»Versuchen Sie es. Wenn Sie mir diese Geschichte schon erzählen, Field, muss ich sie auch verstehen können.«

»Nun gut. Angenommen jemand besitzt Willenskraft, musikalisches Talent und eine gute Ausbildung. Diese Person erfüllt jede Voraussetzung, um ein großer Musiker werden. Mit den Erleuchteten ist es dasselbe. Unterschiedliche Menschen haben den Geist – oder das Talent – für unterschiedliche Dinge. Der Geist eines Magiers gehorcht dem absoluten Glauben, dass, wenn er die Kraft seines Willens auf etwas richtet, es ihm dann gehorchen wird. Er glaubt fest daran, etwas zu schaffen, was andere Menschen für unmöglich halten würden. Er verliert nicht die Nerven.«

»Warum gibt es dann hier in England keine echten Magier? Wenn das wahr wäre, müsste es sie geben.«

»Es gibt sie. Man sieht sie nur nicht. In England gibt es durchaus Menschen mit den richtigen Eigenschaften, um die Kunst der Magie zu beherrschen, selbst wenn sie keine entsprechende Ausbildung haben.«

»Also gibt es gar keine echte Magie?«, fragte Raymond. »Es ist reine Willenskraft?«

»So könnte man sagen. Aber ich verrate Ihnen, was wirklich magisch ist – der menschliche Geist. Er ist es, der uns in die Lage versetzt, große Dinge zu vollbringen. Ich ziehe es vor, zu sagen, dass alles magisch ist.«

»Vielleicht haben Sie Recht, Field.«

»Es ist nur das, was ich denke.«

Das Feuer züngelte auf dem Rost empor, und der alte Mann schrak zusammen. Der Butler stand auf und wendete die Kohlen. Es war Sommer, aber trotzdem war es nachts in dem großen Haus noch immer kalt, deshalb machte er jeden Abend das Feuer an.

Raymond starrte stirnrunzelnd auf seinen Hinterkopf. »Field? Wenn Sie, wie Sie sagen, wirklich über diese Kräfte verfügen, dann wären Sie in der Lage, es zu beweisen. Sie könnten mir einen Trick vorführen.«

Der Butler schob ein Kohlenstück in die Flammen. »Ich will Ihnen keinen neuen Herzanfall verursachen, Sir.«

»Natürlich.« Raymond lächelte wissend.

»Bitte missverstehen Sie mich nicht – ich kann es tun, wenn Sie das wünschen.«

»Dann vollbringen Sie eine dieser unmöglichen Taten, Field, wenn Sie das wirklich können.«

»Fordern Sie mich heraus?«

»Ja! Ja, das tue ich.«

Der Butler drehte sich um und stand auf, dann strich er sich den Kohlenstaub von den Knien seiner Hose. »Was möchten Sie, das ich tue?«

Raymond blickte hinaus zu dem klaren Sonnenuntergang über dem See. »Entfesseln Sie ein Gewitter.«

»Dafür bin ich zu müde. Lassen Sie sich etwas Einfacheres einfallen.«

»Warum kein Gewitter? Können Sie nicht einfach ein Wort sagen und dabei mit der Hand wedeln?«

»Nein. Man muss mit so etwas vorsichtig sein. Talitha, die Leiterin des Geheimdienstes, ist die größte Magierin in meinem Land, aber es gibt Dinge, die selbst sie nicht vollbringen könnte. Einmal hat sie versucht, einen dauerhaften Durchgang nach England zu erschaffen. Es wurde nie zuvor versucht, aber sie glaubte, dass sie es tun könnte. Es war zu viel. Sie wäre beinahe gestorben.«

»Field ...«, sagte Raymond. »So faszinierend das auch sein mag, aber ...«

»Ich habe Ihnen noch immer kein magisches Kunststück gezeigt«, vollendete der Butler den Satz. Er setzte sich wieder hin. »Also, was soll ich tun?«

»Lassen Sie das Buch dort auf dem Tisch in der Luft schweben.«

»Wie Sie wünschen, Sir.« Der Butler sah das Buch stirnrunzelnd an, und es stieg auf.

Es wirkte nicht wie Magie – es war nichts Besonderes daran, außer dass sich das Buch der Schwerkraft widersetzte; es gab keine Aura des Lichts, keine Rauchwolke, keinen plötzlichen Knall. Raymond musste zweimal hinsehen, um zu erkennen, dass sich irgendetwas verändert hatte und das Buch nun mehrere Zentimeter über dem Tisch schwebte. Er beugte sich hinüber und fuhr mit der Hand unter dem Buch hindurch. Es fiel nicht herunter.

»Sie wirken nicht beeindruckt«, sagte der Butler mit einem schwachen Lächeln und ließ das Buch zurück auf den Tisch fallen.

»Wenig«, murmelte Raymond und starrte Arthur Field an. »Aber das ist wirklich ein genialer Trick – falls es einer ist. Er hat mir einen ganz schönen Schrecken eingejagt.« Er presste die Hand auf sein Herz – es schlug plötzlich rasend schnell.

»Bleiben Sie für einen Moment ruhig sitzen, Sir, dann werden Sie sich besser fühlen.«

Raymond starrte den Butler weiter an. »Wissen Sie, wie seltsam es ist, plötzlich festzustellen, dass nichts mehr so ist wie zuvor?«

»Alles ist genau wie zuvor. Nur dass Sie zuvor nicht wussten, wie es wirklich ist.« Field lachte. »Das hier war tatsächlich nur ein Trick. Genauso gut hätten Sie mich bitten können, gar nichts zu tun. Die Beeinflussung von Kräften ist nicht mein Spezialgebiet.«

»Was ist Ihr Spezialgebiet?«

»Prophezeiungen. Schon als kleiner Junge sah ich die Zukunft in meinen Träumen. Einmal prophezeite ich einen Sturm, der unsere Ernte vernichtet hätte. Und mit dreizehn sah ich mich selbst als Mann mittleren Alters, der gefoltert und verbannt worden war. Leider hat es sich erfüllt. Das gilt für alles, was ich je vorhergesagt habe.«

»Dann sagen Sie mir die Zukunft voraus«, verlangte Raymond. »Erzählen Sie mir, was Sie in meiner Zukunft sehen.« Er dachte kurz nach. »Verraten Sie mir, wann ich sterben werde.«

»Nein.« Das Gesicht des Butlers war nun wieder ernst. »Ich denke, ich sollte mit der Geschichte fortfahren. Dies ist kein Spiel. Nichts davon.«

Obwohl er nicht genau hätte sagen können, warum,

verspürte Raymond plötzlich Angst. »Ja, fahren Sie fort, Field.«

»Prophezeiungen waren mein Hauptgebiet beim Geheimdienst«, sagte der Butler. »Zumindest anfangs. Ich kletterte die Rangleiter hoch und wurde sehr berühmt. Die Menschen konnten damals in der Zeitung lesen, dass Aldebaran eine Verschwörung gegen den König aufgedeckt oder einen Waffenhändlerring zerschlagen hatte, und so wurde der Name Aldebaran überall bekannt. Es gab damals eine alte Prophezeiung über einen Erleuchteten, der aus dem Westen des Landes kommen würde, und die Leute fing an, mich damit in Verbindung zu bringen. Aber es war nur mein angenommener Name, der berühmt wurde – jener Name, den ich mir nach meiner Ausbildung gab. Innerhalb des Geheimdienstes bleibt man anonym. Niemand kannte mein Gesicht.«

»Aldebaran?«, fragte Raymond. »War das der Name, den Sie annahmen, nachdem Sie die Kunst der Magie erlernt hatten?«

»Aldebaran ist mein Name, ja. Nach einem Stern. Wissen Sie, das ist bei uns Tradition – die Erleuchteten nach Sternen, Sternbildern oder Planeten zu benennen.«

»Gibt es denn genug?« Raymond blickte hinaus zu den ersten Sternen, die sich über den Bergen zeigten.

»Bisher sind uns die Namen noch nicht ausgegangen.«

»Also hießen Sie niemals Arthur Field?«

»Ganz früher hieß ich tatsächlich so. Aber während all der Jahre beim Geheimdienst war ich einfach nur Aldebaran.«

»Erzählen Sie weiter«, bat Raymond und lehnte sich in seinem Stuhl vor.

»Es waren damals hervorragende Männer und Frauen

beim Geheimdienst«, fuhr Aldebaran fort. »Die meisten von ihnen verfügten über eine besondere Gabe – ich war in dieser Hinsicht nicht außergewöhnlich. Talitha war die Beste unter uns – sie war genauso alt wie ich, aber trotzdem war stets sie diejenige, die die schwierigsten und gefährlichsten Aufgaben übernahm. Sie war wesentlich talentierter, als ich es je sein würde. Als ich Ende vierzig war, leitete sie bereits den gesamten malonischen Geheimdienst. Trotzdem war ich zu dieser Zeit ebenso berühmt wie sie. Vielleicht anschließend sogar noch etwas mehr, denn von nun an strich ich den Ruhm für die gefährlichsten Missionen ein, während sie von der Stadt aus andere Einsätze leitete.

Auf jeden Fall kam es dann eines Tages zu einem Auftrag, für den Talitha mich auswählte. Der König, Cassius I., war im Jahr zuvor gestorben, und sein erst zehnjähriger Sohn sollte den Thron übernehmen. Als Folge davon wurden die Sicherheitsmaßnahmen verstärkt, um eine mögliche Revolution zu verhindern. Man hatte schon seit langer Zeit die Familie Kalitz auf der Heiligen Insel in Verdacht, einen Aufstand zu planen – Marcus Kalitz war ein Ratgeber von König Cassius I. gewesen, bevor er wegen mysteriöser Geschehnisse, die niemand ganz durchblicken konnte, entlassen wurde.

Nun war Kalitz auf der Suche nach einem Privatlehrer für seine beiden Kinder. Der Plan sah vor, dass ich mich in die Familie einschleusen und sie genau im Auge behalten sollte. Ich war der Meinung, dass ich für eine solche Aufgabe viel zu bekannt wäre, doch aus irgendeinem Grund hatte Talitha es sich in den Kopf gesetzt, dass niemand sonst infrage käme. Ich schätze, es war ein logischer Gedanke. Ursprünglich stamme ich selbst von der Heiligen Insel. Sie ist wie ein eigener Staat, über den an-

stelle des Monarchen die Kalitz-Familie herrscht, in dem ein eigener Dialekt gesprochen wird und eigene Bräuche gelten. Ich sprach den Dialekt und kannte die Bräuche. Es war meine Heimat, die ich liebte, und auch wenn ich es nicht zugab, zog ich es insgeheim vor, ein paar Kinder zu unterrichten als politische Verhandlungen zu führen. Das waren vielleicht die falschen Motive, aber jedenfalls willigte ich ein.«

Ich ließ das Buch sinken. Es herrschte Stille. Dann flüsterte Stirling: »Es ist Aldebaran.«

»Ja«, sagte ich. »Wir hatten Recht.«

»Und Margaret ist Großmutter, und das Baby Harold ist Großonkel Harold«, fuhr Stirling fort. »Seine Familie, über die er am Anfang gesprochen hat.«

Ich blätterte zu der entsprechenden Seite zurück. Ich erinnerte mich, dass Großmutter uns einmal – vor langer Zeit, bevor sie aufgehört hatte, über Aldebaran zu sprechen – erzählt hatte, dass sie und ihre beiden Geschwister auf der Heiligen Insel aufgewachsen waren. Sie hatte uns, genau wie Aldebaran dem alten Mann, beschrieben, wie sie mit dem Baby vor dem Feuer gesessen hatten. Es war seltsam, das hier in diesem Buch zu lesen.

»Er muss sie vermissen«, überlegte Stirling. »Aldebaran muss Großmutter vermissen. Sie ist dasselbe für ihn wie ich für dich.«

»Ich schätze, das stimmt.« Ich hatte noch nie darüber nachgedacht, dass Aldebaran ja Großmutterns älterer Bruder war und sie vermutlich genau wie Stirling und ich zusammen zur Schule gegangen waren und stundenlang geredet und diskutiert hatten. Aldebaran schien für so etwas viel zu sehr einer Legende zu entstammen. »Soll ich weiterlesen?«

Stirling nickte. Wir hatten noch eine halbe Stunde, bevor Großmutter aus der Kirche zurückkam, und es waren noch mehrere Seiten übrig.

Draußen war es inzwischen ziemlich dunkel geworden, aber Raymond machte keine Anstalten, das Licht anzuknipsen. »Fahren Sie fort«, bat er. »Erzählen Sie mir von der Heiligen Insel.«

Der Butler ließ den Blick wieder über den See schweifen. »Das ist es, worüber ich gerade sprechen wollte. Über diese Mission – und ihr Scheitern ...« Er schien für einen Moment über die Vergangenheit nachzusinnen. »Talitha befahl mir, sofort abzureisen. Ich ging zum Hafen und bestieg ein Schiff, das erst nach Süden an die Küste und dann in nordwestlicher Richtung zur Heiligen Insel fahren würde. Während meiner ganzen Reise jubelte ich innerlich, denn ich fuhr nach Hause. Die Straßen wurden immer vertrauter, als ich mich Valacia näherte.«

»Was ist Valacia?«

»Die Hauptstadt. Der Landsitz der Familie Kalitz lag ein wenig außerhalb und keine fünfzehn Kilometer von dem Land entfernt, das meine Eltern früher bewirtschafteten. Aber ich würde nicht in der Lage sein, mit meiner Familie Kontakt aufzunehmen. Ich wusste, dass ich mehr oder weniger ein Gefangener sein würde – ich konnte mich nicht hinauswagen und riskieren, erkannt zu werden, und außerdem lebte die Kalitz-Familie vollkommen abgeschottet hinter hohen Zäunen. Sie geboten über eine ganze Armee von Dienern, die Hälfte davon Wachen. Bei meiner Ankunft standen sie, nur zur Demonstration ihrer Stärke, alle entlang der Einfahrt aufgereiht, und das obwohl ich bloß der neue Lehrer der Kinder war.«

»Waren sie Fürsten?«

»Nicht direkt. Tatsächlich sind sie adelig, aber was die Heilige Insel anbelangt, waren sie so etwas wie Fürsten, und sie erwarteten, dementsprechend behandelt zu werden. Jedenfalls war die Einzige, die ich mochte, die kleine Tochter Anneline. Marcus Kalitz kam noch nicht mal nach unten, um mich bei meiner Ankunft zu begrüßen, und auch in den folgenden Wochen sprach er kaum mit mir. Die meiste Zeit verharrte er in missmutigem Schweigen. Der einzige Mensch, mit dem er wirklich sprach, war sein Sohn Lucien. Er hielt ihm stundenlange Vorträge und wettete dabei gegen die Monarchie wie ein Priester, der das Evangelium verkündet.«

»Warum lehnte er die Monarchie ab?«

»Er hasste die königliche Familie – die Donahues –, und zwar hauptsächlich wegen seines Streits mit König Cassius I. Der König behauptete, dass Kalitz versucht habe, ihn zu ermorden, doch Kalitz beharrte darauf, dass es ein Missverständnis sei. Aber die ganze Familie Kalitz hasste die königliche Familie.«

»Was war mit den anderen?«, fragte Raymond.

»Celine war genauso unerträglich wie ihr Ehemann. Sie verbrachte ihre gesamte Zeit damit, sich mit anderen zu vergleichen und sie als minderwertig zu befinden. Die Dienstboten wurden von ihr als niedrigere Rasse angesehen.«

»Aber bestimmt galten Sie nicht als Dienstbote?«

»In diesem Haus wurde ich sehr wohl als einer angesehen. Nicht von Anneline, aber von jedem anderen. Sogar der Sohn, Lucien, kommandierte mich herum. Er war bei meiner Ankunft elf Jahre alt und schon genauso ehrgeizig wie sein Vater. Oft geschieht es, dass ein Kind, das von einem Elternteil zu sehr unter Druck gesetzt wird, mit seiner ganzen Kraft dagegen zu rebellieren be-

ginnt. Dasselbe habe ich auch hier in Ihrem Land beobachtet. Aber Marcus Kalitz hätte sich keinen besseren Erstgeborenen wünschen können als Lucien. Er war sogar noch fanatischer gegen das Königshaus eingestellt als sein Vater.«

»Was war mit dem kleinen Mädchen?«, fragte Raymond.

»Anneline«, sagte der Butler. »Ich kann bis heute keinen einzigen Fehler an ihr entdecken. Als ich dorthin kam, war sie neun Jahre alt und sehr schüchtern, aber das änderte sich. Das ist möglicherweise das einzig Gute, das bei dieser Mission herauskam – ich konnte sie unterrichten.«

Die Augen noch immer auf den Butler gerichtet, rutschte Raymond auf seinem Stuhl herum.

»Es ist wichtig, dass ich Ihnen das alles erzähle, Sir«, sagte Field plötzlich. »Selbst jetzt versuche ich noch herauszufinden, was schiefgegangen ist. Sie denken doch nicht, dass ich Ihre Zeit verschwende, indem ich Ihnen das alles erkläre, oder?«

»Natürlich nicht. Erzählen Sie weiter. Ich möchte es hören.«

Der Butler nickte. »Nun, ich gab mir große Mühe, ihnen ein guter Lehrer zu sein. Ich hielt es nicht für fair, wenn ihre Ausbildung darunter gelitten hätte, dass ich ein Hochstapler war. Anneline war eine aufmerksame Schülerin, die selbst dann leicht zu unterrichten war, wenn ich gerade mal wieder mit einem Thema kämpfte, das ich selbst mir erst am Vortag aus einem Buch angelesen hatte. Aber Lucien konzentrierte sich nicht. Er war klug, aber er wollte einfach nicht arbeiten. Und seine Eltern unterstützten das. Sie hielten ihn für ein geborenes Genie, aus dem einmal ein großer Mann werden würde.«

Es war nun fast vollständig dunkel im Zimmer. Der Feuerschein spiegelte sich auf Raymonds Brille wider, während er bewegungslos dasaß und zuhörte.

»Schon bald begannen die Dinge, aus dem Ruder zu laufen. Ich hätte den Rückzug antreten sollen, aber stattdessen ließ ich mich immer tiefer hineinziehen. Ich fing an, mich wirklich für einen Lehrer zu halten. Zunächst einmal brachte ich Anneline bei, die Nationalhymne zu singen. Das war mein erster Fehler. Ich dachte nicht nach. Ich war einfach nur erstaunt, dass sie sie nicht kannte, und hielt es nicht für vermessen, sie in meiner Funktion als Lehrer mit ihr einzustudieren. Sie hatte eine sehr schöne Singstimme. Außerdem spielte sie ausgezeichnet Klavier. Sie spielte häufig für die Gäste ihrer Eltern, wenn diese ein Fest ausrichteten.

Jedenfalls hörte ich bei einer dieser Feiern, wie sie ein paar der Melodien, die ich ihr beigebracht hatte, spielte, wobei sie die Akkorde selbst hinzufügte. Mit neun Jahren konnte sie schon auf diese Weise improvisieren. Und dann begann sie mit der Nationalhymne, und alles verstummte schlagartig. Einen Moment später fing Celine an, das Mädchen anzuschreien. Ich hörte Anneline etwas murmeln, wusste jedoch, dass es die Situation nur verschlimmern würde, wenn ich mich einmischte, deshalb zog ich mich nach oben zurück.«

»Nicht lange danach hörte ich Marcus Kalitz, noch immer mit seinem Drink in der Hand, die Treppe hinauf stürmen. Er brüllte wie ein Wahnsinniger. ›Sie haben meine Kinder beeinflusst. Sie haben sie mit Ihren royalistischen Werten korrumpiert! Sie wissen, was ich von der Monarchie halte!‹ Und so weiter und so weiter. Er packte mich an meinem Hemd und schmetterte mich gegen die Tür.«

»Was taten Sie?«, fragte Raymond.

»Nun, ich hätte rein gar nichts tun können«, erwiderte Aldebaran bedächtig. Dann schüttelte er den Kopf. »Ich war dort ein Diener, kein Erleuchteter. Ich versuchte, ihn zu beruhigen, indem ich immer wieder sagte: ›Ja, Sir, es tut mir leid, Sir.‹ Er schmettete sein Glas an die Wand und brüllte weiter auf mich ein. Erst, als ein paar der Gäste kamen, um nachzusehen, was der Grund für den Aufruhr war, musste er leiser werden. ›So etwas wird nie wieder geschehen‹, sagte er zu mir. ›Sie lehren sie die wahre Geschichte Malonias, die wahre Geografie, die wahre Literatur. Ist das klar?‹

Ich sagte noch ein letztes Mal ›Ja, Sir‹, und er ließ von mir ab. ›Field, Sie sind eine größere Enttäuschung, als ich zu sagen vermag.‹ Dann drehte er sich um und ging wieder die Treppe hinunter.

Um ehrlich zu sein, habe ich mich fast schuldig gefühlt. Er war ein solch leidenschaftlicher Königsgegner. Auch wenn seine Gefühle nicht gerechtfertigt waren – zumindest nicht wirklich –, tat er mir wegen der heißen Glut, mit der er sie empfand, trotzdem leid. Und ich hatte den Auftrag, mich hier unauffällig zu verhalten. Ich hatte meine Pflicht gegenüber dem Geheimdienst vernachlässigt, indem ich Anneline dieses Lied beibrachte, und ihr selbst gleichzeitig alle erdenklichen Schwierigkeiten seitens ihrer Familie eingebracht. Von da an versuchte ich, die Kinder auf eine Weise zu unterrichten, die keine weiteren Probleme zur Folge haben würde.«

Raymond streckte den Arm aus, um die Lampe anzuknippen, dann zog er ihn zurück. Er wollte die Stille des Zimmers nicht stören. »Wie lange sind Sie dort geblieben?«, fragte er.

Es dauerte eine Weile, bevor Aldebaran antwortete.

»Die Tage verstrichen einfach«, sagte er schließlich. »Ich weiß nicht, wie. Noch bevor mir ein einziger bewusst geworden war, waren bereits drei Jahre vergangen. Ich hatte kaum jemals mit Talitha kommuniziert und geriet plötzlich in Panik, als ich realisierte, wie lange ich schon dort war. Ich versuchte, Kontakt zu ihr aufzunehmen.«

»Wie denn?«, fragte Raymond. »Über das Telefon? Hätte die Familie nicht jeden Ihrer Schritte beobachtet?«

»In Malonia gibt es keine Telefone.«

»Telefone gibt es überall!«

»Mein Land ist nicht wie England. Nein – ich benutzte meine Willenskraft. Ich schrieb in ein Buch und leitete die Worte, während ich sie schrieb, mittels meiner Willenskraft in ein anderes Buch weiter – eines, das sich in Talithas Besitz befand. Das war meine eigene Idee. Es war schwierig, aber es funktionierte. Ich dachte, dass eine Kontaktaufnahme über Magie der sicherste Weg wäre. Ich machte mir Sorgen, weil ich irgendwie schon so lange dort war und sogar mir selbst vorgemacht hatte, dass ich ein echter Lehrer sei. Ich hatte aufgehört, die Zeitungen zu lesen. Eine Revolution konnte unmittelbar bevorstehen, ohne dass ich es auch nur erfahren hätte. Deshalb wollte ich keine Zeit mit Briefen verschwenden.«

»Warum haben Sie vergessen, Talitha zu kontaktieren?«, fragte Raymond. »Weshalb waren Sie nicht auf der Hut? Ich dachte, Sie wären ein berühmter Spion gewesen, Field.«

»Da war irgendetwas Seltsames an dem Haus. Eine Art betäubender Atmosphäre, die mich vergessen ließ, vorsichtig zu sein. Das alarmierte mich, sobald es mir bewusst wurde. Ich bin immer auf der Hut. Es muss Magie gewesen sein. Das ist die einzige Möglichkeit, wie ich es mir heute erklären kann.« Aldebaran schüttelte den

Kopf. »Ich hätte es merken müssen ...« Er machte eine kurze Pause. »Talitha antwortete erst, als ich ihr in meiner Verzweiflung vorschlug, dass ich in die Stadt kommen würde. Sie schrieb kurz zurück, dass alles unter Kontrolle sei und ich mich unter keinen Umständen aus dem Haus entfernen dürfe. Also beobachtete ich die Familie nun schärfer, während ich gleichzeitig wieder damit anfang, meine Fähigkeiten zu trainieren. Ich hatte beinahe verlernt, meine Willenskraft einzusetzen.

Das war der Zeitpunkt, zu dem in mir der Verdacht wuchs, dass ich beobachtet wurde, denn gleichgültig, wie angestrengt ich es auch versuchte, ich schien doch nie mehr sehen zu können als jeder gewöhnliche Mensch – irgendjemand blockte jeden meiner Versuche ab. Ich fragte mich, ob ich langsam meine Gabe verlor. So etwas hatte es schon gegeben. Manchmal wuchsen die Erleuchteten aus ihren Fähigkeiten heraus. Und dann, eines Nachts, hatte ich plötzlich eine Vision.«

»Eine Vision? Wie meinen Sie das, eine Vision?«

»Ich träumte und schrieb dabei eine Prophezeiung auf. Dadurch wusste ich, dass ich meine Gabe nicht verloren hatte. Ich begann zu argwöhnen, dass die Rebellen stärker waren als ich gedacht hatte, und dass jemand wusste, wer ich war, und kontrollierte, was ich tat.«

»Was unternahmen Sie?«, fragte Raymond.

»Ich fuhr fort, Anneline zu unterrichten – es gab nichts, was ich sonst hätte tun können. Lucien wurde inzwischen ausschließlich von seinem Vater unterrichtet, und ich konnte genug sehen, um zu erkennen, dass sie in ihren Köpfen irgendetwas Großes planten. Aber darüber hinaus wusste ich nichts. Anneline und ich waren in diesen Jahren stärkere Verbündete als je zuvor. Sie wurde von ihrer Familie fast vollständig ignoriert, während ich

selbst beunruhigt und als Lehrer nicht ausgelastet war. Ich unterrichtete sie weiter, aber sie kam oft auch zu mir, um meinen Rat einzuholen. Sie war noch immer sehr jung, als sie darüber zu sprechen begann fortzugehen. Sie hasste dieses Haus. Sie wollte hinüber aufs Festland.

Als ihr dann der erste Mann einen Heiratsantrag machte, hätte sie beinahe angenommen. Sie war erst dreizehn, als die Söhne von Adeligen und reichen Händlern anfangen, um ihre Hand anzuhalten. Ihre Eltern waren der Meinung, dass sie warten sollte, und ich stimmte ihnen zu. Mir war nicht klar, was sie tatsächlich meinten – nicht generell zu warten, sondern auf etwas zu warten. Sie wollten, dass sie den jungen König heiratete. Die beiden lernten sich auf einem Ball kennen, als sie vierzehn war und er sechzehn, und kaum ein halbes Jahr später machte er ihr tatsächlich einen Antrag. Marcus und Celine hatten gewusst, dass das geschehen würde.«

Aldebaran blickte finster auf seine Hände hinunter, mit denen er seine Knie umfasst hielt. »Ich behaupte nicht, dass Anneline Cassius nicht geliebt hat«, fuhr er fort. »Das hat sie – ich kannte sie gut genug, um das zu sehen. Marcus und Celine gaben vor, die Heiratspläne ihrer Tochter zu missbilligen, doch in Wahrheit hatten sie über Monate hinweg Begegnungen zwischen den beiden arrangiert – das war selbst mir nicht entgangen. Die Sache ist die: Marcus und Celine waren zwar Königsgegner, aber auf eine clevere Art und Weise. Sie ließen sich trotz ihrer Gegnerschaft von ihrem Verstand leiten. Lucien hingegen war leidenschaftlich antiroyalistisch. Der Tag, an dem Anneline ihre Verlobung bekannt gab, war der letzte Tag, an dem er mit ihr sprach. Der Hass auf die Donahue-Familie vergiftete sein Blut. Er verließ das Haus, während Anneline ihre Hochzeitsvorbereitungen

traf, und weigerte sich zurückzukehren, solange sie im Hause war.

Am Abend vor ihrer Abreise, es war kurz nach ihrem fünfzehnten Geburtstag, half ich ihr in dem leeren Unterrichtsraum, ihre letzten Sachen zu packen. Wir waren traurig, uns trennen zu müssen – sie war für mich wie eine Tochter geworden. Das sagte ich ihr bei dieser Gelegenheit.

›Ohne Sie wäre ich in diesem Haus verrückt geworden, Aldebaran‹, erwiderte sie. Das Seltsame daran war, dass sie tatsächlich meinen angenommenen Namen verwendete. Ich hatte mich in diesem Haus als Arthur Field vorgestellt – unter demselben Namen, den ich Ihnen genannt habe und unter dem man mich kannte, bevor ich die Kunst der Magie erlernte.«

Ich brach an dieser Stelle ab und legte das Buch auf meine Knie. Die Uhr auf dem Kirchplatz schlug zur Viertelstunde. »Das ist also auch Luciens Geschichte«, sagte Stirling.

›Ja. Ich habe nicht gewusst, dass Aldebaran ihn unterrichtet hat, als er jung war.«

›Das bringen sie uns in der Schule auch nicht bei.«

Ich lachte. »Nein. Wenn dies ein echtes Buch wäre, würde es auf der Liste Streng Verbotener Schriften stehen.«

Stirling sah mit einem Mal besorgt aus.

›Keine Angst‹, beruhigte ich ihn. »Ich habe außer dir niemandem davon erzählt. Und man kann mir sowieso keine Schuld geben. Ich schreibe diese Worte nicht.«

›Aber wer dann?‹, fragte Stirling. »Es ist wirklich eigenartig. Glaubst du, dass es jemand mit einer Gabe ist, der über Magie zu kommunizieren versucht, so wie Aldebaran versucht hat, mit Talitha zu kommunizieren?«

»Darüber habe ich auch schon nachgedacht«, sagte ich. »Aber warum sollte ein Erleuchteter das hier aufschreiben? Ein Teil davon ist wichtig, aber der Rest hat nur für dich und mich eine Bedeutung.«

»Vielleicht ...«, überlegte Stirling. »Vielleicht ist es ja jemand, der versucht, mit *uns* zu kommunizieren.«

Dieser Gedanke erschreckte mich. »Aber wer?«, fragte ich schließlich. »Aldebaran höchstpersönlich?«

Ich hatte es als Scherz gemeint, aber Stirling merkte es nicht. »Das wäre möglich! Falls er noch immer am Leben ist. Lies weiter. Vielleicht finden wir einen Hinweis. Lies weiter, Leo.«

Auf der anderen Seite des Sees läutete eine Kirchenglocke. Der Butler wandte den Kopf in Richtung des Geräuschs, so als hätte es ihn aus seinen Gedanken gerissen.

»Was haben Sie erwidert, als sie Sie mit Aldebaran angedredet hat?«, wollte Raymond wissen.

Der Butler lachte. »Ich glaube nicht, dass ich überhaupt etwas erwiderte – ich war viel zu überrascht. Ich starrte sie einfach nur an, und sie sagte: ›Ich weiß, dass Sie Lord Aldebaran sind – ich weiß es schon seit einem Jahr oder länger.‹ Dann begann sie zu lachen – wahrscheinlich weil ich sie so anstarrte.

›Woher weißt du das?«, fragte ich schließlich.

›Ich habe es erraten«, sagte sie. ›Ich habe es erraten, und ich glaube, dass meine Eltern es ebenfalls wissen – nur dass sie es nicht erraten haben, sondern jemand es ihnen gesagt hat. Aber Lucien weiß es nicht. Wenn er es wüsste, hätte er Sie längst umgebracht.‹

Sie sah nervös zur Tür und trat dann näher zu mir. ›Es gibt da etwas, worüber ich mit Ihnen sprechen möchte, bevor ich gehe. Ich befürchte, dass meine Familie irgend-

einen geheimen Plan ausheckt. Ich habe einige Dinge mitbekommen, auch wenn sie niemals mit mir darüber sprechen würden. < Ich fragte sie, welche Art von Plan sie meinte, aber das konnte sie mir nicht sagen. >Es ist nur so: Wenn Vater mit Lucien weggeht, dann kontrolliert er nicht das Anwesen, wie er behauptet. Ich habe sie über die Straße wegfahren sehen. Und Sie wissen selbst, wie lange sie oft wegbleiben. Tage, manchmal sogar Wochen.<

Es stimmte, dass sie einen Plan ausheckten. Natürlich taten sie das – das war schließlich der Grund, warum man mich hierhergeschickt hatte: Weil sie unter Verdacht standen, eine Revolution anzuzetteln. >Ich denke dasselbe. Aber was soll ich deiner Meinung nach tun?<

Sie nahm meine Hand und sagte: >Fliehen Sie weit weg von hier – gehen Sie heute Nacht, sobald ich abgereist bin.<

Wieder war ich zu überrascht, um etwas zu erwidern.

>Ich glaube, dass sehr mächtige Personen in diese Sache verwickelt sind,< fuhr sie fort, >und möglicherweise wird man versuchen, Sie zu töten. Und falls Luden herausfindet, wer Sie wirklich sind, wird er Sie mit bloßen Händen im Schlaf erdrosseln. Sie kennen ihn. Er hat einen wahnsinnigen Zug an sich. Glauben Sie mir.<

>Hast du Angst vor ihm?<, fragte ich.

Sie sah zu mir hoch, als ob ich ihr Vater wäre. >Ja. Natürlich habe ich Angst vor ihm.<

>Du bist gut,< sagte ich zu ihr. >Er kann dir nichts zuleide tun. Die Guten werden beschützt.<

Dasselbe hätte ich ihr gesagt, wenn sie meine eigene Tochter gewesen wäre. Doch es war nicht die Wahrheit, und sie wusste es. Sie durchschaute mich immer, wenn ich mit irgendeinem geschichtlichen oder wissenschaftli-

chen Aspekt in unserem Unterricht zu kämpfen hatte – sie senkte dann stets auf eine ganz bestimmte Art die Augen, auch wenn sie zu höflich war, um etwas zu sagen. Genauso sah sie jetzt aus.

›Ich denke, Sie sollten fortgehen‹, wiederholte sie.  
›Ich werde meine Meinung nicht ändern. Sie sollten fortgehen.‹

Ich war noch immer nicht überzeugt. Doch sie griff nach meiner Hand und bat mich erneut zu fliehen. ›Sie sind wertvoll für unser Land, und Sie müssen Ihr Leben um jeden Preis schützen. Sie verfügen über große Fähigkeiten. Sie sind ein sehr wichtiger Mann.‹ Dann sah sie auf meine Hand in ihrer hinunter und ließ sie los, so als hätte sie jetzt, da sie wusste, wer ich war, nicht mehr das Recht, sie zu halten. ›Sir, Sie müssen fliehen.‹

Es war seltsam, sie auf diese Weise ›Sir‹ zu mir sagen zu hören, und ich wollte sie gerade bitten, das nicht zu tun, aber sie hatte mir dringend noch etwas anderes zu sagen. ›Nehmen Sie das hier mit.‹ Und sie legte etwas in meine Hand.

›Was ist das?‹ Aber noch bevor ich die Frage zu Ende gestellt hatte, wusste ich es bereits.‹

»Was war es?« Gespannt beugte Raymond sich in dem dunklen Zimmer nach vorne. »Field, ständig halten Sie an den wichtigsten Stellen inne.«

Der Butler lachte, obwohl er das mit Absicht getan hatte. »Verzeihung. Es war ein berühmtes und kostbares Schmuckstück – vermutlich das berühmteste und kostbarste in ganz Maloma. Es war eine Halskette mit einem Anhänger in Form eines Adlers. In den Legenden wird er immer als Silberadler bezeichnet.«

»Eine Halskette?«

»Sehen Sie mich nicht so ungläubig an. Ich erzähle

Ihnen die Geschichte. Vor langer Zeit wurde Malonia belagert, und die Menschen waren am Verhungern. Die Erleuchteten – die Magier –, die überzeugt waren zu sterben, egal, was geschah, beschlossen, ihre Fähigkeiten für die Nachwelt zu bewahren. Einer von ihnen, ein reicher Mann, besaß eine wertvolle Halskette, die seit Generationen in seiner Familie war. Der gesunde Menschenverstand riet ihnen, das kostbarste Schmuckstück auszuwählen, weil es niemals verloren gehen oder weggeworfen würde. Und falls doch, würden das Silber und die Juwelen fortbestehen. Also übertrugen sie ihre Fähigkeiten auf die Kette und nahmen damit ihren Tod in Kauf.«

»Aber wären sie nicht so oder so gestorben?«, fragte Raymond.

»Nein. Durch eine unerwartete Wendung des Schicksals gelang es den Belagerten schließlich, den Feind zu besiegen. Jedenfalls war der Silberadler anschließend für viele Jahre verschollen, auch wenn die allgemeine Meinung dahin ging, dass er im Besitz irgendeines mächtigen Magiers sein musste. Deshalb war ich mehr als überrascht, ihn nun in meiner Hand zu entdecken. ›Woher hast du das?«, fragte ich.

Sie senkte die Stimme noch weiter. ›Aus dem Schrank meines Vaters. Er sollte sie nicht haben. Nehmen Sie sie mit sich, wenn Sie fortgehen.«

›Ich kann sie nicht mitnehmen«, erwiderte ich und war mir noch nicht einmal sicher, ob ich fortgehen würde.

›Sie müssen es tun. Und fliehen Sie, jetzt gleich! Es gibt Prophezeiungen, die Sie betreffen – sie besagen, dass Sie das Land aus schweren Zeiten retten werden. Wenn Sie jetzt nicht fliehen, was wird dann aus uns, wenn diese Zeit kommt und Sie tot sind? Und diese Kette ist gefährlich in so törichten Händen wie denen meines Vaters.«

Es verstieß gegen mein besseres Wissen, trotzdem nahm ich die Kette schließlich an. Dann holte ich aus irgendeinem Grund die Prophezeiung, die ich aufgeschrieben hatte, und gab sie ihr. »Sie wird nicht in Erfüllung gehen«, sagte ich. »Es war ein Fehler.«

»Ich werde sie sicher verwahren«, antwortete sie, als wollte sie daran glauben.

Ich versuchte ihr zu erklären, was ich ihr damit sagen wollte – dass sie sich vor ihren Eltern und Luden in Acht nehmen solle. Ich versuchte, sie zu warnen, dass ihre Eltern ihre Hochzeit dazu missbrauchen könnten, ihre mutmaßliche Verschwörung gegen die königliche Familie voranzutreiben. Aber ich konnte ihr diese Dinge nicht direkt sagen – es hätte sie zu sehr verletzt. Deshalb war ich mir, als ihre Mutter sie schließlich aufforderte aufzubrechen, nicht sicher, ob sie die Bedeutung meiner Worte verstanden hatte.

Eine Kutsche traf ein, um sie zum Hafen zu bringen, von wo aus sie auf das malonische Festland übersetzen würde. Dort sollte in der folgenden Woche ihre Hochzeit stattfinden; ich selbst packte meine Habseligkeiten zusammen und floh, so schnell ich konnte.«

»Sie haben getan, um was sie gebeten hat?«, fragte Raymond.

»Ob es nun klug war oder unklug, ich tat es.« Der Butler schüttelte den Kopf. »Sie hatte Recht gehabt – ich wurde tatsächlich beobachtet, und sie nahmen sofort die Verfolgung auf. Sobald ich das Haus und seine seltsame Atmosphäre erst einmal hinter mir gelassen hatte, konnte ich die Gefahr deutlich sehen. Was hätte ich tun können? Wäre ich geblieben, hätte ich nicht lange überlebt. Und als ich die Flucht ergriff, wurde ich verfolgt. Ich erreichte das Festland, doch sie fanden mich noch in derselben Nacht ...«

Aldebaran streckte die Hand aus und knipste die Lampe an. »Aber darüber werde ich nicht reden.« Er starrte in die schwarze Nacht hinaus. »Sie wollen keine Geschichte über Folter hören, und außerdem liegt das alles weit in der Vergangenheit ...« Er brach ab. »Ich nehme an, ich war mir meiner Sache zu sicher. Ich hatte immer geglaubt, es mit allem aufnehmen zu können, bis es schließlich wirklich so weit war. Nie hätte ich mir vorstellen können, dass es in den Rebellengruppen Menschen gab, die über die gleichen Fähigkeiten verfügten wie ich selbst. Unter ihnen war jemand – eine Frau mit verhülltem Gesicht –, die weitaus größere Kräfte besaß als ich. Ich wagte nicht zu kämpfen. Ich trug diese Kette um meinen Hals und versuchte, mich still zu verhalten und auf eine Gelegenheit zur Flucht zu warten, während ich mich darauf konzentrierte, sie mit meiner Willenskraft zu beschützen. Vielleicht war das dumm von mir.

Jedenfalls war ich am Ende schwach und halb bewusstlos. Sie hatten mich geknebelt und meine Hände gefesselt. Wir marschierten durch die anbrechende Morgendämmerung, aber ich wusste nicht, wohin wir gingen. Wir waren in einem dichten Wald. Wir kämpften uns durch Büsche und Dickicht einen Hügel hinauf, dann hielten wir an, und die Frau mit dem verhüllten Gesicht trat vor und befreite meine Hände.«

Aldebaran schwieg nun so lange, dass Raymond fast gesprochen hätte. Dann sah er auf. »Das war das Letzte, was ich von meinem Heimatland sah. In diesem Wald bin ich verschwunden. Es war mir nicht bewusst. Um mich herum herrschte für lange Zeit Dunkelheit. Als ich aufwachte, war ich, noch immer von der Folter zitternd, in einem fremden Land. Ich war hier. Ich war ein Verbann-

ter. Es war das, was ich als dreizehnjähriger Junge gesehen hatte.«

»Man hat Sie verbannt?«, fragte Raymond. »Wie das?«

»Einige Menschen entwickeln diese Fähigkeiten – Sie würden es einen Bann nennen. Ich würde so etwas niemals wagen. Es erscheint mir zu gefährlich, der Welt neue Regeln aufzuzwingen – Menschen aus ihrem eigenen Land an Orte zu schicken, an die sie nicht gehören, oder das Leben eines Menschen mit falschen Regeln zu begrenzen, die keine reale Bedeutung haben, den Betroffenen aber dennoch töten können, wenn sie gebrochen werden.« Kopfschüttelnd gab der Butler seinen Erklärungsversuch auf. »Aber es spielt keine Rolle, dass ich solche Fähigkeiten weder billige noch verstehe, sie hatte sie entwickelt, und ich konnte nichts dagegen unternehmen. Das war es also. Ich war hier in England, mit nichts als den Kleidern, die ich am Leib trug, und der Halskette. Sie hatten sie nicht genommen.«

»Warum nicht? Ich dachte, sie wäre sehr wichtig.«

»Mir fällt keine andere Erklärung ein, als dass niemand wusste, dass ich sie hatte. Vielleicht hatten sie nur genug gesehen, um zu wissen, dass ich geflohen war. Und ich hatte mir während der ganzen Zeit, die wir durch den Wald gelaufen waren, große Mühe gegeben, sie zu beschützen. Ich tat nichts anderes – ich setzte mich nicht zur Wehr und kämpfte nicht, sondern ich beschützte nur diese Kette. Inzwischen wissen sie natürlich, dass der Silberadler hier ist. Aber sie haben ihn im selben Moment verbannt, in dem sie mich verbannten.«

»Also deshalb sind Sie hier?«

»Ja. Weil ich keine andere Wahl hatte. Und ein paar Wochen später stand ich dann auf Ihrer Türschwelle und

Sie stellten mich als Butler ein. Seitdem bin ich nun hier.«

Es folgte Schweigen. »Sehr gut, Field«, sagte Raymond schließlich und applaudierte. »Wirklich sehr gut.«

»Danke, Sir.« Der Butler sah auf und stellte fest, dass es draußen vollständig dunkel geworden war.

»Ich habe schon seit langer Zeit keine so unterhaltsame Geschichte mehr gehört.«

»Nur dass es nicht einfach eine Geschichte ist. Und war sie nicht zum Teil gerade deshalb so unterhaltsam? Weil sie wahr ist?«

»Vielleicht. Was geschah am Ende?«

»Sie ist noch nicht zu Ende. Es ist keine Geschichte – es ist mein Leben. Im Moment bin ich stärker abgeschnitten als je zuvor und kann überhaupt nicht mehr mit Talitha kommunizieren. Ich weiß nicht, warum.«

»Aber, Field ...«, begann Raymond mit einem schwachen Lächeln. »So, wie Sie die Geschichte erzählt haben, klang es, als ob man Talitha nicht trauen könnte. Ich dachte, das wäre das überraschende Ende. Ich dachte, Sie würden mir jetzt die Tatsache enthüllen, dass Talitha Sie von Anfang an betrogen hat.« Der Butler richtete den Blick auf Raymond, und das Lächeln des alten Mannes schwand. »Das war es, was ich erwartet hatte ...« Raymond verstummte unsicher.

»Talitha, und mich betrügen?«, sagte Aldebaran. »Sie sprechen von Talitha, der Leiterin des malonischen Geheimdienstes?«

»Aber das war es, was Sie selbst impliziert haben. Erst hat sie Sie auf eine Mission geschickt, die sich als Falle entpuppt hat, dann haben mächtige Leute jede Ihrer Bewegungen beobachtet und Ihre Kräfte lahmgelegt. Und diese Frau, die Sie ins Exil geschickt hat – ich war mir

sicher, Sie würden mir gleich enthüllen, dass das Talitha war.«

Aldebaran lehnte sich in seinem Stuhl vor. »Sir, Sie haben nichts von alldem verstanden, was ich Ihnen gerade erzählt habe. Wie können Sie behaupten, dass Talitha ...«

»Ich habe gar nichts behauptet! Es ist nur eine Geschichte. Ich habe mich nur an der Geschichte beteiligt.«

»Sie verstehen überhaupt nichts«, sagte der Butler wieder, nun mit erhobener Stimme. »Wie können Sie Talitha eines derartigen Verrats beschuldigen? Die Großen werden in meinem Land verehrt, sie sind keine Verräter.«

»Field, Sie machen mir Angst. Hören Sie jetzt auf damit. Es war eine gute Geschichte, und sie hat mir die Zeit vertrieben, aber – wirklich! Sie sollten wissen, dass ich die Dame keinesfalls beleidigen wollte, wenn sie denn tatsächlich existieren würde. Oder irgendjemanden sonst. Aber es war nur eine Geschichte. Field?«

Aldebaran antwortete nicht. Er beobachtete das Mondlicht auf dem See, und plötzlich beschlich ihn ein un gutes Gefühl. Etwas stieg in seinem Geist auf – er konnte nicht genau sagen, was es war, aber es machte ihm Angst. Etwas in Malonia – irgendeine Veränderung knapp außerhalb seines Sichtfelds. Er fühlte diese Dinge, die wechselnden Geschicke seiner Heimat, noch immer, und zwar auf dieselbe Weise, wie er seine alten Verletzungen bei feuchtem Wetter spüren konnte. Er starrte zu dem dunklen Fenster und versuchte zu sehen – doch er war unfähig, sich zu konzentrieren.

»Ich glaube, ich habe einen schweren Fehler begangen, Field«, sagte der alte Mann langsam.

»Einen Fehler?«, wiederholte der Butler, ohne sich umzudrehen.

»In Bezug auf meinen Letzten Willen. Ich glaube ...« Raymond machte Anstalten, von seinem Stuhl aufzustehen. »Holen Sie mir einen Füller und den Umschlag von meinem Schreibtisch. Schnell!« Da war plötzlich Panik in seiner Stimme. »Field!«

Er streckte die Hände aus, als wüsste er nicht, was ihm lieber wäre – dass Aldebaran wegging oder bei ihm blieb. Dann fiel er vornüber auf den Boden. Seine Brille zersplitterte auf den Holzdielen unter seinem Gesicht.

Der Butler kniete sich neben ihn. Raymond lag ganz still.

Aldebaran drehte den Alten vorsichtig um. Dieser war schon zu weit weg, um noch etwas zu sagen, deshalb bewahrte auch der Butler sein Schweigen. Er verharrte für einen Moment auf den Knien, dann stand er auf und ging zu dem Schreibtisch. Er nahm den braunen Umschlag aus der obersten Schublade und öffnete ihn. Darin war ein dünnes Bündel Papiere. »Dies ist der Letzte Wille und das Testament von Raymond Spencer-Grange ...«

Aldebaran überflog die Zeilen hastig, suchte nach dem Schlüsselsatz. Er fand ihn schnell, denn das Dokument war kurz.

»Ich vermache Arthur Field meinen gesamten Besitz.«

Die Dunkelheit wurde undurchdringlicher. Der Butler stand reglos da und starrte das Testament an. Bilder zogen ihm durch den Kopf, und er konnte sie nicht aufhalten.

Der Prinz weinte, während neben ihm Männer von Verbannung und Revolution sprachen. Anneline und Cassius waren bereits tot.

Und Emilie, Harolds Emilie, war ganz in der Nähe. Gerade erst hatte sich ihr Auto auf der Rückfahrt vom

Greysands Beach überschlagen. Der Silberadler hing am Hals des kleinen Mädchens, das in dem Krankenzimmer weinte.

Und Talitha. Plötzlich verfluchte er sich selbst, weil er es nicht schon früher erkannt hatte. Was war die Kraft der Magie schon wert, wenn jemand, der so weit blicken konnte wie er, so blind war für die Wahrheit?

Jeder einzelne Plan war fehlgeschlagen, und Aldebaran war machtlos, irgendetwas deswegen zu unternehmen. Er stand da und las den Letzten Willen des alten Mannes. Er starrte die Worte durch die Tränen in seinen Augen an und wartete darauf, dass sich das Chaos der Welten beruhigte.

Nachdem ich das Buch zugeklappt hatte, saßen wir lange schweigend da.

»Ist das das Ende?«, fragte Stirling schließlich.

»Ja, zumindest für den Moment.«

»Also das ist mit Aldebaran passiert. Er ging nach England, wie ich gedacht habe, und bekam dann das Haus des alten Mannes, als der starb?«

»Aber selbst wenn es wahr ist, es wäre schon lange her. Talitha hätte in der Zwischenzeit nach England gehen und ihn töten können.«

»Ich glaube, dass er noch lebt.« Stirling runzelte die Stirn. »Und ich glaube, dass die Geschichte weiterging. Er ist sehr klug – er kann alle möglichen Dinge vollbringen. Er würde nicht zulassen, dass sich seine ganzen Pläne einfach so zerschlagen.«

»Vielleicht nicht.«

»Das kleine Mädchen ist eine Verwandte von uns«, sagte Stirling plötzlich. »Dieses Mädchen, das die Halskette hat, ist eine Verwandte von Großonkel Harold und

eine Verwandte von uns. Falls ihre Großmutter Harolds Frau war.«

»Du hast Recht! Aber trotzdem kann diese Geschichte nicht wahr sein. Irgendwer muss sich diese Dinge ausdenken.«

»Ich glaube das nicht. Ich glaube, dass dieses Mädchen jetzt gerade in England lebt. Genau wie Aldebaran. Und der Prinz.«

Ich schwieg einen Moment. »Stirling, was denkst du, was dieses Buch ist?«, fragte ich dann. »Du hast jetzt alles gehört, was drinsteht.«

»Ich weiß es nicht. Aber auf alle Fälle ist es irgendwie magisch.«

»Das glaube ich auch.« Ich zögerte kurz. »Soll ich dir was verraten? Jedes Mal, wenn ich einen Eintrag lese, habe ich das Gefühl, als wüsste ich, was als Nächstes passieren wird. Ist das nicht eigenartig?«

Er nickte. »Also sag mir, was passieren wird.«

»So genau weiß ich das nicht. Ich habe einfach nur das Gefühl, als hätte ich es früher schon gelesen oder sogar selbst miterlebt. Einen Teil davon habe ich geträumt, und plötzlich taucht es genau so in dem Buch auf.«

In diesem Moment wurde die Wohnungstür geöffnet, und Großmutter rief: »Ich bin zu Hause!«

Pater Dunstan kam hinter ihr ins Zimmer. »Hallo, Leonard«, begrüßte er mich. Ich nickte ihm zu und stand auf, wobei ich das Buch hinter meinem Rücken versteckte. »Hallo, Stirling. Wie fühlst du dich?«

»Gar nicht so schlecht. Vielleicht sogar ein bisschen besser.« Ich wusste nicht, ob er das sagte, um tapfer zu klingen oder weil es stimmte. Ich beobachtete ihn aufmerksam. Pater Dunstan setzte sich auf die Bettkante, holte seine Armbanduhr heraus und hielt Stirlings Hand-

gelenk, um seinen Puls zu messen. Er überprüfte das Weiße seiner Augen und legte die Hand auf Stirlings Stirn. Wir sahen schweigend zu.

»Du machst Fortschritte, Stirling«, sagte er nach einem Moment. »Dein Puls ist beinahe normal, und dein Fieber ist leicht gesunken. Ich bin überrascht.«

»Was heißt das?«, wollte ich wissen. »Bedeutet es, dass Stirling gesund wird?«

»Ich wäre zuversichtlicher, wenn er wieder sehen könnte«, sagte Pater Dunstan. »Aber dies sind trotzdem gute Anzeichen. Ich werde morgen wieder vorbeikommen.« Er drehte sich um und sah zu Großmutter und mir hoch. »Manchmal nehmen diese Dinge eine gute Wendung. Wir werden abwarten müssen.«

Das war alles, was er jeden Tag sagte. Zwei Wochen vergingen. Stirling hörte auf zu husten und wirkte weniger verwirrt. Wir warteten. Falls Stirling gesund wurde, würde sein Sehvermögen wiederkehren. Oft, wenn ich an seinem Bett saß, merkte ich, dass ich die Luft anhielt. Ich schlief nicht viel. Um mich selbst in der stillen, dunklen Wohnung wach zu halten, las ich das Buch immer wieder.

Und eines Tages trat ich durch die Schlafzimmertür, und er drehte sich um und starrte mich an – ganz direkt, nicht leicht rechts oder links an mir vorbei, wie er es vorher getan hatte. Ich rief nach Großmutter, und sie ließ mich zur Kirche rennen, um Pater Dunstan zu holen.

Nachdem der Priester Stirlings Puls und Temperatur zwei- oder dreimal gemessen hatte, saß er lange Zeit da, ohne etwas zu sagen. Dann schüttelte er den Kopf und lächelte. »Das hier ist kein schleichendes Stilles Fieber – zumindest kein Fall, von dem ich je gehört hätte. Ich würde fast meinen ...« Er schüttelte wieder den Kopf. »Mir muss ein Fehler unterlaufen sein.«

Stirling war fast völlig gesund. Einfach so. Und wir stellten plötzlich fest, dass es Mitte Juli war und der Tag seiner Erstkommunion kurz bevorstand.

»Ich will bei demselben Datum bleiben«, sagte Stirling gebieterisch von seinem Bett aus – was ihm gar nicht ähnlich sah. »Wir müssen bei demselben Datum bleiben.«

»Aber du hast ein paar Unterrichtsstunden bei Pater Dunstan versäumt«, erwiderte Großmutter. »Du hast während der ganzen Zeit, in der du krank warst, gefehlt. Und was ist mit den Einladungen? Und natürlich müssen wir ein Fest feiern.« Sie lächelte trotz der Einwände.

»Ich will bei demselben Datum bleiben«, beharrte er.

»Was spielt es schon für eine Rolle, wenn er nicht weiß, was die sieben Todsünden sind oder wie man eine Kanzel schmückt?«, fragte ich.

»Nein, Leo. Sei nicht kindisch. Dieser Unterricht ist sehr wichtig.«

»Ich weiß, was die sieben Todsünden sind«, verkündete Stirling. »Trägheit, Missgunst ...«

»Wir könnten es auf nächstes Jahr verschieben«, schlug Großmutter vor.

Stirling zögerte, bevor er nickte. »Ich schätze schon, aber ...«

»Na schön. Ich sollte besser anfangen, die Einladungen zu schreiben.« Sie ging zum Schrank und holte die Schachtel mit den Einladungskarten, die sie aufgehoben hatte. Sie summtete auf ihre typische Weise vor sich hin, während sie zu schreiben begann, aber heute störte es mich nicht.

»Es ist schon fast sechs Uhr!«, rief sie plötzlich und sah hoch. »Und ich bin nicht fertig für die Kirche.« Sie

seufzte. »Ich möchte heute nicht gehen, aber ich fühle mich schlecht, wenn keiner von uns da ist. Aber ... Na ja, ich schätze, ich kann dafür morgen gehen.«

»Ich werde gehen!«, sagte ich. Ich hatte meine Stiefel schon angezogen. Während die beiden mir verblüfft nachsahen, schloss ich die Tür hinter mir. Ich rannte, ohne mich auch nur im Geringsten um die Leute zu kümmern, die sich umdrehten und mich anstarrten, als ich die Straße hinunterjagte.

Es war schwül in der Stadt. Es herrschte eine drückende Stille, und über den Dächern hingen schwere, dunkle Wolken. In der Luft waren Stimmen; ganz egal, wie still es war, sie würden doch immer gerade so weit entfernt sein, dass man sie nicht verstehen konnte, und trotzdem hörte man sie als stetiges Summen in der Atmosphäre. Gewöhnlich ist diese Stimmung ein Vorzeichen für einen Wetterwechsel.

Das Gewitter begann in dem Moment, als ich den Rand des Platzes erreichte, und sofort schüttete es wie aus Eimern. Der Regen fiel so hart und schnell, dass sich der leere Brunnen in der Mitte des Platzes fast augenblicklich füllte, und das Wasser, das horizontal von der Unterlippe der Pferdestatue wegspritzte, erweckte den Eindruck, als ob der Brunnen wieder funktionierte. Ich rannte bis auf die Haut durchnässt über den Platz auf die hell erleuchtete Kirchentür zu.

»Leo!«, rief jemand hinter mir.

Ich drehte mich um und sah, dass es Maria war. Sie hatte Anselm nicht dabei und rannte auf mich zu. Dabei raffte sie mit der einen Hand den Rock hoch, damit er nicht durch die Schlammbäche schleifte, mit der anderen hielt sie sich schützend ihre Jacke über den Kopf.

»Maria!«, rief ich und drehte mich zu ihr um.

»Du gehst an einem Wochentag in die Kirche?«, schrie sie mir durch den Regen entgegen. »Kann das wahr sein?«

»Ja!«, verkündete ich, wie entfesselt durch den Sturm und die wahnsinnige Erleichterung darüber, dass Stirling gesund war. »Ja, ich gehe in die Kirche!«

»Und was könnte der Grund dafür sein?« Sie lachte über meine wilden Augen. »Was ist mit dir passiert, Leo?«

»Stirling ist gesund. Es war gar nicht das Stille Fieber. Er kann wieder sehen!«

Ein Blitz zerteilte den Himmel und ließ den Brunnen auflodern. Im nächsten Moment war sie neben mir. In ihren Wimpern und auf ihren Wangen glitzerte Wasser, und ein Tropfen fiel von ihrer vollen Unterlippe. Aus einem plötzlichen Impuls heraus zog ich sie an mich und küsste sie. Einfach so.

»Leo!«, protestierte sie atemlos und schob mich weg. »Wir stehen vor der Kirche. Was werden die Leute denken?« Sie lachte, aber es klang unsicher.

»Ich weiß nicht. Spielt es eine Rolle, was sie denken?«

»Sie werden annehmen, dass du Anselms Vater bist, das ist es, was sie denken werden.«

»Oh.« Ich trat einen Schritt zurück. »Gutes Argument. Bitte entschuldige.«

»Und wenn du jemanden küssen willst, solltest du ihn vorher fragen.« Sie lächelte nun wieder.

»Es tut mir leid. Es wird nicht wieder vorkommen.«

»Um deinetwillen sollte es das besser nicht, Leo.«

»Nein. Nächstes Mal werde ich zuerst fragen.« Ich sah sie lachend an. »Darf ich dich küssen, Maria?«

Sie gab mir einen leichten Klaps. »Mach, dass du in die Kirche kommst, Leo, und bereue deine Sünden!«

Wir stolperten durch die Tür und konnten nur mit Mühe aufhören zu lachen. Trotz des sintflutartigen Regens draußen war die Kirche fast voll.

»Ich habe dich noch nie so glücklich gesehen«, flüsterte sie, als wir uns in die hinterste Bank setzten. Obwohl sie ebenfalls lächelte, sah ich plötzlich, dass in ihren Augen Tränen schimmerten. Sie wischte sich das Gesicht mit ihrem Ärmel trocken. »Ich kann kaum glauben, dass Stirling geheilt ist. Als ich gestern an seinem Bett saß, konnte ich sehen, dass es ihm viel besser ging, aber ich dachte, dass man nicht wirklich darauf hoffen kann ...«

Ich nahm ihre Hand und hielt sie fest. Sie ließ es zu. Aber die Leute sahen uns nun an, und ich rutschte über die Bank auf eine angemessene Distanz. »Maria?«

»Was denn?« Doch in diesem Moment läutete die Glocke im vorderen Teil der Kirche, und alle standen auf.

An diesem Tag war der Gottesdienst nicht langweilig und bedeutungslos. An diesem Tag sprach er mir aus der Seele.

Ich ging zusammen mit Maria nach Hause. Der Regen hatte aufgehört, und zurückgeblieben waren eine tröpfelnde Stille und eine ruhige Abendsonne. Ein Regenbogen krümmte sich über den Bergen im Osten, wo es jetzt erst regnete und der Himmel düster und grau war.

»Ich glaube, dass jetzt alles einen Sinn ergibt«, sagte ich plötzlich.

Sie lachte. »Was meinst du?«

Ich breitete die Arme aus, hob mein Gesicht zur Sonne hinauf und schrie: »Alles!«

»Hör auf damit, Leo. Du machst mir Angst.«

»Entschuldige. Ich meine, ich glaube an Gott und all das.«

»Oh ... gut ... Aber warum sagst du mir das? Du bist dein ganzes Leben zur Kirche gegangen.«

»Aber jetzt glaube ich an Gott. Das tue ich wirklich. Das war früher nicht so, aber ich habe mich geirrt. Es gibt einen Gott.«

»Daran habe ich schon immer geglaubt«, erwiderte sie sanft.

»Alles ergibt nun einen Sinn.«

»Nein, das tut es nicht.«

»Nein?« Jetzt war ich verwirrt.

»Nein. Nichts ergibt auch nur den geringsten Sinn, Leo. Aber das muss dich nicht daran hindern, an Gott zu glauben.«

»Wie meinst du das?«

»Nicht alles ergibt einen Sinn. Wenn du glaubst, dass alles einen Sinn ergibt, wirst du am Ende nur enttäuscht sein, wenn es das nicht tut.«

»Woher weißt du, dass nicht alles einen Sinn ergibt?«

»Sieh dich doch mal um.«

Ich gehorchte und spähte die Straße entlang.

»Ich meinte im übertragenen Sinn.«

»Alles ergibt einen Sinn«, beharrte ich. »Und ich fange an, ihn zu erkennen.«

»Eines Tages wirst du erkennen, dass das falsch ist, Leo. Es ergibt jetzt keinen Sinn. Das wird es, wenn wir eine andere Dimension erreichen, aber im Moment tut es das nicht. Du wirst es eines Tages einsehen. Warte nur ab.« Sie lachte wieder.

»Das glaube ich nicht. Alles gehorcht einer gewissen Ordnung, nur können wir sie nicht sehen.«

»Na schön, Pater. Willst du nun Priester werden?«

»Jetzt mach mal halblang! Du verlangst zu viel für einen einzigen Tag. Ich bin heute bereits zur Kirche gegangen.«

Wir bogen in die Gasse ab, die zur Seitentür führte und holten beide unsere Schlüssel heraus.

»Allerdings würde es mich davor bewahren, in die Armee eintreten zu müssen«, sagte ich, während ich die Tür aufsperrte.

»Leo!«

»Keine Sorge. Das war nur ein Witz ...«

Ein schwaches Weinen geisterte durch das Treppenhaus – es war ein so jämmerlicher Ton, dass unser Lachen sofort verstummte. Das Lächeln glitt von meinem Gesicht, bevor ich es aufhalten konnte. »Anselm weint«, sagte ich zu Maria.

»Das ist nicht Anselm.«

»Was? Das ist merkwürdig.« Wir gingen die Treppe hinauf. »Es muss eins der Kinder aus dem ersten Stock sein. Ich hoffe, es ist nichts Schlimmes.«

Als ich die Tür zu unserer Wohnung öffnete, brach das Weinen wie eine Welle in den Flur. Mein Magen krampfte sich zusammen, als ich begriff, dass es Stirling war. Wieso hatte ich das nicht gleich erkannt? Aber es klang überhaupt nicht nach ihm. »Was ist passiert?«, rief ich panisch, als ich zur Schlafzimmertür rannte.

Da war Stirling, der weinend seinen Kopf umklammerte. Daneben saß Großmutter, die versuchte, ihn zu trösten. Trotz seines stoppeligen Haars konnte ich sehen, dass sein ganzer Kopf rot und fleckig war. Er weinte so heftig, dass ihm der Speichel aus dem Mund lief und das Laken durchnässte.

Ich hastete zu ihm. »Was ist passiert?«, fragte ich erneut.

»Es ging ihm plötzlich wieder viel schlechter. Er reagiert auf nichts von dem, was ich sage. Geh und hol Pater Dunstan, Leo! Lauf!«

Ich versuchte, Stirlings Blick aufzufangen, aber das Einzige, was sich in seinen Augen widerspiegelte, waren Schmerz und Angst. Er schien mich nicht zu erkennen. Er stieß weiterhin dieses seltsame Wimmern aus – er hatte keine Kontrolle darüber, sondern konnte nichts weiter tun, als es einfach aus seinem Mund strömen zu lassen.

»Was fehlt ihm?«, fragte ich Großmutter. »Hat er Kopfschmerzen?«

»Lauf! Beeil dich!« Ich hetzte zur Tür hinaus. »Lauf!«, rief sie mir noch einmal nach.

Wir hatten das alles bereits durchgemacht. Wir konnten nicht an diesen Punkt zurückkehren. Ich hatte nicht die Kraft dafür. Aber ich rannte trotzdem, denn ich hatte keine Wahl.

»Stirling!«, versuchte Pater Dunstan mit scharfer Stimme, das Wimmern zu durchdringen. »Stirling, kannst du mich hören?« Er legte die Hand an Stirlings Schläfe.

Mein Bruder sah ihn einen Moment lang an. Dann krabbelte er rücklings in die Kissen zurück und schlug sich den Kopf am Bettgestell an. Er schien es nicht wahrzunehmen. »Nein! Tu mir nicht weh! Hilfe! Helft mir doch!« Es klang überhaupt nicht nach seiner eigenen Stimme. Aus seiner Kehle drang wildes Gekreische, und ich merkte, wie ich zusammenzuckte.

»Stirling, es ist alles in Ordnung. Ich bin es, Pater Dunstan.«

Während er sich immer tiefer zwischen die Kissen wühlte, schrie mein Bruder weiter.

»Stirling, dir wird nichts geschehen!«, sagte Pater Dunstan mit fester Stimme. »Dir wird nichts geschehen.« Er legte die Hände auf Stirlings Schultern, um ihn ruhig zu halten. »Sag mir – kannst du mich sehen?«

»Kann ich ... kann ich ...«, stöhnte Stirling wieder und wieder im Fieberwahn und warf dabei den Kopf hin und her.

»Kannst du mich sehen?«

»Bitte, bringt sie weg! Sie versuchen, mich zu erwischen!«

»Wer?«, fragte Pater Dunstan.

»Da! Seht doch! Da!« Stirling stieß plötzlich ein schrilles Kreischen aus.

»O Gott!«, entfuhr es mir. Meine Stimme klang wie die von jemand anderem, der weit, weit entfernt war, und eher nach einem Gebet als nach Blasphemie. »Ist er besessen?« Niemand wies mich zurecht.

»Kannst du mich sehen, Stirling?«, wollte Pater Dunstan wieder wissen. Mein Bruder murmelte irgendetwas über Geister, aber er schien ihn nicht zu hören. »Er halluziniert. Er weiß nicht, was er redet. Holt mir einen kalten Umschlag. Ich werde versuchen, das Fieber zu senken.«

»Seht doch!«, kreischte Stirling plötzlich. Er setzte sich abrupt auf und starrte mit wildem Blick in eine Ecke des Zimmers. »Seht doch! Warum ist sie hier?«

»Wer?«, fragte Pater Dunstan.

»Diese Frau – seht ihr sie denn nicht? Sie greift nach mir! Da!« Mit einem weiteren Aufschrei beförderte er seine verdrehte Decke mit fliegenden Armen aus dem Bett.

Pater Dunstan hielt ihn fest, um zu verhindern, dass er mit auf dem Boden landete. Mit flachen Atemzügen, die selbst fast wie Schreie klangen, bäumte sich mein Bruder auf, um sich zu befreien.

»Stirling! Stirling! Beruhige dich!«, verlangte Pater Dunstan mit fester Stimme.

Zitternd reichte Maria dem Priester einen kalten Um-

schlag. Er presste ihn gegen Stirlings Stirn, obwohl mein Bruder immer noch versuchte, sich zu befreien. »Rettet mich! Sie streckt die Hand nach mir aus! Sie will mich schnappen – haltet sie auf!«

»Du bist in Sicherheit«, versicherte Pater Dunstan.

Stirling starrte gegen die Zimmerecke, ohne sich zu bewegen.

»Wo ist die Frau?«

Leise Schluchzer kamen aus dem Mund meines Bruders, während er ins Nichts starrte. »Sie sagt ... sie sagt ... sie sagt ...«

»Was sagt sie?«

»Sie sagt, sie sei meine Mutter – ein Geist! Bitte, rettet mich!« Er kreischte wieder los. Das Geräusch bohrte sich wie ein Messer in meinen Hinterkopf.

»Stirling!«, rief Pater Dunstan. »Deine Mutter ist kein Geist, und sie wird eines Tages zu dir zurückkommen. Stirling. Stirling.«

Mein Bruder wurde plötzlich ganz still und sah ihn an. Es herrschte atemloses Schweigen.

»Pater Dunstan?«, fragte er einen Augenblick später schwach und so laut keuchend, als ob seine Lungen durchlöchert wären.

»Stirling, kannst du mich sehen?«

»Ja.« In diesem Moment atmeten wir alle gleichzeitig aus.

»Hast du Wahnvorstellungen gehabt? Dir Dinge eingebildet?«

»War es ein Traum?«, fragte Stirling unsicher zurück.

»Ja – du bist in Sicherheit. Aber du bist krank.«

»Wer war die Frau?«

»Sie war nur ein Traum.«

»Sie war echt. Sie hat mit mir gesprochen. Sie hat ge-

sagt, dass sie mich mitnehmen wird, aber ich wollte das nicht.«

»Vielleicht kam es dir sehr real vor.« Pater Dunstan wirkte als Einziger von uns immer noch ziemlich gefasst. »Aber du bist in Sicherheit. Bleib für eine Weile still liegen. Sag mir, wie du dich fühlst.«

»Mein Kopf tut weh und mein Hals – hier.« Er zeigte kraftlos auf seine Kehle. »Und ich fühle mich krank. Ich bin zu heiß. Mein Kopf tut weh.«

»In Ordnung.« Pater Dunstan legte eine Hand auf seine Stirn. »Du hast Fieber.«

»Werde ich sterben?«

»Nein«, erwiderte Pater Dunstan, »nicht sofort.« Er sagte es spaßhaft, um Stirling zu beruhigen, aber der verstand nicht.

»Nicht sofort?« Mein Bruder riss die Augen auf. »Aber vielleicht bald?«

»Wir kennen den Willen Gottes nicht, Stirling, und wir könnten ihn auch nicht ändern.«

Ich hätte ihn in diesem Moment fast geschlagen, aber stattdessen ließ ich mich auf mein Bett sinken, um zu verhindern, dass ich in Ohnmacht fiel. Doch Stirling schienen seine Worte zu trösten.

Obwohl Maria bei ihm war, wollte Großmutter Stirling nicht für eine Sekunde aus den Augen lassen. Deshalb musste Pater Dunstan sich beeilen, als er uns seine Diagnose mitteilte. »Ich fürchte, dass es schlimmer um ihn steht, als ich gedacht hatte«, flüsterte er, während er die Tür hinter sich zuzog. »Halluzinationen sind ein Hinweis auf ein fortgeschrittenes Stadium der Krankheit.« Er machte eine Pause, als erwartete er, dass wir etwas sagten. Dann legte er die Hand an seine Stirn. »Auch wenn

er sich zwischenzeitlich gut erholt hat, ist dieser Rückfall sehr plötzlich erfolgt, und das ist für gewöhnlich ein schlechtes Zeichen. Ich kann nicht genau sagen, wie ernst sein Zustand ist. Er wird sich aber in jedem Fall rapide verschlechtern – darauf müsst ihr euch einstellen. Ich werde nach ihm sehen, so oft ich kann. Wenn ihr irgendjemanden kennt, der über medizinische Fachkenntnisse verfügt, dann zieht ihn unbedingt hinzu. Es wird in jedem Fall mehr nützen als schaden.«

»Danke, Pater«, sagte Großmutter, als sie sich sicher war, dass er nichts mehr zu sagen hatte. »Werden Sie noch eine Weile bleiben?«

»Natürlich. Mein Fehler tut mir sehr leid – ich dachte wirklich, dass ich mich geirrt hätte, als ich sagte, dass es das Stille Fieber sei. Es schien ihm so viel besser zu gehen. Aber verzweifelt nicht. Es gibt noch immer Hoffnung.«

Wir saßen alle um Stirlings Bett herum. Ich weiß nicht warum, aber wir taten es. Er lag so still und reglos da, dass wir nicht sagen konnten, ob er wusste, was um ihn herum vorging. Schleppende Unterhaltungen versandeten im Nichts, bis wir schließlich aufgaben und verstummten. Es war, als würden wir bereits Wache an seinem Sarg halten. Als mich dieser Gedanke durchzuckte, konnte ich nicht länger dort sitzen bleiben. Ich stand auf und verließ das Zimmer. Der Kreis und die düstere Atmosphäre waren damit durchbrochen, und Maria und Pater Dunstan machten sich zum Gehen bereit. Das Echo der Gespräche verhallte noch immer im Schlafzimmer, so als würde gerade eine Party zu Ende gehen.

»Alles in Ordnung, Stirling?«, fragte Großmutter. Er nickte. »Entschuldige, dass wir alle in deinem Zimmer waren, aber jeder wollte in deiner Nähe sein.«

»Das war gut ...« Stirling bereitete das Sprechen Mühe. Er sah aus, als wollte er noch etwas sagen, aber er tat es nicht. Großmutter ging in die Küche, um Essen zu machen. »Es hat mir gefallen ... dass alle hier waren ...«, sagte er schließlich.

»Das freut mich«, erwiderte ich.

»Ich hätte gern ... bei meiner Erstkommunion ... dass das Fest ...«

»So ist wie heute?«

»Ja ... dass alle hier sind.«

»Das werden sie«, versprach ich, und er lächelte schwach. »Fällt dir das Sprechen schwer, Stirling?«

»Nein ... nur das Denken.«

Ich zog den Stuhl an sein Bett. »Kannst du ... kannst du ... mir ... etwas vorlesen?«, murmelte er einen Moment später.

»Dir etwas vorlesen? Was soll ich dir denn vorlesen?« Er antwortete nicht. »Ist es dir egal? Die Bibel vielleicht?« Er nickte.

Möglicherweise war es der Nachhall von Pater Dunstans Anwesenheit, die mich das vorschlagen ließ. Oder vielleicht der Nachhall meines kurzen religiösen Wahns. Nur dass ich in diesem Moment dachte, dass Stirling gern etwas aus der Bibel hören würde. Das war der Grund, warum ich es vorschlug.

»Danke, Leo«, sagte er. »Ich weiß ... dass du ... sie nicht gern liest.«

Ich lächelte ihn an, dann nahm ich die Bibel aus der Nachttischschublade neben seinem Bett und schlug wahllos irgendeine Seite auf. »Das Buch Ekkle – Ekklesi –«, stammelte ich.

»Ekklesiastes?«

»Ja.« Ich setzte mich und begann zu lesen. »Die Worte

des Predigers, des Sohnes Davids, des Königs in Jerusalem: Dichtigkeit der Nichtigkeiten!«, spricht der Prediger. »Nichtigkeit der Nichtigkeiten, alles ist Nichtigkeit.« – Wie wahr«, sagte ich verbittert. »Wie unglaublich wahr.«

Als Großmutter wieder ins Zimmer kam, las ich Stirling noch immer vor. »Es gibt etwas Nichtiges, das auf Erden geschieht: Da sind Gerechte, denen es nach dem Tun der Ungerechten ergeht, und da sind Ungerechte, denen es nach dem Tun der Gerechten ergeht. Ich sage: Auch das ist Nichtigkeit.«

»Was liest du da, Leo?«, fragte sie. Ich hob die Bibel hoch, um es ihr zu zeigen. »Warum liest du Stirling nicht eine hübsche Geschichte vor? Lies doch aus einem der Evangelien.«

»Nein ...«, widersprach Stirling. »Leo ... liest gut vor.«

»Oh, es geht um das, was er vorliest.«

»Das Buch Ekkle...« Wieder stolperte ich über das Wort.

»Ekklesiastes?«, fragte sie. »Zumindest liest du die Bibel. Ich hoffe, du ziehst ein paar moralische Lehren daraus.« Sie bemühte sich noch immer verzweifelt, fröhlich zu klingen.

»Alles ist Nichtigkeit?«, fragte ich.

»Du bist noch nicht am Ende des Buchs angelangt. Kein Wunder also, dass es dich nicht besonders aufmuntert. Stirling, du solltest bald schlafen. Ich hab dir Suppe gekocht. Wirst du ein bisschen davon essen?«

Stirling schüttelte den Kopf.

»Das solltest du aber. Du musst wieder zu Kräften kommen.«

»Mir wird übel werden ...«, sagte er erschöpft. »Mir ist jetzt schon ein bisschen schlecht.«

»Iss trotzdem ein paar Löffel«, bat Großmutter.

»Das ist keine gute Idee«, warf ich ein.

»Ich habe dich nicht um deine Meinung gebeten, Leo.«

Stirling musste sich heftig übergeben, nachdem er die Suppe gegessen hatte.

Großmutter hatte das erwartet und bereits einen Eimer griffbereit. »Leo, bring ihn in den Hof und spül ihn aus.« Sie gab mir den Eimer. Stirling war immer noch ganz grau im Gesicht. »Und hol mir den anderen aus dem Küchenschrank, bevor du runtergehst.«

»Ich wusste, dass es eine schlechte Idee ist, ihm die Suppe zu geben«, sagte ich relativ gutmütig, als sie mir nach meiner Rückkehr vom Hof den anderen Eimer übergab.

»Das hilft jetzt nicht weiter!«

»Wie lange wird das noch so gehen?«, fragte ich mit etwas weniger gutem Willen, nachdem ich zum vierten Mal die Treppe hinaufgestiegen war.

»Entschuldigung«, krächzte Stirling, und ich fühlte mich sofort schuldig.

»Das war nur ein Scherz. Es macht mir nichts aus.«

»Warum, zur Hölle, können wir kein fließendes Wasser haben?«, fragte ich zum etwa zehnten Mal. Ich fuhr fort, meiner Großmutter genau zu erklären, was ich von unserer Wohnung hielt, während ich den Eimer auf den Boden knallte.

»Leo!«, ermahnte mich Großmutter. »Hör auf, so zu fluchen.«

»Und warum muss ich sie ausspülen, wenn er sowieso gleich wieder reinbricht? Es nimmt kaum Platz in den verdammten Eimern weg. Kann er sie nicht zweimal be-

nutzen, bevor ich sie runtertrage? Oder vielleicht kann er nach unten in den Waschraum gehen.«

»Leo!«, schrie Großmutter. »Verstehst du nicht, um was es hier geht? Es ist das Stille Fieber. Nein, er kann nicht nach unten gehen! Lieber Himmel – ich verzweifle noch an dir, Leo!«

»Ich ... könnte ...« Stirling versuchte aufzustehen.

»Bleib, wo du bist«, sagte Großmutter, ohne den Blick von mir zu nehmen. »Leo, geh nach unten und spül das aus.« Vor mich hin fluchend ging ich und knallte die Tür hinter mir zu. Ich war plötzlich völlig erschöpft und hatte nicht mehr die Kraft, freundlich zu sein.

Maria kam auf den Hof, als ich gerade den Eimer in den Gully leerte. »Hallo, Leo.« Ich nickte ihr zu. »Was machst du da?«

»Ich kippe Erbrochenes in einen Gully«, antwortete ich missmutig. Sie lächelte. »Das ist verdammt noch mal nicht komisch.«

»Entschuldige.« Ihr Gesicht war wieder ernst. »Es lag nur an der Art, wie du es gesagt hast. Brauchst du bei irgendwas Hilfe?«

»Bei was zum Beispiel?«

»Bei ... irgendetwas. Es muss schwer sein für dich und deine Großmutter, Stirling zu pflegen, und ich würde euch gern helfen.«

»Es ist doch erst ein Tag.«

»Stimmt, aber du siehst trotzdem müde aus.«

Ich seufzte. »Weißt du, wie oft ich dieses verdammte Ding jetzt schon ausgespült habe?«

»Ziemlich oft, schätze ich. Keine Ahnung.« Sie wollte sich nicht auf einen Streit mit mir einlassen. Ich wünschte, sie würde. Ich brauchte jemanden, den ich anschreien konnte.

»Ich auch nicht. Ich habe aufgehört mitzuzählen.« Ich ging zum Wasserhahn, ließ wieder Wasser in den Eimer laufen und kehrte zum Gully zurück, um ihn auszuleeren.

»Ich hätte dir dabei helfen können.«

»Warum, zur Hölle, solltest du Erbrochenes in einen Gully schütten wollen? Macht dir das Spaß, oder was?«

»Du hast kaum geschlafen, seit Stirling krank ist, Leo.« Sie stand noch immer da. »Sogar als wir dachten, dass es ihm besser geht, hast du nachts an seinem Bett gesessen. Ich mache mir Sorgen um dich.«

»Tja, dann bist du die Einzige, die das tut.«

»Richte deiner Großmutter aus, dass ich gern vorbeikomme und helfe, wo ich kann. Jederzeit, egal, ob am Tag oder in der Nacht. Wenn man seine Freunde nicht um Hilfe bitten kann, Leo, wen dann?«

Ich gab nun endlich nach und versuchte, sie als Entschuldigung anzulächeln, aber mit mäßigem Erfolg. Sie kam zu mir rüber und nahm mir den Eimer ab. Er war einigermaßen sauber, abgesehen von einem Fleck gelben Auswurfs dicht am Boden. Sie hob ihre Hand an mein Gesicht und strich mir das Haar aus der Stirn.

»Versuch, dich ein bisschen auszuruhen«, sagte sie und sah mich besorgt an. Ich bemerkte kaum, wie hübsch sie war.

Ich wurde morgens um vier von Stirlings Schreien geweckt. Ich schlief auf dem Sofa im Wohnzimmer, damit Großmutter in seiner Nähe bleiben konnte. Sie hatte mich gerade erst überredet gehabt, mich hinzulegen.

»Hilfe!«, schrie Stirling. »Helft mir!«

»Stirling«, sagte Großmutter. »Stirling. Stirling.« Genau wie Pater Dunstan, nur, dass ihre Stimme nicht ruhig klang. Ich stand auf.

»Was ist los?«, fragte ich verschlafen. Stirling schlug so wild um sich, als ob ein Dämon in ihm wäre.

»Bring ihn dazu, dass er aufhört, Leo«, flehte Großmutter. »Er wird seinen Zustand noch verschlimmern. Halt ihn fest.«

Sie klang so hilflos, dass ich Angst bekam. Ich ging zum Bett, kniete mich daneben und bekam Stirlings Arme zu fassen.

Er schrie wieder auf. »*Hilfe!*«

»Stirling. Ich bin es, Leo. Ich tu dir nichts. Du bist in Sicherheit.« Er lag still. »Ganz ruhig«, sagte ich. »Es ist alles in Ordnung.«

Plötzlich riss er einen Arm aus meiner Umklammerung nach oben, und sein Fingernagel kratzte über meinen Augapfel. Fluchend fasste ich in mein Gesicht und ließ seine Arme los.

Er schlug in die Luft, als wäre, knapp außerhalb seiner Reichweite, irgendetwas vor ihm. »Helft mir!«, schluchzte er. »Oh, helft mir! Hilfe! *Hilfe!*« Die Worte klangen so gedehnt und verzerrt, als ob er sie in einer anderen Sprache ausstoßen würde.

»Er halluziniert wieder«, sagte Großmutter.

»Nein!«, brüllte Stirling. »Nein! Hilf mir, Leo!« Er sah mich in diesem Moment direkt an, und sein Blick war so unheimlich, dass ich zurückwich. Er streckte mir die Hand entgegen. »Leo! Hörst du mich nicht?« Und er begann wieder zu wimmern.

»Ich bin hier. Was fehlt dir? Was stimmt nicht?«

»Mein Kopf! Hilf mir! Mein Kopf!« Weinend umklammerte er ihn mit den Händen.

»Hast du Kopfschmerzen?«, fragte ich. »Sag es mir, Stirling.«

»Mein Kopf wird zerbrechen! Mein Kopf! Oh!« Eine

Träne kullerte aus seinem Auge und landete mitten auf seiner Wange.

»Hilf mir, Leo! Großmutter!« Sie nahm seine Hand, und er klammerte sich schluchzend an ihr fest.

»Soll ich einen Umschlag für seinen Kopf holen?«, fragte ich.

»Ja«, antwortete Großmutter. »Ruhig, Stirling, ruhig.«

In dem Krug in der Küche war noch etwas Wasser. Ich schüttete ein bisschen davon auf ein Tuch, wrang es über dem Spülbecken aus und brachte es ins Schlafzimmer. Stirling hatte die Arme um Großmutter's Hals geschlungen und schluchzte noch immer. Sie nahm das Tuch entgegen und presste es gegen seine Stirn. »Hier«, sagte sie tröstend. Ich setzte mich ans Bettende und rieb mir die Schläfen. Ich benötigte unbedingt Schlaf – bevor ich mich hingelegt hatte, war mir nicht klar gewesen, wie müde ich wirklich war.

Etwas ruhiger geworden, legte Stirling sich wieder hin. Sein Weinen verebbte zu einem atemlosen Schluckauf. »Psst, Stirling«, sagte Großmutter leise. »Ruhig.« Mit einer plötzlichen Bewegung griff er sich wieder an den Kopf. Sie nahm seine Hand weg und legte sie zurück an seine Seite. »Es ist gut. Es ist alles gut.« Weitere Tränen sickerten aus seinen Augen und rannen seitlich über seine Wangen hinunter auf die Kissen. »Es ist gut.« Er hustete krampfartig und fasste nach ihrer Hand. »Alles ist gut.«

Ich stellte fest, dass ich mich irgendwann vornübergebeugt und den Kopf auf meine Knie gelegt hatte. Ich war dabei einzuschlafen. Ich richtete mich schnell auf, dabei schlurften meine Füße auf dem Boden, und die beiden drehten sich mir zu. »Pscht, Leo«, formte Großmutter mit den Lippen. Stirling starrte mich einfach nur an, so als

hätte er nicht die leiseste Ahnung, wer ich war. Ich stand auf und ging zum Fenster. Ohne nachzudenken, zog ich die Vorhänge auf, und gleißend helles Licht fiel ins Zimmer. Stirling legte die Hände um seinen Kopf und fing wieder an zu weinen.

»Leo!«, flüsterte Großmutter.

Ich zog sie hastig wieder zu. Stirlings knarrende Schluchzer kamen nun schneller und schneller, so als könnte er nicht atmen.

»Ruhig«, sagte Großmutter und tupfte ihm mit dem Tuch die Stirn ab. »Ganz ruhig.« Sie streichelte ihm über den Kopf. »Mein armer Stirling. Armer Junge.«

»Au – mein Kopf«, stöhnte er. »Es geht mir immer schlechter. Warum kann ich jetzt nicht einfach sterben?«

»Es wird alles wieder gut, Stirling«, beruhigte Großmutter ihn. »Du wirst nicht sterben. Bald bist du wieder gesund. Das Schlimmste wird bald vorbei sein. Es wird alles wieder gut.«

»Aber mein Kopf ...«

»Beruhige dich! Du machst die Schmerzen durch dein Weinen nur noch schlimmer. Konzentrier dich darauf zu atmen. Genau so. Atme ein ...« Er schnappte rasselnd nach Luft. »Atme aus. Ganz langsam.« Er griff wieder nach seinem Kopf, und wieder nahm sie seine Hand runter.

»Psch«, flüsterte sie wieder und wieder, so als wollte sie ihn in den Schlaf lullen. Seine schluchzenden Atemzüge gingen weiter, aber sie wurden langsamer, und er wurde ruhiger und schloss schließlich die Augen. Nachdem etwa eine halbe Stunde vergangen war, drehte Großmutter sich vorsichtig zu mir um. »Geh wieder schlafen, Leo«, flüsterte sie. Ich versuchte, den Kopf zu schütteln, aber sie drehte sich wieder zu Stirling, noch

bevor sie es sehen konnte. Also ging ich schließlich rüber ins Wohnzimmer und ließ mich schwer auf das Sofa fallen.

Überraschenderweise musste ich eingeschlafen sein, denn ich erwachte am frühen Morgen. Ich schleppte mich mühsam vom Sofa weg, und es fühlte sich an, als wäre ich aus dem Tod erwacht. Dann fiel mir wieder ein, warum ich hier war – Stirling war krank. Ich konnte ihn nebenan weinen hören. Ich stolperte ins Schlafzimmer.

Großmutter saß noch immer auf seinem Bett. »Leo, bleib für eine Minute bei deinem Bruder«, flüsterte sie. »Ich gehe kurz nach unten in den Waschraum.«

Ich rieb mir die Augen und setzte mich auf sein Bett. Stirling griff nach meiner Hand, und ich fühlte, wie fiebrig und trocken seine war. »Es ist alles okay, Stirling«, sagte ich verschlafen.

»Ich bin nur einen Moment weg.« Großmutter eilte hinaus.

»Leo!« Jemand rüttelte mich an der Schulter. »Wach auf.« Es war Großmutter. »Leo, du kommst zu spät zur Schule.«

Ich setzte mich auf. »Was ist los?« Ich lag halb auf Stirlings Bett, halb auf dem Boden; offenbar war ich eingeschlafen.

»Beeil dich. Sonst kommst du zu spät zur Schule.«

Ich stand auf. »Schule?«

»Ja. Es ist schon Viertel vor acht, und du hast noch kein Wasser geholt.«

»Kannst du das nicht machen?«

»Nein – ich kann es nicht tragen.«

»Ich auch nicht«, sagte ich benommen, aber ich musste es trotzdem holen.

Es war lächerlich, auch nur daran zu denken, zur Schule zu gehen, aber ich war so müde, dass ich kaum realisierte, was ich tat, bis ich dort war.

Sergeant Markey erwartete mich auf dem Vorhof. »Du bist fünfzehn Minuten zu spät, North.« Warum musste er alles mit solcher Lautstärke sagen?

»Ja.« Ich trat einen Schritt zurück.

»Geh rein und warte vor dem Büro des Colonels.« Ich schlenderte auf das Schulgebäude zu. »Beeil dich, North! Wir haben nicht den ganzen verdammten Tag Zeit!« Ich ging noch langsamer. »Komm hierher zurück, North!«, brüllte er. »Ich erwarte eine Entschuldigung für deine Verspätung.«

»Ich werde mich beim Colonel entschuldigen, wenn ich ihn treffe«, rief ich über meine Schulter und betrat die Schule.

Doch Sergeant Markey hatte heute Aufsicht, also war Sergeant Markey auch derjenige, der mich bestrafen würde. Das hatte ich natürlich vergessen. »Warum warst du so spät dran, North?«, fragte er barsch.

»Äh ... mein Bruder ist krank ... Ich habe nicht viel geschlafen ...«, murmelte ich.

»Das ist keine Entschuldigung.«

Ich erwiderte nichts.

»Das ist ganz und gar keine Entschuldigung!«

»Ich habe nicht behauptet, dass es eine verfluchte Entschuldigung wäre. Sie haben gefragt, warum ich so spät dran war, also habe ich Ihnen gesagt ...«

Er schlug mich, und ich prallte mit aller Wucht rücklings gegen die Korridorwand. »Du musst etwas Respekt lernen, North!« Seine Hand war nach dem Schlag noch immer erhoben. »Und zwar echten Respekt.«

»Den Teufel werde ich.« Ich drehte mich um und ließ ihn stehen.

»North!«, donnerte er. »Komm auf der Stelle zurück, North! Mein Gott, das wirst du bereuen!« Ich marschierte hinaus auf den Hof, und die Tür schnitt sein Gebrüll ab. Ich würde nicht zurückgehen.

Sobald ich außer Sichtweite war, legte ich die Hand an meine brennende Wange. Das würde einen hässlichen roten Fleck geben. Ich begann ihn laut zu verfluchen, und es war mir egal, ob mich jemand hören konnte. In diesem Moment gab es niemand, den ich mehr hasste als Sergeant Markey. Wütend stapfte ich die Straße hinunter und war schon auf halbem Weg zu Hause, bevor ich es realisierte. Großmutter würde Fragen stellen. Aber das ließ sich nicht ändern.

Ich traf Maria auf der Treppe.

»Was machst du hier, Leo?« Sie schaukelte das Baby in ihren Armen. »Ich dachte, du wärest in der Schule. Und was ist mit deinem Gesicht passiert?« Anselm fing an zu weinen.

»Dieser verfluchte Sergeant Markey«, sagte ich laut, um ihn zu übertönen.

»Was ...? Er hat dich geschlagen?«

Ich nickte. Vor Wut atmete ich noch immer schnell. »Ich bin einfach gegangen.«

»Aus der Schule? Wirst du keinen Ärger bekommen?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Vor ein paar Jahren haben sie einen Jungen rausgeworfen, weil er den Unterricht verlassen hat.«

»Es ist also ernst. Warum hast du es getan?«

»Was meinst du damit, warum ich es getan habe? Soll ich deiner Meinung nach einfach nur dastehen und es mir gefallen lassen?« Ich war noch lauter geworden.

»Pscht«, machte sie zu Anselm und wiegte ihn in den Armen. Und dann zu mir: »Sei nicht so aggressiv. Ich habe nicht behauptet, dass du einfach nur dastehen und es dir gefallen lassen sollst. Ich habe bloß gefragt, weshalb du gegangen bist.«

»Weil mir danach war.«

Sie wirkte besorgt. »Legst du es darauf an, dein ganzes Leben zu ruinieren, Leo?«

»Das musst ausgerechnet du sagen – die Rechtschaffenheit in Person, die mit fünfzehn schon ein Baby hat.«

Die Besorgnis erstarrte auf ihrem Gesicht. »Das ist unfair, Leo!« Ich sah zu Boden. »Das ist es also, wofür du mich hältst, oder? Für irgendso eine Schlampe? Ist es das, was du über mich denkst?«

»Nein ...«, setzte ich an. »Maria ...«

»Ich bin froh, dass ich jetzt weiß, was für eine hohe Meinung du von mir hast.«

»Es tut mir leid. Ich hab das nicht so gemeint.«

Sie drehte sich um und ging hinaus. Hinter ihr knallte die Tür ins Schloss.

Ich stapfte die Treppe hinauf.

»Leo, was tust du hier?«, fragte Großmutter scharf, als ich durch die Schlafzimmertür trat. »Und warst du das, den ich im Treppenhaus schreien und trampeln gehört habe? Ich hoffe nicht.« Ich gab keine Antwort, sondern ging durchs Zimmer und warf mich auf mein Bett. »Leo, was tust du hier?«, fragte sie noch mal. Stirling schlief mit dem Gesicht zur Wand. »Leo! Antworte mir!«

Ich antwortete ihr nicht, aber sie bombardierte mich weiterhin mit Fragen. »Ich habe die Schule verlassen!«, schrie ich schließlich. »Ich habe die Schule wegen dieses

Scheißkerls Markey verlassen. All seine Nachfahren sollen ihm in die Hölle folgen.« Ich sagte noch ein paar andere Dinge in der Art, bis sie mich unterbrach.

»Leo!«, sagte sie warnend. »Wage es nicht, so zu reden! Und was meinst du damit, dass du die Schule verlassen hast? Warum? Warum hast du die Schule verlassen?« Ich schloss die Augen, aber sie hörte nicht auf. Am Ende wurde wieder mal ein Streit daraus.

»Oh, Leo! Warum machst du mir nur so viel Kummer? Du solltest dich glücklich schätzen, dass du nicht krank bist, so wie der arme Stirling. Warum kannst du nicht einfach all das Gute in deinem Leben sehen, anstatt immer so missmutig und ...«

»Missmutig?« Ich stand auf.

Der dumpfe Aufschlag meiner Stiefel auf dem Boden weckte Stirling, und er drehte sich mit einem angsterfüllten Keuchen zu uns um. »Was ist passiert, Großmutter?«

»Es ist alles in Ordnung, Stirling. Ich bin bei dir.«

»Was ist los?« Er fasste sich an die Kehle. »Mein Hals tut weh.«

»Du nennst mich missmutig?«, fuhr ich fort. »Tja, ich ...«

»Leo, halt den Mund!«, befahl mir Großmutter scharf. »Niemand will dir zuhören. Du bist jetzt nicht wichtig. Stirling ist wichtig, denn er ist krank. Ich habe nicht die Zeit, dich wie ein Baby zu hätscheln.«

Ich marschierte zur Tür. »Und ich habe keine Lust, mich von dir so herablassend behandeln zu lassen!«

»Au ... mein Kopf!«, stöhnte Stirling heiser. »Großmutter? Großmutter!«

»Es ist alles gut, Stirling«, sagte sie. »Pscht.«

Als ich durch die Tür zurück ins Treppenhaus ging,

begann Stirling wieder vor Schmerz zu schreien. Ich fühlte mich schuldig. Weil mir in diesem Moment mein Zorn wichtiger war als er.

Ich wollte in die Berge gehen, um nach der Blutblume zu suchen. Aber jedes Mal, wenn ich einen Schritt durch die Haustür machte, hatte ich das Gefühl zu fallen. Schließlich ging ich wieder hoch, betrat leise die Wohnung und setzte mich an den Tisch, um Stirlings Schreien zu lauschen.

Solange er schrie, wusste ich, dass er lebte. Er hörte bis abends um sechs nicht auf.

»Leo, ich muss mit dir reden«, sagte Großmutter am nächsten Abend. Ich war auch an diesem Tag nicht zur Schule gegangen, und sie hatte nicht versucht, mich dazu zu zwingen. Wir saßen bei Stirling, der sich unruhig im Schlaf hin und her wälzte, das Gesicht rot und aufgedunsen vom Fieber.

»Worüber?«, fragte ich.

»Über Verpflichtungen. Weißt du, jeder hat irgendeine Verpflichtung. Meine zum Beispiel ist es, für dich und Stirling zu sorgen. Marias ist es, für den kleinen Anselm zu sorgen. Oder im Fall von Pater Dunstan ist es seine Verpflichtung ...«

»Ich verstehe schon.«

»Manche Menschen haben Verpflichtungen, die ihnen vielleicht nicht unbedingt gefallen, aber trotzdem kommen sie ihnen nach. Du, Leo, hast die Verpflichtung, die Schule zu besuchen und nicht in Schwierigkeiten zu geraten oder hinausgeworfen zu werden. Du hast mir und Stirling gegenüber die Verpflichtung, uns zu helfen, wenn wir dich brauchen. Verstehst du das? Menschen können ihre Verpflichtungen nicht einfach ablegen,

stimmt's? Denn dann würde das Chaos über uns hereinbrechen. Deshalb will ich, dass du morgen ohne zu murren wieder zur Schule gehst. Einverstanden?«

Ich gab keine Widerrede.

Nachdem wir eine Zeitlang geschwiegen hatten, fragte ich: »Denkst du, dass es Stirling besser geht?«

»Nein, ich fürchte, es ist schlimmer geworden.« Wir beobachteten ihn. Er drehte sich um und murmelte etwas. »Ich habe solche Angst, dass er sterben wird, Leo«, sagte sie plötzlich.

»Leise. Er wird dich hören.«

»Ich könnte nicht weiterleben, wenn wir unseren kleinen Stirling verlieren würden.«

»Das werden wir nicht. In einem Jahr werden wir auf das hier zurückblicken, und es wird nur noch eine Erinnerung sein. Es wird uns nicht mehr real vorkommen – nicht mehr so wie jetzt.«

»Du hast Recht«, stimmte sie zu – doch sie weinte dabei. »Ich kann es nicht ertragen, ihn so leiden zu sehen. Aber ich habe nicht die Macht, etwas dagegen zu unternehmen. Er ruft nach mir, damit ich ihm helfe, und ich kann es nicht.«

»Das weiß er.«

»Aber stell dir ...« Ihre Worte kamen als unkontrolliertes Wimmern heraus. Sie holte hörbar Luft, um sich zu beruhigen. »Stell dir doch mal vor, welche Schmerzen er haben muss. Wenn er wach ist, schreit er die ganze Zeit über nach Hilfe.«

»Schmerzen wie diese sind schnell vergessen. Es haben schon viele Menschen das Stille Fieber gehabt.«

»Das stimmt.« Seufzend tupfte sie sich die Augen ab. »Ich mache mir nur deshalb solche Sorgen, weil ich so müde bin.«

»Ich kann heute Nacht bei ihm sitzen, Großmutter«, sagte ich. »Du solltest etwas schlafen.«

Aber Stirling schrie die ganze Nacht durch, sodass am Ende keiner von uns zum Schlafen kam. »Es ist ein Segen, dass er bald nicht mehr fähig sein wird zu sprechen«, brummte ich am nächsten Morgen in Gedanken an das nächste Stadium der Krankheit.

»Leo!«, rief Großmutter, und da erinnerte ich mich, dass es mein Bruder Stirling war, über den ich da redete.

»Ich habe das nicht so gemeint«, stieß ich völlig entsetzt hervor. »Ich habe das überhaupt nicht so gemeint.«

Ich ging nicht zur Schule. Sie schien zu müde zu sein, um es auch nur zu erwähnen.

An diesem Nachmittag verlor Stirling seine Stimme. »Das ist vollkommen normal«, sagte Pater Dunstan. »Es heißt, dass diese Krankheit irgendetwas mit den Stimmbändern anstellt. Deine Stimme wird zurückkehren, Stirling.«

Ich saß an seinem Bett, während Großmutter in der Küche das Abendessen vorbereitete. Mein Bruder starrte mich an, während ihm die Tränen über die Wangen liefen und seine Augen ängstlich zuckten. »Was ist los, Stirling? Warum weinst du?« Er öffnete und schloss den Mund, aber das einzige Geräusch, das herauskam, war das Pfeifen seines Atems. »Tut dir der Kopf weh?« Er nickte. »Der Hals auch?« Mit einem tonlosen Schluchzen nickte er wieder. »Durch das Weinen wird es schlimmer.«

Er ließ den Kopf zurück auf die Kissen sinken, hörte aber nicht auf zu weinen.

»Ist dir schlecht?« Er nickte. »Was sonst noch?« Er legte eine Hand auf seine Brust. »Tut dir die Brust weh? Dein Herz? Deine Lungen? Fällt dir das Atmen schwer?« Er nickte wieder.

Die Stille schien mein Gehirn zu zerquetschen. Ich hatte Stirlings ständiges Schreien gehasst, aber es war besser gewesen als das hier. Wenn ich nicht an seiner Seite blieb, würde ich noch nicht mal merken, wenn er tot wäre. »Ich werde dir etwas vorlesen«, schlug ich vor. »Dann wirst du keine Angst mehr haben.«

Ich holte das schwarze Buch. Bei jedem Schritt durch das Zimmer betete ich, dass mehr hineingeschrieben worden war. Ich sah, dass meine Hände zitterten, als ich es aufschlug. Da war ein neuer Abschnitt, der über ein paar Seiten ging. »Soll ich es dir vorlesen?«

Stirling gab keine Antwort, aber er beobachtete mich, noch immer weinend. Ich begann und versuchte dabei, meine Stimme ruhig klingen zu lassen. Diese Geschichte handelte nicht von Aldebaran. Sie war zu dem Mädchen zurückgekehrt; zu diesem Mädchen, von dem Stirling gesagt hatte, dass sie eine englische Verwandte von uns sei. Die Tage, an denen wir zuvor in dem Buch gelesen hatten, schienen jetzt bereits Jahre zurückzuliegen. Ich rieb mir die schmerzenden Augen und begann zu lesen.

Als es neun Jahre alt war, erwachte das kleine Mädchen plötzlich aus einem Traum. Und als es sich aufsetzte, war seine Großmutter neben seinem Bett. Emilie hatte früher oft hier gegessen, während ihre Enkeltochter eingeschlafen war, deshalb erschien es dem Mädchen jetzt nicht seltsam, sie hier zu sehen. »Großmutter!«

»Anna«, sagte Emilie.

Das Mädchen hatte an diesem Nachmittag lange an ihre Großmutter gedacht und an die Tage, an denen sie ihr die ersten Tanzschritte beigebracht hatte. An diesem Nachmittag hatte sie ihre Ballettschuhe weggepackt. Es gab niemanden, der den Unterricht jetzt noch bezahlen konnte.

Sie hatte geglaubt, dass es ihr nichts ausmachte, bis sie jetzt ihre Großmutter neben sich sitzen sah.

Anna begann zu weinen. »Sie wollen, dass ich das Tanzen aufgebe.«

»Hör mir gut zu«, antwortete Emilie. »Du darfst es niemals aufgeben.«

Irgendwo jenseits der Dächer schlug gerade eine Kirchturmglocke drei, und Anna setzte sich im Bett auf. Es war niemand da.

Sie stand auf und machte das Licht an. Sie holte ihre Schuhe wieder hervor und zog sie an. Dann begann sie zu tanzen.

Plötzlich stand ihre Mutter in der Tür. »Was machst du da?« Sie hielt das Mädchen am Arm fest. »Antworte mir, Anna.«

»Ich möchte tanzen.«

Annas Mutter hielt weiterhin ihren Arm umfasst, während sie sich nach unten beugte und ihr ins Gesicht sah. »Hast du geweint, mein Engel? Da sind Tränen auf deinen Wangen.«

»Großmutter war hier. Sie saß dort neben dem Bett und hat mit mir gesprochen.«

Ihre Mutter ließ ihren Arm los und starrte sie an. Anna konnte sehen, wie sich die Augen ihrer Mutter bewegten, als ob sie versuchte, in ihren eigenen zu lesen. »Vielleicht war es nur ein Traum«, meinte Anna. »Aber sie hat mir gesagt, dass ich nicht aufhören soll zu tanzen. Bitte, lass mich weitertanzen.«

»Für wie lange?«, fragte ihre Mutter. »Noch ein weiteres Jahr Unterricht?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Für immer.«

In dieser selben Nacht konnte der Junge nicht einschla-

fen, deshalb ging er durch das dunkle Haus in die Bibliothek, wo noch immer Licht brannte.

Aldebaran saß mit einem Stapel Bücher vor sich an einem Tisch, doch er sah auf, als der Junge eintrat. »Es ist spät«, sagte er. »Schon nach drei, und du solltest längst schlafen.« Lächelnd schob er die Bücher beiseite. »Erzähl mir, was dich bedrückt, Ryan.«

»Onkel?«, begann der Junge. »Das Land, in dem ich früher gelebt habe – meine Heimat –, ich glaube, ich habe es inzwischen fast vergessen.«

»Du darfst es nicht vergessen.« Aldebaran stand auf.

»Das weiß ich.«

»Komm«, bat Aldebaran. »Komm hier rüber.« Er nahm ein aufgeschlagenes Buch vom oberen Ende des Stapels und blies die Tinte trocken. »Ich werde dir eine Geschichte vorlesen.«

»Was für eine Geschichte?« Der Junge zog sich einen Stuhl an den Tisch.

»Sie heißt *Die Goldene Regentschaft*. Dies ist das letzte Kapitel.«

Aldebaran senkte den Blick auf das Buch. »Der Verrat an der königlichen Familie«, las er.

Ich brach ab und sah Stirling an. »Das hier kennen wir schon. Der Teil, der jetzt kommt, ist das letzte Kapitel von Vaters Buch. Möchtest du wirklich, dass ich es dir vorlese?« Er nickte kraftlos. Obwohl die Tränen auf seinem Gesicht nun langsam trockneten, fingen sie noch immer das Abendlicht ein.

»Okay«, sagte ich. »Dann lesen wir es. Kann sein, dass ich das meiste sowieso schon vergessen habe, und ich würde es gern noch mal hören.« Aber in Wahrheit hätte ich es ihm auswendig aufsagen können.

*König Cassius der Erste hatte einen Ratgeber namens Marcus Kalitz, dem er uneingeschränkt vertraute. Kalitz kannte alle Geheimnisse des Landes. Eines Nachts wachte König Cassius auf, und da stand Kalitz mit einem Dolch in der Hand in seinem Schlafzimmer. Er wurde aus den Diensten des Königs entlassen. Doch Kalitz beharrte weiterhin auf seiner Behauptung, ein Geräusch gehört zu haben, dem er nachgegangen sei, weil er befürchtete, jemand könnte in die Burg eingedrungen sein. Man fand niemals heraus, ob Kalitz den König in jener Nacht hatte töten wollen, doch von diesem Zeitpunkt an waren die beiden verfeindet, genau wie anschließend ihre Familien. Und der alte Hass zwischen den Kalitz' und den Donahues entbrannte aufs Neue.*

*Fünf Jahre später wurde dem König und der Königin ein Sohn geboren, und noch im selben Monat brachte auch Marcus Kalitz' Gemahlin Celine einen Sohn zur Welt. Der Sohn des Königs erhielt ebenfalls den Namen Cassius, und Kalitz nannte den seinen Luden.*

*Obwohl er noch jung war, wurde der König krank und genas nicht mehr. Mit seinem Tod wurde sein Sohn im Alter von zehn Jahren König Cassius II. Während dieser Zeit der Instabilität herrschte große Angst vor einer Revolution. Der Geheimdienstagent Lord Aldebaran verschaffte sich heimlich Zugang zum Familiensitz der Kalitz' auf der Heiligen Insel.*

*Talitha, die Leiterin des Geheimdienstes, erklärte Aldebaran, dass er auf die Heilige Insel geschickt würde, um Marcus und Celine Kalitz zu beobachten. Doch die beiden kannten seine wahre Identität. Sie hassten die königliche Familie leidenschaftlich, aber obwohl Aldebaran für die Regierung des Königs arbeitete, behielten sie*

ihn bei sich. In Wahrheit war er derjenige, der beobachtet wurde. Talitha hatte Aldebaran aus einem einzigen Grund auf die Heilige Insel geschickt: Sie wollte ihn in weiter Ferne und gut bewacht wissen.

Talitha arbeitete im Verborgenen mit der Rebellen-  
gruppe zusammen, die es sich zum Ziel gemacht hatte,  
den König zu stürzen. Doch als Leiterin des Geheim-  
dienstes war sie gleichzeitig für die Jagd auf die Anführer der Rebellen verantwortlich. Ohne Aldebaran war es einfach, das Land von jedem zu befreien, der ihr im Weg stand. Viele der einflussreichen Königstreuen, die für den Geheimdienst arbeiteten, starben während der folgenden Jahre in gefährlichen Operationen und unter verdächtigen Umständen. Viele verschwendeten Zeit, indem sie, in weite Ferne auf sinnlose Missionen entsandt, in die falsche Richtung sahen. Eine Atmosphäre der Angst legte sich über das Land. In der Zwischenzeit baute Marcus Kalitz eine Armee auf und einen Diktator – seinen Sohn Luden.

Nun wusste Anneline, Marcus Kalitz' Tochter, nichts von den Plänen ihrer Familie. Sie lernte den jungen König auf einem Ball kennen, und sie verliebten sich. Als sie vierzehn war, verlobten sie sich. Von diesem Tag an hasste Luden seine Schwester.

Anneline verdächtigte ihre Familie, ein Komplott zu schmieden, doch sie wusste nicht, worum es dabei ging. Sie entdeckte den Silberadler, einen antiken und mächtigen Glücksbringer, im Besitz ihres Vaters und übergab ihn dem Lord Aldebaran. Anneline wusste, dass Aldebaran Gefahr von ihrer Familie drohte, und sie riet ihm zu fliehen. Im Gegenzug übergab er ihr eine Prophezeiung, die ihm als Vision erschienen war.

Kurz vor Annelines Vermählung gelang Aldebaran die Flucht aus dem herrschaftlichen Haus der Kalitz' und

*damit aus den magischen Fesseln, mit denen Talitha ihn dort angekettet hatte. Obwohl seine Klugheit die ihre übertraf, konnte sich Aldebarans Macht nicht mit der Talithas messen. Sie fasste ihn, und zusammen mit ihren Verbündeten verbannte sie ihn aus dem Land.*

*Der König heiratete Anneline Kalitz, die schön war und gut. Ihnen wurde ein Sohn geboren, und auch er erhielt den Namen Cassius. Er wäre später König Cassius III. geworden. Vom ersten Tag an hatte der Junge die Augen eines Königs, und das Volk liebte ihn. Als Anneline das erkannte, begann sie zu ahnen, dass sich Aldebarans Prophezeiung erfüllen würde, deshalb ließ sie sie zu einem Buch binden, wie man es früher mit allen Prophezeiungen getan hatte.*

*Der Silberadler besaß große Macht; die Macht der Freiheit. Aldebaran wusste, dass er um jeden Preis geschützt werden musste. Er war Teil seiner Prophezeiung, und wenn Luden ihn fände, würde er ihn zerstören. Also versteckte Aldebaran den Talisman an einem Ort, wo ihn niemand aufspüren konnte.*

*Nach dem Tod seines Vaters war Luden Kalitz noch erbitterter entschlossen, die Macht an sich zu reißen. Es gab viele, deren Loyalität er erkaufen konnte. Er baute Fabriken für die Massenherstellung ausländischer Schusswaffen – Waffen, wie man sie in dieser Welt nie zuvor gesehen hatte. Er hatte sie von irgendwo weither ins Land gebracht und einige der klügsten Wissenschaftler beauftragt herauszufinden, wie sie funktionierten.*

*Eines Nachts erstürmte Luciens Armee die Burg. Es gab niemanden, der den ausländischen Waffen standhalten konnte. Auf Luciens Befehl hin ermordeten seine Soldaten den König und die Königin, die Luciens eigene Schwester war. Aber als sie zu dem Prinzen kamen,*

*schreckten sie aufgrund der Prophezeiung zurück. Also brachten sie ihn stattdessen zu Luden. Luden wies Talitha an, den Jungen zu verbannen. Es wäre unklug gewesen, ein unschuldiges Kind zu töten, das vom Volk so sehr geliebt wurde. Deshalb wurde der Prinz nach England, wo auch Aldebaran war, ins Exil geschickt. Der Lord Aldebaran nahm den Jungen unter seine Fittiche, um ihn zu einem würdigen Regenten Malonias zu erziehen.*

*Luciens Armee übernahm die Kontrolle über das Land, und er selbst erklärte sich zum Reichsverwalter. Weniger als ein Jahr später nannte ihn seine Regierung bereits König Luden. Er wandte sich von der Prophezeiung ab, verwarf sie, als wäre sie ein Scherz, und gab vor, unbesiegbar zu sein. Doch vielleicht erinnerte er sich manchmal an sie, denn andere hielten sie noch immer für wahr. Sie bedeutete ein Risiko für ihn. Er wusste, dass etwas unternommen werden musste, um ihre Erfüllung zu verhindern, damit die Menschen ihre Träume vergessen und der Wirklichkeit ins Auge sehen würden.*

*Luden wusste von dem mächtigen Talisman in Aldebarans Besitz, und er schickte seine Soldaten nach England, um den Silberadler zurückzuholen. Doch sie konnten den Talisman nicht finden, und die Folter hatte keine Macht über Aldebaran. Talitha wurde für den Krieg gebraucht, den Luden nun gegen Alcyria führte, und sie durfte ihre Kraft nicht darauf verschwenden, vergeblich nach dem Silberadler zu suchen.*

*Dann tauchte ein Gerücht auf: Der Prinz war nie in die Verbannung geschickt worden – man hatte ihn in der Nacht von Luciens Machtergreifung zusammen mit seinen Eltern erschossen. Es gab Augenzeugen. Man hatte die Leiche eines Kindes gefunden, bei der es sich um die*

*des Jungen handeln könnte. Das Gerücht verbreitete sich wie ein Virus über das Land. Die Prophezeiung geriet in Vergessenheit. Die Menschen begannen, Luden als König zu akzeptieren. Sie hörten auf, die Rückkehr des Prinzen herbeizusehnen. Man hatte das Volk in die Knie gezwungen. Es hatte keine Waffen, kein Geld, keine Macht, und es hatte keine Hoffnung. Und nun stellt sich die Frage, wer dieses Gerücht im Umlauf gesetzt hat ...*

*Ich erzähle diese Geschichte so, wie sie sich mir darstellt, denn dies ist es, was ich von unserem Land glaube. Dies ist es, was ich gesehen habe. Diese Worte niederzuschreiben, ist mein gottgegebenes Recht, und ich werde nicht aus Angst verstummen. Ich werde alles opfern, was ich habe, und dazu zähle ich auch mein Leben, wenn es mein Schicksal sein sollte, es für diese Sache zu lassen. Der Prinz ist nicht tot. Er wird zurückkehren. Wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, weil die Goldene Regentschaft zu Ende gegangen ist. Die Erde dreht sich stetig vom Tag zur Nacht und wieder zum Tag, und wenn sich die Nacht über uns senkt, haben wir den Tag, dem wir freudig entgegensehen können, doch am Tag bleibt uns nur die Nacht. Und ich sage euch aufrichtig, dass die Eiserne Regentschaft begonnen hat.*

Zum Glück konnte ich diese Geschichte auswendig, denn schon seit einer ganzen Weile hatten die Tränen meine Augen blind gemacht. Ich holte leise Luft und blinzelte sie fort. Stirling wirkte in sich gekehrt, und es schien ihm nicht aufgefallen zu sein. »Ich habe die Seite verschlagen«, behauptete ich, während ich mich über das Buch beugte und darin herumblätterte. »Warte kurz.«

Dann las ich hastig weiter.

Aldebaran schloss das Buch. »Verstehst du diese Geschichte?«

Der Junge nickte. »Es ist die Geschichte meiner Familie.« Er stand auf und trat an Aldebarans Seite. »Wer hat sie geschrieben?«

»Mein Neffe, Harold North. Ich habe sie Kapitel für Kapitel mittels meiner Willenskraft kopiert. Du weißt ja, dass ich sehen kann, was er schreibt.«

»Er hat sie wie eine Legende geschrieben«, sagte der Junge. »Wie eine dieser alten Geschichten über Gut und Böse, die du mir früher immer erzählt hast.«

»Er hat sie auf diese Weise verfasst, weil er die Menschen dazu bringen wollte zuzuhören«, erklärte Aldebaran. »Er wird für dieses Buch leiden müssen, aber er hat es trotzdem geschrieben. Du weißt, dass diese Geschichte wahr ist. Du hast Lucien und seine Generäle und die mächtige Talitha gesehen. Du hast die Foltermale auf meinen Armen und Beinen gesehen.« Der Junge nickte. »Hier in England glaubte man früher, dass der König von Gott ernannt sei. Das stimmt nicht. Es ist nichts als Zufall, dass du als der Sohn des Königs von Malonia geboren wurdest. Doch in deinem Land gibt es Menschen, die dafür sterben würden, dich wieder auf dem Thron zu sehen, und zwar zum einen wegen der Prophezeiungen, die dich umgeben, und zum anderen, weil dein Vater und dein Großvater das Land gut regiert haben und diese Menschen schon lange unzufrieden sind mit Lucien. Ich spreche von Menschen wie Harold North. Sie sind bereit, für dich zu sterben, und du wirst ihnen im Gegenzug dein Leben geben.«

»Das ist der Grund, warum ich mich an Malonia erinnern muss«, sagte der Junge wissend.

»Morgen werde ich anfangen, dich zu unterrichten«, versprach Aldebaran. »Damit du nicht vergisst.«

Das letzte Licht des Tages schimmerte auf Stirlings Haar. Er schien nicht bemerkt zu haben, dass ich aufgehört hatte vorzulesen. Ich wischte mir mit dem Ärmel übers Gesicht und war fast froh darüber, dass er kaum mitzubekommen schien, was um ihn herum vorging. Einfach so loszuweinen wegen irgendeiner Geschichte über das Buch meines Vaters!

Es stimmte, dass er dafür gelitten hatte. Mit diesem letzten Kapitel war sogar der große Harold North zu weit gegangen. Sie hatten ein Kopfgeld auf ihn ausgesetzt und jedes royalistische Buch im Land verboten. Und hier waren wir nun, seine beiden Söhne, die er nicht mehr erkannt hätte, und lasen sein Manifest der Freiheit. Dies waren die letzten Worte gewesen, die er geschrieben hatte, bevor er uns für immer verlassen musste.

»Ich glaube, du hattest Recht.« Ich wischte mir wieder über das Gesicht und versuchte, die Tränen aus meiner Stimme herauszuhalten. »Aldebaran ist nicht gestorben, und der Prinz auch nicht. Falls diese Geschichte wahr ist, haben sie in England weitergelebt.«

Stirling hatte inzwischen seine Augen geschlossen, und ich wusste nicht, ob er mich hörte oder ob er schlief. Ich legte das Buch weg, nahm seine Hand und blieb still neben ihm sitzen, bis Großmutter zurückkam.

»Ich habe dich sprechen gehört«, sagte Großmutter, als sie mit einem Teller Suppe für Stirling hereinkam. »Hast du ihm eine Geschichte erzählt, Leo?«

Ich schüttelte den Kopf, dann ließ ich seine Hand los und stand auf. Stirling drehte sich kraftlos zu ihr um, als sie mich auf der Bettkante ablöste.

Sie versuchte, ihm Suppe einzulöffeln, aber er erbrach

sie sofort. Wir durchliefen dieses Prozedere etwa dreimal täglich, weil er bei Kräften bleiben musste. Er musste, sonst würde er die letzte Stufe der Krankheit nicht überleben, die Bewusstlosigkeit. Das war die nächste Stufe.

Als ich mit dem ausgespülten Eimer wieder nach oben kam, fragte mich Großmutter: »Wirst du zur Kirche gehen, Leo?«

»Was?« Ich versuchte, mein Gehirn zum Arbeiten zu zwingen.

»Wirst du zur Kirche gehen?«, wiederholte sie. »Um für Stirling zu beten.«

»Du kannst gehen. Ich werde bei ihm bleiben.«

»Nein, ich verlasse ihn nicht.«

»Pater Dunstan betet bei jedem Gottesdienst für Stirling.«

»Ich weiß, aber ... bitte, Leo, bitte, geh hin ...« Sie griff nach meinem Arm.

»Bei jedem Gottesdienst«, sagte ich noch einmal. »Morgens und abends.«

»Ich will, dass einer von uns da ist.«

Ich war zu müde, um zu gehen, und ich war zu müde, um zu streiten. Also ging ich.

Ich bekam nicht ein Wort von der Messe mit. Es war, als wäre ich von einer Glaswand umschlossen, die mich von jeder normalen Wahrnehmung abschirmte und alles seltsam, vage und traumartig machte. Nachdem der Gottesdienst vorbei war, blieb ich sitzen, während nach und nach alle anderen gingen.

»Ah, Leonard«, sagte Pater Dunstan, als er aus der Sakristei trat. »Ich wollte gerade bei euch vorbeikommen und nachsehen, wie es Stirling geht. Sollen wir uns bei dir zu Hause treffen?«

Ich nickte, ohne ihn wirklich wahrzunehmen, und erst

fünf Minuten, nachdem er gegangen war, begriff ich, was er gesagt hatte.

Ich schlenderte langsam zum rückwärtigen Teil der Kirche und blieb vor dem Ständer mit den Opferkerzen stehen. Vor meinen müden, tränenden Augen bildeten die Flammen diagonale Kreuze, die sich im Luftzug von der offenen Tür in die Länge zur Seite neigten. Draußen braute sich ein Sturm zusammen. In den engen Gassen fauchte der Wind und klatschte weggeworfene Zeitungen gegen den leeren Brunnen auf dem Platz. Die Tür knallte auf, dann wieder zu und krachte dabei gegen den Rahmen.

Dann herrschte für einen Moment Windstille. Ich nahm eine Kerze, zündete sie an und stellte sie für Stirling auf den Ständer – getrennt von den anderen, damit ich wusste, welche es war. Ich wollte mich neben die Kerzen knien, schätzte die Entfernung falsch ein, prallte mit dem Knie auf den Boden und musste einen Fluch unterdrücken. Schuld bewusst senkte ich den Kopf.

»Bitte, Gott, lass Stirling am Leben«, flüsterte ich so leise, dass ich nicht wusste, ob ich die Worte wirklich flüsterte oder nur dachte. »Bitte. Ich weiß, dass ich schlecht bin, aber soll er dafür bestraft werden? Ich schwöre, dass ich nie wieder fluchen werde, wenn du ihn weiterleben lässt. Ich werde jeden Tag zur Kirche kommen. Ich werde morgens und abends in der Bibel lesen. Ich werde alles geben. Ich würde mir die Arme und Beine abhacken lassen, wenn das der einzige Weg wäre, damit Stirling leben kann.« Einen Moment lang fühlte ich mich beklommen, so als wäre dieser Handel endgültig und es könnte wirklich passieren. Im nächsten Moment war ich vor Schuld wie gelähmt, dass ich den Wert meiner Arme und Beine höher schätzte als das Leben meines Bruders.

»Bitte ... ich werde alles tun«, flüsterte ich weiter. »Lass mich das Stille Fieber bekommen und sterben, wenn es sein muss, aber verschone ihn. Er ist der Gute von uns beiden. Er ist zu gut, um zu sterben. Erkennst du das denn nicht?« Ich wiederholte die Frage nun laut: »Erkennst du das nicht?« Aber da war nur Schweigen. Gott war zu weit weg, um mich zu hören. »Bitte lass ihn nicht sterben, um mich zu bestrafen.«

Ein plötzlicher Windstoß riss die Tür auf und schlug sie gegen die Wand. Die Kerzenflammen verbeugten sich tief und flackerten in perfekter Synchronie wieder hoch. Alle, bis auf eine. Stirlings Kerze, die neueste und höchste, die getrennt von den anderen und der Tür am nächsten stand, ging aus. Ein dünner Rauchfaden kräuselte sich nach oben, dann zerrte der Wind ihn mit sich fort. Ich starrte zu der leeren Stelle, wo die Flamme hätte sein müssen, dann stand ich auf und rannte zur Tür hinaus. Ich glaubte an böse Vorzeichen. Das tat ich wirklich, und es hatte keinen Sinn, mir vorzumachen, es wäre nicht so.

Nachdem ich mir vor lauter Hast den Ellbogen am Rahmen unserer Wohnungstür angeschlagen hatte, knallte ich sie hinter mir zu und rannte ins Schlafzimmer. Großmutter und Pater Dunstan drehten sich um und sahen mich an. Stirling lag reglos da.

»Er ist bewusstlos«, sagte Großmutter.

Ich stand da und starrte ihn keuchend und mit einer Hand unbewusst meinen tauben Ellbogen umklammernd an. »Komm und setz dich hin, Leonard«, forderte Pater Dunstan mich auf. »Du musst nicht erschrecken. Das ist ein normales Stadium der Krankheit.«

Für eine Sekunde hatte ich geglaubt, Stirling wäre tot. Nun kniete ich mich neben das Bett, legte ihm die Hand

vor den Mund und fühlte seinen Atem. »Wie lange wird es dauern?«

»Das wird vermutlich nicht so schnell vorübergehen«, erwiderte Pater Dunstan. »Alles, was wir tun können, ist warten.«

Schweigend saßen wir da und beobachteten Stirling. Genauer gesagt seinen Körper, denn wo auch immer sein Geist sein mochte, hier war er jedenfalls nicht. Stirling umgab eine seltsame Ruhe, und ich dachte, dass er träumte. Wann immer er sich ein kleines bisschen bewegte, sprang Großmutter mit einem leisen Schrei auf, nur um sich dann wieder hinzusetzen, sobald er in die Reglosigkeit zurückfiel.

Aus irgendeinem Grund war ich nicht besorgt. Die Gleichmäßigkeit von Stirlings Atem verlangsamte auch meinen eigenen. Ich konnte Pater Dunstans Uhr ticken und mein eigenes Herz schlagen hören, aber sonst nichts. Meine Gedanken schweiften zu anderen Dingen. Ich fing an, mir zu wünschen, dass Maria hier wäre. Aber sie hatte zuvor schon ein paar Einkäufe für uns erledigt und würde nicht noch mal vorbeikommen. Sie würde mich sowieso nicht sehen wollen. Warum hatte ich das zu ihr gesagt? Warum nur? Wie hatte ich das zu ihr sagen können? Ich kniff die Augen zusammen und presste die Fäuste dagegen, als ich daran dachte. Wie hatte ich das nur sagen können?

Als ich sie wieder öffnete, sah ich, dass Pater Dunstan mich beobachtete, und ich hörte auf, Grimassen zu schneiden. Er lächelte freundlich. »Mach dir keine Sorgen, Leonard. Es wird nicht für immer andauern.«

Ich fühlte mich in diesem Moment so schuldig, dass ich mir absichtlich vorstellte, Stirling wäre tot. Für immer gegangen. Ich würde allein zur Schule laufen.

Großmutter und ich würden allein den Gottesdienst besuchen. Falls jemand mich fragte, ob ich einen Bruder hätte, würde ich nein sagen müssen. Sein Bett würde leer sein, genau wie sein Platz am Esstisch, und in der Schule würde jemand anderer an seinem Pult sitzen.

Ich stellte mir vor, wie ich eines Tages aus dem Fenster meines Klassenraums sah und den Zug A der zweiten Klassenstufe beim Training im Hof beobachtete. Ich würde den Jungen sehen, dem schon seit einem Jahr die Schneidezähne fehlten, und den Neffen des Colonels mit den orange-braunen Sommersprossen und den, der ständig Streit suchte, obwohl er kleiner war als die anderen – wie immer würde ich sie alle sehen. Der Einzige, den ich – egal, wie sehr ich mich anstrengte – nicht sehen würde, wäre Stirling, denn Stirling würde nicht da sein. Stirling würde nie wieder da sein; er würde nur noch als Erinnerung existieren.

Mein Herz hämmerte gegen meine Rippen. Mit einem hastigen Blick auf ihn stellte ich fest, dass er immer noch atmete. Langsam, aber gleichmäßig. Ich presste mir die Hand aufs Herz und ließ ihn von da an nicht mehr aus den Augen.

Um Mitternacht stand Pater Dunstan auf, um Stirlings Puls zu messen. Wir saßen schon seit zwei Stunden im Dunkeln, aber das fiel mir erst jetzt auf. Niemand machte Anstalten, eine Lampe anzuzünden.

»Wie geht es ihm?«, fragte Großmutter.

»Schwer zu sagen«, meinte Pater Dunstan. »Das ist wirklich schwer zu sagen.« Dann setzte er sich wieder hin, und wir starrten Stirling weiter schweigend an.

Nach etwa einer halben Stunde wurden meine Lider allmählich schwer. Es tat weh, sie offen zu halten. Ich kämpfte erbittert dagegen an, dass sie mir zufielen.

Konnte ich meinem eigenen Bruder zuliebe nicht einmal eine einzige Nacht wach bleiben? Was, wenn er starb, während ich schlief?

Aber es half nichts. Ich dämmerte langsam ein, und niemand gab einen Laut von sich, um mich daran zu hindern; die Stille des Raums lullte mich zusammen mit Stirlings gleichmäßigen Atemzügen und der Dunkelheit in den Schlaf, und ich konnte die Augen einfach nicht länger offen halten.

Ich wachte auf, sah Stirling dort liegen und sprang auf die Füße. »Großmutter, warum hast du mich nicht geweckt? Wie geht es ihm? Schlechter?«

»Unverändert«, sagte sie. Er lag noch immer so reglos da wie zuvor. Großmutter hatte ihren Stuhl so nah wie möglich ans Bett gezogen und drückte ihm gerade einen kalten Wickel an die Stirn.

Im Schlaf hatte ich vergessen, dass Stirling krank war, und jetzt schlug mein Herz wieder rasend schnell. »Wo ist Pater Dunstan?«

»Er ist gegangen, um die Acht-Uhr-Messe zu halten. Er denkt, dass Stirling noch ein paar Tage in diesem Zustand sein wird.«

»Und was dann?«

»Ich weiß es nicht. Wir müssen einfach Geduld haben. Sitz still, Leo.«

Aber ich konnte nicht still sitzen. Resigniert vom Warten und stillen Beobachten war ich eingeschlafen. Ich war aufgewacht und konnte nun nicht einfach weiter warten. Ich hatte in dieser Nacht den letzten Rest meiner Geduld verloren. Ich fing an, im Zimmer auf und ab zu laufen. Dabei stolperte ich über einen meiner Stiefel, und Stirling runzelte kurz die Stirn.

»Leo, warum gehst du nicht zur Schule?«, fragte Großmutter.

»Zur Schule? Wie könnte ich zur Schule gehen?«

»Ich glaube, dass es gut für dich wäre. Aber sonst kannst du auch die Straße runterlaufen und Brot holen – unsere Vorräte sind aufgebraucht, und wir haben beide seit gestern Mittag nichts mehr gegessen.«

»Was ist, wenn sich Stirlings Zustand verschlechtert, während ich weg bin?«

»Dann schicke ich Maria los, um dich zu holen. Sie wird das machen – sie hat es selbst angeboten. Warum machst du dich nicht schon mal fertig, dann kannst du dich immer noch entscheiden.«

Ich hatte meine Uniform bereits an; ich war letzte Nacht in ihr eingeschlafen. Ich spritzte mir Wasser ins Gesicht, dann lief ich schnell zurück ins Schlafzimmer. »Vielleicht hat sich sein Zustand schon verschlechtert.« Ich betrachtete Stirling. Sein Gesicht war vom Fieber gerötet, aber das war es vorher auch schon gewesen.

»Pater Dunstan kommt nach der Messe vorbei. Er wird beurteilen können, ob es Stirling schlechter geht oder nicht.«

»Großmutter – ich weiß nicht, warum, aber ich bin furchtbar beunruhigt. Du weißt, dass ich diese Gabe habe. Deshalb gibt es vielleicht einen Grund, warum ich so beunruhigt bin.«

»Aber Pater Dunstan sagte ...«

»Hat Pater Dunstan auch die Gabe?«

»Leo, was sollen deine magischen Fähigkeiten Stirling nützen? Welchen Nutzen hat irgendwas, das du tun kannst? Was kannst du wirklich tun, um Stirling gesund zu machen? Vielleicht liegt er hier tagelang ohne Bewusstsein, bevor er aufwacht, und das Einzige, was wir

tun können, ist warten. Setz dich hin oder geh für eine Weile raus, aber bitte bemühe dich, wieder ruhig und vernünftig zu werden.«

Plötzlich weinte ich fast vor Wut, weil sie so uneinsichtig war. »Warum versuchst du vorzugeben, dass alles normal ist, Großmutter? Glaubst du im Ernst ...«

»Es gibt nichts, das du tun könntest, Leo!«

Doch sie irrte sich. Es gab etwas, das ich tun konnte. Ich konnte nicht hier sitzen und warten, aber ich konnte etwas anderes tun. Also machte ich mich auf den Weg.

Ich rannte. An etwas anderes konnte ich nicht mehr denken – ich rannte aus der Stadt hinaus und über den Friedhof. Am Tor waren keine Wachen, die mich aufhielten. Ich hastete weiter. Irgendetwas trieb mich hinaus in die Berge, um noch einmal nach der Blutblume zu suchen. Wenn man die Gabe besitzt, kann man sie nicht ignorieren.

Ich rannte immer weiter. Sogar als die Hänge steiler wurden, behielt ich mein Tempo bei und jagte bergauf und bergab in Richtung Horizont. Ich lief durch einen Fluss, und meine Stiefel saugten sich voll Wasser. Ich hetzte von Schlucht zu Schlucht auf der Suche nach einem Hinweis, der mir verraten würde, wo ich suchen musste. Aber ich fand keinen, und deshalb suchte ich in meiner Verzweiflung überall.

Meine Augen begannen, von der Jagd auf das Aufblitzen roter Blütenblätter, die nicht da waren, zu schmerzen. Ich suchte immer verzweifelter. Am Ende umkreiste ich dieselben Stellen wieder und wieder und zerteilte dabei ungeduldig die Grashalme. Plötzlich verharrte ich, denn mir wurde klar, dass es hier nichts zu finden gab. Und plötzlich ertrug ich diesen Ort nicht länger; ich wollte nur noch weg. Ich rannte den nächsten Abhang hinauf.

Von hier oben hatte ich eine weite Sicht. Ich wandte den Kopf und sah zurück – ich hatte mehrere Kilometer zurückgelegt. Die Knochen taten mir weh, und mein Kopf pochte vor Müdigkeit. Ich brach zusammen und starrte einfach in die Höhe.

Über mir schien die Sonne, und der Himmel war von einem unnatürlichen Blau, das so deckend und blendend war, als wäre er künstlich eingefärbt worden. Mir tat der Kopf vom Hinsehen weh, deshalb schloss ich die Augen und legte die Hand über mein Gesicht, um es vor der Helligkeit abzuschirmen. Erst jetzt bemerkte ich, dass mir der Schweiß auf der Stirn stand.

Ich hatte nicht die Kraft, wieder aufzustehen. Und plötzlich wollte ich es auch gar nicht. Solange ich ganz still lag, war alles unter Kontrolle. Wenn ich mich nicht bewegte, würde auch alles andere still bleiben. Irritiert von der Hitze und den Grashalmen, die sich in die Rückseiten meiner Arme drückten, lag ich einfach nur da ...

Ich öffnete die Augen und wusste nicht, ob ich geschlafen hatte oder nicht. Ein Vogel zwitscherte ganz in der Nähe. Als ich nach oben sah, entdeckte ich ihn – ein dunkler Schemen am Himmel. Er stieg auf, flog immer höher, bis er nicht mehr größer als ein Staubkorn war, dann war er verschwunden. War er geradewegs aus der Atmosphäre geflogen? Oder waren meine Augen einfach zu schwach, um ihn zu sehen? Es schien, als wäre er auf direktem Weg in den Himmel geflogen.

Das ließ mich an eine alte Geschichte denken, die Großmutter uns früher manchmal erzählt hatte. Über die kleinen Kinder, die starben. Ihre Seelen wurden zu Vögeln, damit sie zum Himmel hinauffliegen konnten. Ich erinnerte mich, wie sie zu uns gesagt hatte: »Sie stiegen

höher und höher, und die Welt wurde immer kleiner, bis sie sie nicht mehr sehen konnten. Sie flogen durch die Wolken, und sie waren frei. Sie vergaßen die Erde und all ihren Kummer dort, denn nun gingen sie nach Hause.« Das war Stirlings Lieblingsteil. »Stell dir mal vor, die Erde nicht mehr sehen zu können«, hatte er dann immer gesagt. »Stell dir das mal vor, Leo.« Er hatte sich nie vor dem Tod gefürchtet. Nie. Ich war derjenige, der sich fürchtete.

Meine Augen brannten von dem grellen Licht. Ich stand auf, aber die Tränen liefen weiter. Sie rollten über meine Wangen und durchtränkten meinen Hemdkragen. Ich versuchte, sie wegzuwischen, aber es kamen immer neue, und ich sank zitternd auf die Knie, schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte wie ein kleines Kind. Ich würde die Blutblume nicht finden – es war dumm von mir gewesen zu glauben, dass es mir gelingen würde. Stirling würde bewusstlos daliegen, bevor sich sein Zustand weiter verschlechterte und er schließlich starb – und ich würde zurückbleiben, und es gab nichts, was ich dagegen tun konnte. Ich holte schauernd Luft. Was zur Hölle war bloß los mit mir? Aber ich weinte weiter. Ich konnte einfach nicht aufhören.

Erst als ich keine Tränen mehr hatte, beruhigte ich mich. Ich öffnete die Augen und hustete jämmerlich. Das Gras vor mir schimmerte feucht. Durch mein langes Weinen war mein Magen wässrig und schwer geworden. Erschöpft kämpfte ich mich auf die Füße. Es hatte keinen Sinn, noch länger hier draußen zu bleiben.

Da erstarrte ich. Ich sah etwas. So als wäre sie meinen Tränen entsprungen, stand dort im feuchten Gras eine Blume.

Ich hörte auf zu atmen und starrte sie an. Sie hatte blutrote, sternförmige Blüten mit einer gelben Mitte; die Blätter waren dunkelgrün und von roten Adern durchzogen. Es war dieselbe wie auf den Bildern, die ich gesehen hatte. Es war dieselbe wie in den Beschreibungen, die ich gehört hatte. Es war, soweit ich das erkennen konnte, die Blutblume.

Ich setzte mich und starrte sie weiter an. Dann streckte ich die Hand aus und berührte sie. Sie stand wirklich hier vor mir – sie war die ganze Zeit hier gewesen.

Mein Herz schlug so schnell, dass ich es im Kopf hören konnte. Ich begann, die Erde um die Pflanze herum wegzuscharren, panisch vor Angst, sie zu verletzen. Dabei sah ich mich ständig nach allen Seiten um, für den Fall, dass sie sonst noch jemand entdeckt hatte, aber die Berge waren menschenleer. Ich grub schneller. Der Boden war so trocken, dass ich die Pflanze schon kurze Zeit später mitsamt den Wurzeln befreit hatte.

Meine Hände zitterten. Ich zog meine Jacke aus, legte die Pflanze hinein und deckte sie ganz vorsichtig zu, damit sie keines ihrer Blütenblätter verlor. Die Blütenblätter waren nämlich der Teil, der das Stille Fieber kurierte. Mit diesem Gedanken stand ich auf und rannte los.

Unser Wohnhaus sah irgendwie verändert aus, als ich darauf zustolperte. Das lag daran, dass ich verändert war. So müde und schmutzig ich auch war, fühlte ich mich trotzdem plötzlich wie ein unsterblicher Held – größer noch als der Lord Aldebaran. Ich hatte die Blume gefunden, die Stirling das Leben retten würde. Ich wickelte meine Jacke auseinander und überprüfte, dass sie nicht verschwunden war; dass es noch immer dieselbe Blume

war wie da draußen in den Bergen. Die Blätter waren schon dünn und welk, der Stängel war schlaff, aber die Blütenblätter waren unversehrt. Ich blieb für einen Moment still an der Haustür stehen, weil anschließend nichts mehr so sein würde wie zuvor, und dieser Gedanke machte mich benommen. Ich drückte die Pflanze an meine Brust und ging hinein.

Ich rannte wieder. Ich hatte geglaubt, müde zu sein, aber das stimmte nicht. Zwei Stufen auf einmal nehmend, jagte ich die Treppe hinauf. »Ich bin zu Hause«, rief ich. »Großmutter! Stirling! Ich bin wieder da!« Ich stürmte durch die Schlafzimmertür und rief dabei wie ein aufgeregtes Kind: »Seht mal! Seht, was ich gefunden habe!«

Dies war das ENDE

*Ich schließe das Buch und merke, dass ich für einen Moment lächle, als ich mich an diesen Tag erinnere. Auf dem Balkon wird es allmählich stiller. Die Lichter der Stadt verlöschen eins nach dem anderen. Die Musik ist gedämpfter, seit sie die Türen wegen des stärker werdenden Windes geschlossen haben. Ich stehe auf und gehe mit dem Buch in der Hand über den mondbeschiedenen Balkon.*

*Nachdem ich dies nun noch mal gelesen habe, erinnere ich mich an den Tag, an dem ich diesen Teil der Geschichte schrieb. Ich saß am Fenster und wusste, noch bevor ich mich umdrehte, dass jemand hinter mir stand. Ich legte den Füller weg und drehte mich lächelnd um. »Erinnerst du dich daran, Stirling?«*

*Aber was auch immer ich damals schrieb, es war nicht das Ende.*



**I**ch stolperte durch die Schlafzimmertür. Großmutter und Pater Dunstan waren beide im Zimmer, aber sie sahen Stirling an, sodass ihre Rücken mir zugekehrt waren. »Großmutter!«, rief ich. »Stirling! Seht nur, was ich gefunden habe.«

»Ruhig, Leo«, murmelte Großmutter, ohne sich umzudrehen. Ich stürzte in den Raum, öffnete die Hand und hielt ihnen die Blume entgegen.

»Stirling«, sagte ich nun etwas leiser, doch er antwortete nicht. »Stirling?«

Ich weiß nicht, warum ich es überhaupt versuchte. Er würde niemals antworten, egal wie laut ich sprach. Aber mein Gehirn hatte keine Kontrolle mehr über das, was ich tat. »Stirling?« Ich brüllte fast. »Stirling!«

»Hör auf zu schreien, Leo«, bat meine Großmutter. Und als sie das sagte, fing sie an zu weinen; sie drehte sich zu mir um, und sie sah nicht mehr aus wie sie selbst. Auch Pater Dunstan sah nicht mehr aus wie er selbst. Und ich war nicht mehr ich selbst. Der Einzige von uns, der noch immer wie er selbst aussah, war Stirling. Und er war tot.

Das ist der Grund, warum ich ›DAS ENDE‹ geschrieben habe. Weil es das Ende von allem war.

Ich stand auf und starrte zu Stirling rüber. Ich fiel auf die Knie und versuchte weiter, ihn zu wecken, weil mein Gehirn es noch immer nicht begriff. Aber mein Herz tat es und mein Magen und meine Lungen – sie alle hatten aufgehört zu arbeiten. Es war, als ob sie sich auflösten.

Stirlings Hände waren immer noch warm. So als ob er gleich aufwachen und mich angrinsen würde, mit seinen unregelmäßigen Zähnen und seinen Sommersprossen und seinem Bürstenschnitt, der heller war als seine Haut.

»Er sieht vollkommen ruhig aus«, sagte Pater Dunstan, der ebenfalls weinte. »Er hatte keine Schmerzen – er ist ganz friedlich eingeschlafen.«

Ich vergrub den Kopf in der Steppdecke und legte meine Hände auf die meines Bruders. Schließlich sagte ich: »Warum habt ihr mich nicht ...« Aber ich brachte den Satz nicht zu Ende und musste noch mal ansetzen. »Warum habt ihr mich nicht geholt?«

»Er ist erst vor einer Minute gestorben«, erklärte Pater Dunstan. »Er hat vor einiger Zeit mal nach dir gefragt, als er kurz wach wurde – wir haben Maria zu deiner Schule geschickt, aber du warst nicht da.«

»Erst vor ...«, flüsterte ich.

»Erst vor ein paar Minuten.«

Ich ließ das Bündel in meinem Arm los. Die Blume fiel zu Boden und blieb dort still liegen – das war es also. Ich rannte ins Wohnzimmer, packte einen Stuhl und schmiss ihn durchs Fenster. Das Glas zerbrach, und ich hörte von draußen Schreie, während er fiel.

»Leo!«, rief Großmutter mit verängstigter Stimme. »Leo – was tust du da?«

Pater Dunstan stand auf. Ich versuchte, den Tisch umzukippen, aber noch bevor ich es schaffte, rannte er auf

mich zu und hielt meine Handgelenke fest. Ich wollte ihn abschütteln, doch er ließ mich nicht los. »Beruhige dich, Leo!«, forderte er. »Es ist verständlich, dass du dich so fühlst – dass du das Bedürfnis verspürst, alles zu zerstören. Das ist vollkommen normal.«

Aber ich wollte nicht normal reagieren. Weil das hier nämlich keine normale Sache war; es passierte nicht jedem. Und das war der Grund, warum ich Pater Dunstan einen Fausthieb versetzte.

Ich wollte nicht so fest zuschlagen. Aber er stürzte rücklings auf den Tisch, sodass die Zeitungen wie Blätter im Wind zu Boden segelten. Eines der Tischbeine knickte ein, und der Tisch brach unter ihm zusammen.

»Leo!«, schrie Großmutter. »Leo!«

Der Priester stand auf, eine Hand auf dem Gesicht. »Es ist nichts passiert«, sagte er. »Mir geht es gut.« Er hatte mich losgelassen, und dann war ich auf einmal wieder im Schlafzimmer, und Stirling lag da so still, als würde er schlafen. Die Blume lag auf dem Boden; ich zertrat sie mit dem Fuß.

Und plötzlich wusste ich nicht, was ich tun sollte. Ich war meinem Zorn gefolgt wie ein Schauspieler seinem Drehbuch, weil ich nicht wusste, wie ich sonst reagieren sollte. Ich schlug die Hände vors Gesicht und drehte mich einmal um die eigene Achse. Anschließend fing ich an, gegen die Wand zu treten und zu schlagen, während mein Herz kalt und fassungslos war.

»Leo, hör auf!« Ich hörte Großmutter schluchzend nach Luft ringen. »Oh, Leo, Leo, tu das nicht.« Sie versuchte, mich umzudrehen, damit ich sie ansah. Ich schrie irgendetwas zurück, aber ich weiß nicht, was.

»Beruhig dich, Leo«, hörte ich Pater Dunstans Stimme. »Jetzt beruhig dich erst mal.«

Großmutter fiel neben der zertretenen Blume auf die Knie. »Leo ... ist das ...? Leo ...?«

Aber ich konnte nicht antworten.

»War das die Blutblume?«, fragte Großmutter. »Es war die Blutblume.« Ihr Gesicht war tränenüberströmt. »Leo!«, schluchzte sie. »Oh, Leo! Leo! Warum bist du nicht schneller gelaufen? Ach, wärest du doch nur schneller gelaufen.«

»Mrs. North«, sagte Pater Dunstan bestimmt. »Margaret. Niemand hat Schuld.« Großmutter klammerte sich mit gebeugtem Rücken weinend an ihn. »Niemand ist verantwortlich, weil niemand Gottes Willen ändern kann.« Und dann sprach er über die Anwendung der Blume, darüber, wie man sie erst hätte präparieren müssen; dass es sich vielleicht gar nicht um die Blutblume handelte und sie seiner Meinung nach die falsche Farbe hätte; dass es unter solch schwierigen Umständen leicht war, sich zu irren, bei dem was man sah.

Ich wollte ihn anschreien, so laut ich konnte, aber das würde noch immer nicht laut genug sein. Und ich hatte das Gefühl, dass es zu wenige Worte gab. Deshalb hörte ich einfach auf zu sprechen.

Ich sah Stirling an und wünschte mir, dass nur er und ich hier wären, ohne Großmutter's hysterisches Weinen und Pater Dunstans fehlgeleitete Weisheiten. Es waren zu viele Menschen hier. Ich konnte nicht denken. Ich brauchte Ruhe. Ich wollte sie auffordern, uns allein zu lassen. Aber ich sagte nichts. Endlich half Pater Dunstan Großmutter auf, sie gingen hinaus und schlossen hinter sich die Tür.

Ich sank neben Stirling aufs Bett und berührte sein Gesicht. Seine Haut wurde allmählich kühl. »Oh ... nein ... nein ...«, wisperte ich. »Stirling, warte.« Verzweifelt

zog ich die Decke um sein Gesicht, um ihn warm zu halten; um zu verhindern, dass seine Seele davondriftete. Aber sie war schon fort. Ich schlang ihm die Arme um den Hals und schluchzte. »Bitte, Stirling. Du kannst mich nicht verlassen. Ich werde sterben, Stirling, ich werde sterben.«

Ich umarmte ihn so fest, dass mein Herz gegen seine stille Brust schlug. Ich schloss die Augen und stellte mir vor, wie mein Herzschlag ihn zurückbrachte. Ich konzentrierte mich so sehr, dass alles andere davonglitt, und das Einzige auf Erden, was blieb, war mein Herzschlag. Ich atmete nicht, aber ich hielt auch nicht die Luft an. Das Einzige, was in dieser Welt noch existierte, war dieser eine Herzschlag. Dann sah ich mich selbst auf dem Bett mit Stirling in den Armen, und ich trieb davon. Ich starb – und er kehrte zurück!

Ich glaubte, mein Kopf wäre explodiert. Mein ganzer Körper zitterte, meine Zähne schlugen wie wild aufeinander. Ich stürzte zu Boden. Mein Gehirn hämmerte gegen die Schädeldecke, und ich streckte den Arm nach Stirling aus, aber er war zu weit weg.

Und es gab nichts, das ich tun konnte. Meine Gabe war nicht groß genug, um ihn zu retten.

Ich konnte mich nicht bewegen. Mein Gehirn konnte meinem Körper keine Befehle mehr geben. Ich schleppte mich ein kurzes Stück über den Boden, erreichte Stirlings Hand, umklammerte sie und blieb einfach dort liegen, während sie so hart und kalt wie Marmor wurde. Dann verlor ich das Bewusstsein.

Ich träumte, dass alles, was zuvor existiert hatte, sich im Nichts auflöste. Das Nichts ist allumfassender als die Dunkelheit. Es gab keine Erde mehr; nicht die Sonne,

den Mond oder die Sterne; keinen Himmel, keine Hölle; keine Engel, keine Dämonen; es gab keinen Gott – nur das Nichts.

Dann kam ich durch Großmutter Weinen wieder zu mir, und es war schlimmer als der Traum, denn es war die Wirklichkeit. Ich war wieder wach und spürte die Dielenbretter unter mir. Ich war noch immer hier, kauerte im kalten Tageslicht neben seinem Bett, und die Blume war zertreten, Stirling tot.

»Was ist passiert?«, fragte Großmutter und rüttelte mich an den Schultern. »Wir haben dich nur ein paar Minuten allein gelassen. Leo, was ist passiert?« Aber ich antwortete ihr nicht.

Ich fing nicht wieder an zu sprechen. In dieser Nacht wurde Stirling in einen offenen Sarg gelegt und zur Kirche getragen, damit wir dort die Totenwache abhalten konnten. Da war nichts zwischen ihm und den Sternen, als wir in stiller Prozession über den menschenleeren Kirchplatz gingen. In der Kirche standen wir alle schweigend um den Sarg herum. Fast die ganze Gemeinde war gekommen. Maria weinte den ganzen Abend lang – ich konnte sie auf der anderen Seite sehen –, und ich hasste sie dafür, weil ich selbst nicht weinen konnte. Ich stand einfach da, sah Stirling an, sprach nicht und dachte an nichts.

Ich musste Stirling ansehen. Sonst hätte ich es nicht für real gehalten. Ich hatte das Gefühl, als ob jemand fehlte, doch gleich würde er hereingerannt kommen, nach oben zu meinem Arm fassen und mich angrinsen. Aber wie könnte er das tun, wo er doch so still in diesem Sarg lag?

Während ich in Stirlings Gesicht blickte, sah ich mich für einen Moment selbst dort liegen. Ich glaubte, den

Verstand zu verlieren. Aber es war nur, weil er aussah wie ich. Ein Teil von ihm war wie ich. Ein Teil von mir war tot. Aber es fühlte sich nicht wie ein Teil an. Es fühlte sich wie mein ganzes Selbst an. Was war mir ohne Stirling noch geblieben?

Im Morgengrauen gingen wir nach Hause zurück, um uns für die Beerdigung umzuziehen. Er musste zwischen fünf Uhr morgens und Sonnenaufgang begraben werden. Ich fand, dass wir uns nicht daran halten, sondern ihm eine angemessene Morgenbestattung geben sollten, aber ich sagte nichts.

»Stirlings Seele ist schon im Himmel«, kam der übliche salbungsvolle Kommentar von Pater Dunstan. »Er sitzt bereits zu Gottes rechter Hand, egal, ob wir ihn nun vor oder nach Sonnenaufgang beerdigen – da bin ich mir sicher.«

»Zieh deine Armeeuniform an«, bat mich Großmutter. Sie weinte noch immer, und ihr lief die Nase wie bei einem Baby.

Fast hätte ich in diesem Moment gesprochen; fast hätte ich gebrüllt, dass Stirling es hassen würde, wenn ich meine Armeeuniform anhätte, aber ich beherrschte mich, ließ sie stehen und zog normale schwarze Sachen an. »Bitte, Leo. Stirling hätte es gefallen, dich adrett zu sehen – nicht so. Jeder wird denken, dass es dir egal ist.« Ich bohrte die Fingernägel in meine Handflächen, bis Blut floss, und schwieg weiter. »Bitte sprich mit mir, Leo. Warum bist du so still? Ich fühle mich so allein, und mir bricht das Herz.«

Ich drehte mich weg – es war ohnehin Zeit zu gehen.

Als ich versucht hatte, Stirling zurückzuholen, war mir alles entglitten und schien noch immer weit entfernt zu

sein. Mein Gehirn arbeitete nicht gut genug, um mir den Befehl zu geben, irgendetwas zu empfinden. Ich fühlte mich so betäubt, als wäre ich gar nicht real. So als wäre nichts real. Ich wollte unbedingt weinen, aber ich konnte nicht. Draußen in der Gasse rammte ich meinen Kopf an die Hauswand. Eine Sekunde lang war mir nichts mehr bewusst, außer dem Schmerz in meinem Kopf und der Dunkelheit, die meinen Blick vernebelte.

»Leo, was tust du da?«, schrie Großmutter und versuchte, mich festzuhalten. Ich hatte nicht gemerkt, dass sie aus der Tür gekommen war. »Leo! Hör auf!« Ich legte die Hand an meinen Kopf und ließ mich gegen die Wand sinken. »Du wirst dich noch verletzen.« Sie versuchte, meinen Blick aufzufangen. »Tu das nicht.« Ich schloss die Augen.

Sie hielt meine Hand, während wir zur Kirche gingen. Ich wünschte, sie würde es nicht tun. Sie verankerte mich damit in der Wirklichkeit. Aber ich weinte noch immer nicht. Je mehr Zeit vergeht, bevor man weint, desto schwerer wird es am Ende.

Ich hatte das Gefühl, als wäre das alles vielleicht nur ein Scherz. Oder ein Traum. Oder vielleicht hatten wir uns alle geirrt, und er atmete doch noch. Oder vielleicht bildete ich mir nur ein, dass er tot war, und er würde gleich die Straße heruntergelaufen kommen, seine Hand in meine legen, und wir würden zusammen zur Messe gehen – ich, Großmutter und Stirling. Aber er tat es nicht. Und in jeder Sekunde, die verstrich, ohne dass er es tat, hatte ich das Gefühl, als ob etwas Wichtiges verloren gegangen wäre, und ich durfte nicht aufgeben, bis ich es wiedergefunden hatte. Stirling war nicht da, wo er hingehörte. Er war allein in einem Sarg in der dunklen Kirche, nicht hier bei Großmutter und mir.

Wir standen neben dem Sarg, als er geschlossen wurde. Sobald die Sargträger den Deckel anhoben, hob ich die Hand, und sie warteten. Ich hatte nicht die Zeit gehabt, mich für immer von ihm zu verabschieden. Ich betrachtete weiter voller Verzweiflung sein Gesicht, aber Pater Dunstan gab den Männern ein Zeichen, und sie senkten den Deckel auf den Sarg. »Du wirst ihn nicht vergessen, Leo«, versprach er – aber das tat ich bereits.

Sobald das graue Licht der Morgendämmerung sich in dem indigofarbenen Himmel vor uns aufzulösen begann, zogen wir zum Friedhof. Pater Dunstan führte die Prozession an, gefolgt von den ausdruckslos dreinblickenden Sargträgern, dann kamen mit Großmutter und mir die einzigen Familienangehörigen. Es hätten noch andere Verwandte hier sein sollen, aber da waren nur wir zwei. Mutter und Vater waren weit weg, vielleicht tot; Aldebaran war tot, Großmutter's Eltern waren tot, Großonkel Harald war tot; und wenn Großonkel Harald eine Familie gehabt hatte, dann war sie, falls sie tatsächlich existierte, in England. Oder tot.

Es war ein stiller Trauerzug, wenn man von unseren gedämpften Schritten, Großmutter's leisem Weinen und dem rhythmischen Klimpern des Gefäßes mit dem brennenden Weihrauch absah. Er breitete seine Krallen über uns aus. Sein starkes Aroma brannte mir in der Kehle, in den Augen und in den Nasenlöchern. Die beiden Flammen auf den Kerzen der Messdiener erleuchteten schwach die neblige Dunkelheit vor uns. Jedes Mal, wenn irgendwer hustete oder zaghaft den Atem ausstieß, senkte sich anschließend das Schweigen umso erdrückender über uns.

Ich war wütend auf mich selbst, weil ich noch immer nicht begreifen konnte, was geschehen war. Stirling ist

tot, wiederholte ich ununterbrochen in meinem Kopf. Stirling ist tot. Stirling ist tot. Doch ich wiederholte es wie eine Verszeile und vergaß dabei seine Bedeutung. Ich hörte nicht auf, mich nach ihm in der Prozession umzusehen. Vielleicht ging er vor sich hin summend weiter vorne mit. Vielleicht würden wir ihn einholen.

Die Sargträger wurden langsamer, als wir den steilen Abhang erreichten, der hinunter zur Victoire-Brücke führte. Der Sarg neigte sich, und ich dachte an Stirling, der, eingeschlossen in seiner Finsternis, nach unten rutschte. Ich wünschte, ich könnte ihnen sagen, dass sie vorsichtig sein sollten.

Am Fuß des Hügels standen neben der Zenithar-Rüstungsfabrik zwei junge Soldaten, die sich lachend unterhielten. Als sie uns sahen, hörten sie abrupt auf, nahmen ihre Barette ab, drückten sie sich an die Brust und senkten die Augen zu Boden, während wir vorübergingen. Ich hasste sie plötzlich ganz schrecklich, denn sie waren wie ich, nur dass ihre Brüder nicht tot waren, und deshalb konnten sie einfach so lachen.

Einer der Soldaten sah hoch – auf seinem Gesicht verebbte noch immer das Lächeln –, und ich erkannte, dass es Seth Blackwood aus der Schule war. Erst fünf Minuten später begann ich mich darüber zu wundern, dass er eine Soldatenuniform trug und Wachdienst für die Armee leistete, aber da hatten wir sie schon weit hinter uns zurückgelassen.

Stirling wurde näher am äußeren Ring des Friedhofs begraben als der Sarg, den wir damals dort gesehen hatten. Ich dachte an diesen Tag zurück, daran, wie er ›Aldebaran‹ entziffert hatte und auf dem Grab herumgetrampelt war, um das Echo eines Sargs zu hören. Und daran, wie er mich gefragt hatte, ob ich Angst hätte, bevor er sich

anschließend ganz nah an mich gedrückt hatte, als der Priester durch den Torbogen gekommen war, so als könnte ich ihn beschützen, weil ich sein großer Bruder war. Das war Stirling. Das war der Mensch, den wir gerade beerdigten. Nicht der friedliche, tote Stirling, der aussah, als ob er schlief, sondern der lebende, atmende, lachende Stirling – derjenige, der Priester werden wollte und versucht hatte, sich mit einer Zeitung selbst das Lesen beizubringen.

Am oberen Ende der Grube stand bereits ein kleines Holzkreuz mit der Aufschrift ›Stirling Gabriel North‹. Das ist sein zweiter Vorname. Gabriel. *War* sein zweiter Vorname. Und die Daten darunter – nur acht Jahre – waren schon Vergangenheit. Dies war das Ende. Sein Leben brach hier ab – wie eine Geschichte, die mittendrin aufhört und niemals fortgesetzt wird, so wie Stirling North nie wieder auf dieser Erde sein würde.

Ich wollte so wild und unkontrolliert weinen, wie ich es in den Bergen getan hatte. Ich wollte so heftig weinen, bis ich nicht mehr denken konnte, bis all die Traurigkeit aus mir herausgeströmt war, aber ich konnte es nicht. Ich starrte stumm und mit trockenen Augen vor mich hin, während Pater Dunstan ein Gebet über dem Sarg sprach und dann zurücktrat, sodass Großmutter und ich allein am Grab standen. Er las nun aus der Bibel vor, aber ich hörte nicht zu. Großmutter warf eine Hand voll Erde in die Grube und bedeutete mir dann, dasselbe zu tun. Die Erdklumpen zerbarsten und verstreuten sich auf dem neuen Holz des Sargs. Anschließend wurde das Grab rasch mit Erde aufgeschüttet, während die Prozession zur Kirche zurückkehrte und der Tag anbrach. Aber ich blieb, wo ich war.

»Komm, Leo«, sagte Großmutter, als es anfang zu reg-

nen. Er setzte ganz plötzlich ein, ohne Vorwarnung. Der Totengräber war gegangen, das Grab war zugeschüttet und mit Torf bedeckt. Ich dachte an nichts, starrte einfach nur das Grab und das Kreuz mit Stirlings Namen darauf an. »Komm, lass uns nach Hause gehen«, bat sie.

Aber es gab ohne Stirling kein Zuhause; ohne ihn gab es nichts. Er war der Einzige, der mir auf dieser Welt etwas bedeutete. Ich könnte für immer hier an diesem Grab bleiben. Bis ich verdurstet oder verhungert oder an Erschöpfung gestorben war, und dann könnte ich ebenfalls hier beerdigt werden, in dem Grab gleich neben seinem, und dann würde ich Stirling niemals verlassen müssen. Aber das Fleisch verwest, und manchmal werden Gräber verlegt, und wer konnte schon sagen, was in der Zukunft mit diesem Friedhof geschehen würde? Und selbst wenn ich in der kalten, dunklen Erde neben ihm begraben würde, war er trotzdem nicht hier. Aber es fühlte sich trotzdem so an, als ob er es wäre. Und ich wollte ihn nicht ganz allein hier in der Dunkelheit zurücklassen.

In meiner Brust stieg ein unerträglicher Schmerz auf. Ich sah mich um, und das Nichts hob sich wie Geisterhände über die Mauern, und der Regen in der Luft erzitterte, und die Erde kippte, und es gab nichts, das mich davor bewahren konnte hinunterzustürzen. Ich fiel auf das Grab und begann in der Erde herumzuwühlen, so als wollte ich es ausheben.

Dann bekam Großmutter mich zu fassen und versuchte, mich auf die Füße zu ziehen. »Leo! Leo, bitte! Ich brauche dich! Du darfst nicht den Verstand verlieren.«

Die Geister verschwanden, die Erde fand ihr Gleichgewicht wieder, und der Regen fiel so hart, dass es wehtat. Ich drehte mich um und folgte ihr.

Während wir den Friedhof immer weiter hinter uns

ließen, spürte ich, wie ein Band straff gedehnt wurde – ein Band, das zwischen meinem Herzen und Stirlings Grab verlief. Je weiter wir uns entfernten, desto straffer wurde es und desto schmerzhafter. Ich konnte es tatsächlich spüren – als echten Schmerz in meiner Brust. Erst jetzt begriff ich, was die Leute meinten, wenn sie sagten, dass ihr Herz gebrochen sei.

Als ich später an diesem Morgen vom Waschraum zurückkam, sah Großmutter von ihrer Näharbeit auf und rief: »Stirling?« Ich trat in das Sichtfeld ihrer suchenden Augen. »Ah, Leo«, sagte sie. »Wo ist mein Kleiner? Wo ist mein Stirling?« Ich gab keine Antwort, sondern sah sie nur an, doch sie nahm mich gar nicht wahr. »Tot und begraben?«, fragte sie, obwohl ich nichts gesagt hatte. »Was – ist es schon sechs Jahre her?« Sie sprach mit jemandem in dem Raum zwischen ihr und mir, nur, dass da niemand war.

Dann fiel ihr Blick auf mich, und sie kam zurück von wo auch immer sie gewesen war. »Es ist kaum drei Stunden her«, murmelte sie. Tränen rannen ihr über die Wangen. »Oh, Leo, ich habe es vergessen – wie konnte ich es vergessen? Ich weiß nicht, was passiert ist.«

Sie umklammerte etwas in ihren Händen, das über ihre Stuhllehne gebreitet lag. Ich trat neben sie und betrachtete es. »Für Stirlings Erstkommunion«, sagte sie und hielt es hoch.

Es war ein fast fertiger Mosaik-Quilt, in den sie gerade den letzten Flicker einsetzte. Die äußeren Rechtecke waren mit einem Muster aus Vögeln und Blättern bestickt, die inneren mit Sternen. Dafür waren also die Stoff-Flicker gewesen, an denen ich sie die ganze Zeit über hatte arbeiten sehen.

»Ach, Leo«, jammerte sie. »Wie können wir das überleben? Wie sollen wir nur ohne ihn weitermachen? Wie nur?«

Sie knüllte den Quilt in ihrem Schoß zusammen und begann, mit leerem Blick schluchzend vor und zurück zu schaukeln. Ich ging im Zimmer auf und ab. Dann ging ich im Kreis herum und hielt während jeder Runde die Luft an. Das war das Einzige, was ich getan hatte, seit wir vom Friedhof zurückgekommen waren. Ich verlor den Verstand – ich wusste es. Wir verloren ihn beide ...

Pater Dunstan traf uns später genau so an; Großmutter noch immer schaukelnd und weinend, ich auf und ab laufend, obwohl ich kurz damit aufhörte, um ihm die Tür zu öffnen. Hinter dem zerbrochenen Fenster regnete es in Strömen. Doch bald musste er wieder gehen, um den Gottesdienst zu halten – es war der einundzwanzigste Juli, der Tag, an dem Stirling seine Erstkommunion hätte feiern sollen, stattdessen jedoch beerdigt worden war.

Pater Dunstan kam gegen eins zurück und kochte uns eine Suppe. Keiner von uns aß etwas davon. Während er leise mit Großmutter sprach, drehte ich weiter meine Runden in der Wohnung. Ich konnte mich auf nichts konzentrieren. Ich sah zur Uhr, aber ich konnte die Zeit nicht ablesen. Ich versuchte, mich hinzusetzen und aus dem Fenster zu sehen, aber ich sprang wieder auf und lief weiter. Ich konnte nichts anderes tun.

Ich hatte das Schlafzimmer bisher gemieden, aber ich wollte nicht mit Pater Dunstan sprechen, also marschierte ich hinein. Großmutter hatte den Quilt auf Stirlings zu ordentliches Bett gelegt. Seine Bibel lag auf dem Nachttisch daneben, und seine Uniform hing gefaltet auf dem

Stuhl neben meinem. An seinem Bettende standen seine Stiefel ordentlich nebeneinander, und die Schnürsenkel waren so angeordnet, dass sie sich nicht berührten. Seine Sachen sahen aus wie immer. Aber all ihr Leben war zusammen mit Stirlings Seele entflohen. Die Stiefel würden nicht getragen werden, die Uniform würde säuberlich gefaltet bleiben und die Bibel niemals aufgeschlagen werden.

Ich setzte mich auf mein Bett, griff nach Stirlings goldenem Taufarmband und zeichnete die Gravur mit meinem Finger nach. »Stirling Gabriel North«. Stirling Gabriel North, acht Jahre, acht Monate, eine Woche und zwei Tage. Das war es. Er konnte niemals älter sein als das. So als wäre er an dem Punkt festgefroren, an dem sein Leben geendet hatte. Ich weinte nun um den Menschen, der er niemals sein würde. Aber ich weinte nicht lange. Ich konnte nicht. Ich lag auf dem Bett und drehte das Armband in den Händen. Schließlich hielt ich es nicht mehr länger in der Wohnung aus.

Großmutter rief mir nach, als ich die Treppe hinunterlief, doch Pater Dunstan sagte ruhig: »Lassen Sie ihn gehen, Margaret.« Ich wusste nicht, wohin ich ging. Ich begegnete niemandem auf der Treppe. Auch der Hof war verlassen, nur der strömende Regen war dort. Ich setzte mich auf den schmierigen Rand der Dusche und legte den Kopf auf die Knie. Der Regen draußen war wie ein Klagelied, das verschiedene Töne anschlug, als er auf die Dächer, die Erde, die verrostete Wasserpumpe und die alten Fensterbretter traf. Von oben konnte ich das ununterbrochene Geheul des Babys hören. Ich schloss die Augen. Ich saß da und wünschte mir aus tiefster Seele, irgendwo anders zu sein. Ich konnte es nicht länger ertragen, Leo North zu sein; es war zu viel. Ich hatte Angst,

dass mein Herz brechen – wirklich brechen – würde, wenn ich weiter über Stirling nachdachte.

Ich konnte nicht zu Gott beten, deshalb betete ich zu Aldebaran. Ich flehte ihn an, mich an einen anderen Ort zu bringen, so als wäre er ein Engel, der mich retten könnte. Mit aller Macht konzentrierte ich meinen Geist und meine Willenskraft darauf. Es vergingen lange Minuten.

Ich musste eine Stunde oder länger reglos dort gesessen sein. Vielleicht schlief ich ein; ich wusste es nicht. Aber auf jeden Fall träumte ich. Ich konnte Nebel vor meinen Augen sehen. Ich war mir sicher, dass ich träumte – dass es nicht wirklich passierte –, aber mehr als alles andere wusste ich, dass ich nicht aufwachen wollte. Dunstschwaden zogen wie Rauch an mir vorbei, und ich kämpfte darum, dass sie da blieben. Und mit einem Mal konnte ich weit entfernte Stimmen hören.

Aldebaran vergaß, was er gerade tat, und starrte in den Nebel, der sich über den englischen Bergen verdichtete.

»Und?«, fragte Ryan neben ihm.

»Nichts«, sagte Aldebaran nach nur einem Moment des Zögerns und beugte sich wieder über den Motor des alten Autos. »Nichts. Versuch es noch mal.«

Ryan drehte den Zündschlüssel um. Der Motor gab ein röchelndes Husten von sich. »Es wird immer kälter. Es ist Mitte Juli, aber genauso gut könnte es Winter sein.«

»Das englische Wetter«, sagte Aldebaran. »Es ist sehr ...«

Aber Ryan würde nie erfahren, was er über das englische Wetter zu sagen hatte, denn Aldebaran starrte wieder stirnrunzelnd in den Nebel, bevor er sich erneut über den Motor beugte.

»Unberechenbar«, vollendete der Junge den Satz.

»Onkel, wir sind mitten auf der Straße – vielleicht sollten wir das Auto wegschieben.«

Aldebaran antwortete nicht.

Ein paar hundert Meter entfernt ging Anna gerade durch den Nebel auf sie zu. Sie war seit einer halben Stunde auf dem Hügel herumgeirrt, bevor sie das Husten des Automotors hörte und anfang auf das Geräusch zuzulaufen. Der Dunst hing wie Perlen in ihrem Haar, und sie versuchte jetzt, sie abzustreifen, während sie in der anderen Hand den Griff des Koffers verlagerte. Die Scheinwerfer bohrten ihre Strahlen durch den Nebel. Sie konnte den dunklen Umriss des Autos und daneben zwei Menschen erkennen, ein Mann mittleren Alters und ein Junge. Der Mann sah hoch, als sie sich näherte.

»Hast du dich verlaufen?«, fragte er. »Wenn du eine Wegbeschreibung brauchst, können wir dir vielleicht helfen.« Er sah sie weiter nachdenklich an, so als ob sie ihm bekannt vorkäme.

Von irgendwo näherte sich das Geräusch eines Motors. Plötzlich tauchte ein Motorrad aus dem Nebel auf und musste mit quietschenden Reifen zur Seite ausscheren, um dem Auto auszuweichen. Der Fahrer drehte sich erschrocken nach hinten um, bevor der Nebel ihn wieder verschluckte.

»Wir sollten das Auto wegschieben. Ryan, hilf mir.«

Der Junge stemmte die Schulter gegen die Seite des Wagens. Anna setzte ihren Koffer ab und ging auf die andere Seite, hinter den Mann. »Das ist sehr nett von dir«, sagte er und wandte sich zu ihr um. »Schieb ganz vorsichtig an, und hör auf, wenn ich es dir sage. Ein paar Meter weiter geht es hier eine steile Böschung runter.«

Über das Autodach hinweg trafen die Augen des Jun-

gen die des Mädchens. Seine waren so dunkel wie tiefes Gewässer, fast schwarz. Sogar als das Auto sicher am Straßenrand stand, hielten beide den Blickkontakt noch einen Moment länger aufrecht, bevor sie wegsahen.

»Du solltest besser eine Weile hier warten«, sagte der Mann zu Anna. »Versuch bloß nicht, jetzt zu Fuß weiterzugehen. Die Straße verbreitert sich in beide Richtungen erst nach ein oder zwei Kilometern, und in diesem Nebel tauchen die Autos sehr plötzlich auf.« Sie nickte. Sie warteten schweigend, während sich der Mann wieder über den Motor beugte. Irgendwo jenseits des Nebels sang ein Vogel ein paar hohe Töne.

»Wohin willst du?«, fragte der Junge. Er stand gegen die Seite des Autos gelehnt und fixierte Anna mit seinen dunklen Augen. »Du machst bestimmt Urlaub, wegen deines Koffers, meine ich.«

»Nein, ich arbeite. Im Hillview Hotel, auf der anderen Seite des Tals. Meine Tante leitet es; ich arbeite für sie.«

»Die Leiterin des Hillview Hotels ist deine Tante? Sie ist unsere nächste Nachbarin; wir kennen Monica Bailey gut.«

»Monica Devere«, sagte Anna, ohne nachzudenken. Bailey war der Ehepartner ihrer Tante gewesen, und sie verwendete ihn inzwischen niemals mehr.

Der Mann richtete sich so abrupt auf, dass er sich den Kopf an der geöffneten Motorhaube anschlug. »Monica Devere?«

»Ja«, erwiderte Anna. Es folgte ein Moment des Schweigens. »Warum wollen Sie das wissen?«

»Aus keinem besonderen Grund.« Mit verschränkten Armen starrte der Mann in den Nebel, dann wandte er sich wieder ihr zu. »Die Deveres stammen aus diesem Teil des Landes, oder?«

»Ich glaube schon. Das ist der Grund, warum Monica hierher zurückkam – unsere ganze Familie hat früher hier gelebt.«

Den Blick noch immer auf sie gerichtet, nickte der Mann, dann verstellte er irgendetwas am Motor und schlug die Motorhaube zu. »Müsstest du nicht in der Schule sein? Wie alt bist du?«

»Fünfzehn. Gestern war der letzte Schultag. Es sind jetzt Sommerferien, deshalb bin ich hergekommen.«

»Ich gehe nicht zur Schule«, sagte der Junge. »Mein Onkel unterrichtet mich zu Hause.« Er fuhr sich mit den Fingern durch das schwarze Haar. Er tat es auf eine nachlässige, fast arrogante Weise. Dann streckte er ihr die Hand entgegen. »Freut mich, dich kennen zu lernen. Ich bin Ryan Donahue, und das ist mein Onkel Arthur.«

»Arthur Field.« Der Mann reichte ihr nach ihm die Hand. Anna schüttelte sie, dann wischte sie sich das Öl von den Fingern. »Oh, Verzeihung ... Auf jeden Fall freue ich mich auch, dich kennen zu lernen.«

»Aber ich habe dich noch nicht nach deinem Namen gefragt«, sagte Ryan.

»Ich heiße Anna.«

»Ist das vielleicht die Kurzform für Ariana?« Arthur Field wischte sich die Hände an einem Lappen ab, dann warf er ihn auf die Rückbank des Autos und richtete sich mit einem leisen Lächeln auf.

Anna starrte ihn stumm an. »Woher wissen Sie das?«, fragte sie schließlich. »Das steht nur auf meiner Geburtsurkunde.«

»Einfach gut geraten.«

Der Junge berührte ihren Arm, und sie zuckte zusammen. »Lass dich von meinem Onkel nicht verunsichern. Er gibt gern vor, Gedanken lesen zu können. Aber da, wo

wir herkommen, versteckt sich hinter jeder Anna eine Ariana. Es ist einer der traditionellen Namen bei uns.«

Obwohl sie nickte, war sie nicht vollständig überzeugt. Etwas an diesem Mann beunruhigte sie. Er hatte sich wieder dem Wagen zugewandt, und sie beobachteten ihn schweigend.

»Dieses Mal wird es klappen«, sagte er. »Diesmal springt er an.« Er drehte den Zündschlüssel um. Der Motor hustete zweimal, dann erwachte er knatternd zum Leben. »Und endlich lichtet sich auch der Nebel«, fügte er noch hinzu und ließ den Motor weiterlaufen. Er trat an den Straßenrand und schaute hinaus in das weiße Nichts.

Anna sah sich um. Der Nebel war so dicht wie eh und je, er verhüllte sogar die niedrige Mauer auf der anderen Straßenseite. Und dann plötzlich begann er, sich zurückzuziehen. Ein Baum tauchte auf, dann ein Fels. Ein paar Minuten später glänzte tief unter ihnen der Rand eines Gewässers, und gegen den Himmel zeichneten sich die Berge ab.

Jemand hämmerte gegen die Tür des Waschrums. Ich hob den Kopf von den Knien und kam wieder zu mir. Draußen peitschte der Regen. »Leo?« Es war Pater Dunstans Stimme.

Ich öffnete die Tür und blinzelte ihn an.

»Du siehst erschöpft aus. Bist du eingeschlafen?«

Ich wusste es nicht. Ich hatte geträumt, weit weg zu sein, aber jetzt fiel mir alles wieder ein. Stirling! Ich griff nach dem Türrahmen, um mich abzustützen.

»Es wäre kein Wunder, schließlich hast du seit Tagen nicht mehr richtig geschlafen«, sagte der Priester gerade. Neben ihm stand meine Großmutter und sah mich durch

einen Tränenschleier hindurch ängstlich an. »Leo, hör zu – da ist ein Mann hier ...«, fuhr Pater Dunstan fort.

»Ist das der Junge?«, fragte nun eine Stimme, die ich nicht erkannte. Ich hob den Blick und sah am Rand des Hofes einen Gefreiten stehen. Er kam nun auf mich zu und musste dabei gegen den Regen anblinzeln. »Bist du Leonard North?«

Ich nickte. »Bitte entschuldigen Sie die Umstände«, sagte er zu Großmutter und Pater Dunstan, bevor er sich wieder mir zuwandte. »Aber du bist aufgefordert, dich zum Militärdienst zu melden.«

Noch immer verwirrt, starrte ich ihn einfach nur an. Er hielt mir eine Uniform entgegen, bat mich, sie anzuziehen und versuchte, mir ein Gewehr zu übergeben.

»Was?«, schrie Großmutter, die bereits in Panik geriet. »Wovon sprechen Sie?«

»Haben Sie die Zeitung nicht gelesen?«, fragte der Gefreite.

Wir sahen ihn schweigend an.

»Aufgrund der schweren Verluste an der Grenze sind wir gezwungen, sämtliche Truppen überall dort abzuziehen, wo wir sie entbehren können«, erklärte er. »Gleichzeitig müssen wir aus allen wichtigen Städten Kadetten holen, damit sie die frei gewordenen Posten besetzen.«

»Ihr könnt keine Kinder schicken, damit sie euren Krieg für euch austragen«, wandte Pater Dunstan ein. Das war das erste Mal, dass ich ihn so unverblümt seine Meinung über irgendetwas sagen hörte.

»Nein, nein«, beschwichtigte ihn der Mann. »Sie verstehen mich falsch. Keiner der Kadetten wird kämpfen – sie führen nur einfache Aufgaben aus, indem sie zum Beispiel Tore bewachen, Nachrichten übermitteln oder in

der Stadt patrouillieren. Ich versichere Ihnen, dass sie nicht in die Nähe der Kampfhandlungen an der Front kommen. Und die einzigen Kadetten, die wir einziehen, sind die Schüler im neunten Schuljahr, die ohnehin schon fast so weit sind, in die Armee einzutreten. Wir müssen die Soldaten, die diese Aufgaben im Moment übernehmen, freistellen, damit sie kämpfen können. Ich weiß, dass das bedauerlich ist, aber ...«

»Er hat erst heute Morgen seinen Bruder beerdigt«, sagte Pater Dunstan mit mahndem Unterton. »Erwarten Sie wirklich, dass er jetzt einfach weggeht?«

Der Soldat versuchte, sich bei mir zu entschuldigen, aber ich drehte mich weg. »Wenn er mit dem Sergeant spricht, bin ich überzeugt, dass man ihn befreien wird. Unter Umständen wie diesen bestehen wir nicht zwingend auf einem Einberufungsbefehl. Wenn Leonard nur der Form halber die Uniform anzieht und anschließend mit dem Sergeant spricht ...«

Es war plötzlich zu laut, und ich wollte nichts von alledem hören. Ich nahm die Uniform und ging nach oben, um sie anzuziehen. Ich konnte Pater Dunstan noch immer mit dem Soldaten diskutieren hören, aber zumindest war es hier in der Wohnung leiser.

Ich streifte die Uniform über. In der Jacke war etwas, das wie ein Einschussloch aussah. Ich fragte mich, ob sie sie von einem Toten genommen hatten. Es war mir egal. Mein Blick fiel auf Stirlings Taufarmband; ich nahm es, streifte es mir über den Arm und schob es nach oben, bis es neben meinem eigenen lag und die Namen ›Leonard Joseph North‹ und ›Stirling Gabriel North‹ Seite an Seite waren. Es war in Ordnung, denn man hatte mich angewiesen, etwas zu tun, und nun tat ich es. Ich hatte keine andere Wahl, also musste ich nicht nachdenken. Es reg-

nete noch immer – ich nahm meinen Mantel und zog ihn ebenfalls an.

Sie standen im Eingang, als ich nach unten kam.

»Wohin bringen Sie ihn?«, wollte Pater Dunstan wissen.

»Das darf ich Ihnen nicht sagen«, erwiderte der Gefreite. »Dies ist eine vertrauliche Operation – ich kann Ihnen nicht sagen, wo die Truppen stationiert werden.«

»An der Grenze?«, schrie Großmutter. »Sie bringen sie an die Grenze, nicht wahr? Sie können ihn nicht mitnehmen! Er wird das Stille Fieber bekommen und sterben. Bitte lassen Sie ihn in der Stadt.«

Der Soldat bemühte sich, sie zu beruhigen, aber sie jammerte weiter. »Sergeant Daniros wird ihn vermutlich sofort wieder nach Hause schicken.« Er wandte sich mir zu. »Komm jetzt mit und sprich mit ihm.«

Ich ging zur Tür, gefolgt von dem Gefreiten und dahinter Großmutter und Pater Dunstan. Eine Gruppe Soldaten drängte sich an die Vorderwand des Hauses, um Schutz vor dem Regen zu suchen, der in alle Richtungen peitschte. Es waren etwa zwanzig – Kadetten wie ich und alle in Soldatenuniformen.

»Leonard North?«, fragte ein Mann – der Sergeant – und sah dabei auf ein durchweichtes Blatt Papier hinunter.

Der andere Soldat nickte. »Das ist er. Sir, dieser Junge ...«

»Ich will, dass Sie die anderen einsammeln und dann zu uns stoßen«, unterbrach ihn der Sergeant. »Wir sind spät dran. Gehen Sie jetzt. Hier ist die Liste.«

Der Soldat warf mir einen Blick zu, dann hetzte er durch den Regen davon. Der Sergeant wandte sich uns zu.

Großmutter hing an meinem Arm und weinte unver-

hohlen. »Ich werde ihn nicht gehen lassen!«, sagte sie zu dem Sergeant. »Das werde ich nicht.«

»Ich denke wirklich, dass Leonard hier in der Stadt besser aufgehoben wäre«, begann Pater Dunstan und trat näher an den Sergeant heran. »Die Situation ist nämlich die, dass –«

»Ich will nichts über seine Situation hören«, fiel ihm der Sergeant ins Wort. »Wir haben in jedem einzelnen verdamnten Haus solche Szenen erlebt.«

»Aber, Sir –«, setzte Pater Dunstan wieder an.

»Hören Sie mir zu. Der Junge selbst scheint kein Problem mit seiner Einberufung zu haben. Wenn er sich uns nicht anschließen will, dann können wir über seine Situation reden. Wenn er jedoch mitkommen will, gibt es nichts weiter zu diskutieren. North, möchtest du dich uns anschließen?«

Sie starrten mich schweigend an. Ich sah von Großmutter, auf deren Gesicht sich Tränen und Regen vermischten, zu Pater Dunstan, der noch immer streitlustig wirkte. Ich wandte mich wieder dem Sergeant zu, der das als Einverständnis wertete.

»Gut«, sagte er und klatschte in die Hände. »Lasst uns gehen. Los, Jungs!«

Nach kurzem Zögern folgte ich ihnen. Hinter uns weinte Großmutter, und ein paar der Kadetten sahen zu ihr zurück, mieden dabei jedoch meinen Blick. An der Ecke drehte ich mich für einen Moment um, und sie machte ein paar Schritte auf mich zu, wobei sie mir die Arme entgegenstreckte wie ein Kind.

»Beeil dich!«, rief der Sergeant, und ich gehorchte.

Vielleicht hätte ich mit ihm sprechen sollen. Vielleicht hätte ich mich weigern sollen mitzugehen. Aber als der Gefreite schließlich wieder auftauchte, schien er es ver-

gessen zu haben. Und ich wollte nicht sprechen, ich konnte nicht. Also gab es nichts, das ich tun konnte. Das war der Grund, warum ich mitging. Ich hatte keine andere Wahl.

Die Stimmung in der kleinen Gruppe war gedrückt. Wir marschierten noch nicht mal in Reih und Glied, sondern in einem mutlosen Gänsemarsch. Die anderen Jungen wirkten beunruhigt, der Sergeant und der Soldat waren gereizt. Wir gingen um die Burg herum und überquerten anschließend die Nördliche Brücke. Unter uns wogte das milchig-braune Wasser des Flusses, und für einen Moment überkam mich ein Gefühl, als ob ich fallen würde. Dann hörte ich auf, darüber nachzudenken.

Sobald wir aus der Stadt waren, blieb der Sergeant stehen und klärte uns auf. »Kadetten, ich werde euch nichts vormachen: Wir gehen zur alcyrischen Grenze.«

Die anderen murrten und warfen sich Blicke zu, aber ich empfand nicht das Geringste. Sie nahmen ihren niedergeschlagenen Marsch wieder auf, und ich bildete schweigend das Schlusslicht. Ich hatte gebetet, woanders zu sein. Und hier war ich nun, auf dem Weg zur Grenze.

Wir mussten seit Stunden gelaufen sein, denn als ich hochsah, wurde der Himmel bereits dunkel. Die Wolken hingen noch immer tief, und das Licht der Kupferlampen und die gedrückte Stimmung machten mir Kopfschmerzen. Nach einer Weile wichen die Wolken in Richtung Stadt zurück, und wir erhaschten noch ein paar letzte, abendliche Sonnenstrahlen, die auf die goldenen Felder fielen. Bis zu diesem Tag hatte ich noch nie ein Kornfeld gesehen. An diesen Teil der Reise erinnere ich mich. Fast der ganze Rest ist für immer verloren.

Ich dachte an nichts. Ich starrte nach vorne, sah nur,

was dort war und machte mir keine weiteren Gedanken darüber. Es war der einzige Weg zu überleben. Ich konnte mir vormachen, jemand anders zu sein, weil ich nichts hatte, das mich daran erinnerte, wer ich wirklich war – ich lief durch eine Landschaft, in der ich nie zuvor gewesen war, ohne irgendetwas, das mir gehörte, oder jemandem, den ich kannte oder schon mal getroffen hatte. Nur das zusätzliche Gewicht des zweiten Armbands an meinem Handgelenk erinnerte mich daran, dass ich einmal einen Bruder namens Stirling gehabt hatte, oder dass ich einmal Leo North gewesen war, oder dass ich zu Hause eine Großmutter hatte, die sich fragen würde, wo ich war.

Irgendwann fing ich unterm Laufen an zu weinen. Ich hatte für eine Sekunde vergessen gehabt, dass Stirling tot war, und als es mir nun plötzlich wieder einfiel, machte es mir furchtbar Angst, und es kam mir so wirklich vor. Wirklicher sogar als in dem Moment, als ich ihn in dem Sarg hatte liegen sehen.

Die übrigen Jungen warfen mir verlegene Seitenblicke zu, dann wandten sie ihre Gesichter hastig ab und tuschelten miteinander. Ich weinte weiter, und sie gaben vor, es nicht zu hören. Dann löste sich einer von ihnen aus der Gruppe und ließ sich zu mir zurückfallen – ein Junge mit einem silbernen Zahn. Durch die Tränen funkelte er, als wäre er ein Stern.

»Hast du Angst, weil wir an die Grenze gehen?«, fragte er.

Ich schüttelte erschöpft den Kopf und sah weg. Er schwieg, während ich versuchte, aufzuhören zu weinen, und er überlegte, was er sagen könnte. Dann fragte er mich, ob ich müde oder krank sei. Ich antwortete nicht.

»Bist du stumm, oder was?« Ich schüttelte wieder den

Kopf, und er ließ es auf sich beruhen. »Ich schätze, wir werden bald in Ositha ankommen. Es wird langsam spät.«

Ich hatte gedacht, dass wir direkt zur Grenze gehen würden, aber jetzt wurde mir klar, dass sie zu weit entfernt lag, um sie an einem einzigen Tag zu erreichen. Das Donnern der Explosionen und Geschützfeuer war noch immer schwach. Es wurde stetig dunkler. Der mit dunkelblauen und rosafarbenen Farbfetzen gemusterte Himmel spiegelte sich in den Pfützen entlang der Straße. Die Spiegelungen sahen echter aus als der Himmel selbst, und die Pfützen reihten sich so dicht aneinander, dass es schien, als würde man durch Fenster im Boden auf ein einziges, riesiges Gemälde blicken. Ich stellte mir vor, in eine andere Welt zu sehen – in den Himmel, wo Stirling war. Vielleicht konnte ich durch eins der Fenster einen Blick auf ihn erhaschen.

Aber es waren nur Pfützen. Ich marschierte mitten durch sie hindurch, und das Licht in ihrem Wasser erlosch. Als ich den Blick hob, ging der Junge mit dem Silberzahn wieder vor mir, und er sah nicht mehr zurück.

Zuerst hatte ich nur flüchten wollen. Vor Großmutterns Weinen, vor Stirlings leerem Bett und dem frömmelnden Pater Dunstan. Jetzt war mir die Flucht gelungen, und darüber war ich erleichtert, aber wovor ich nicht hatte fliehen können, war der Schmerz in meinem Herzen. Trotzdem war ich froh zu laufen. Ich fing an, mir einzureden, dass mich nur das Laufen davor bewahren konnte, zu fallen oder zu begreifen, dass Stirling gestorben war. Ich wünschte, wir würden die ganze Nacht durchmarschieren, aber der graue Schemen der Stadt war schon in Sicht. Dann wurde ich müde und hörte auf zu denken. Eine seltsame Ruhe legte sich über mich.

Eine Wagenkolonne kam über die Straßenkuppe gerollt. Wir stellten uns auf eine Seite, um sie vorbeizulassen, und zuerst dachte ich, dass die Fuhrwerke mit schlafenden Menschen gefüllt waren, die kreuz und quer übereinanderlagen. Aber dann wurde mir klar, dass es Leichen waren – tote Körper, die noch immer in ihren Uniformen steckten.

»Das Stille Fieber«, hörte ich den Sergeant sagen. »Es ist das Einzige, was sie tötet. Sie sitzen den ganzen Tag über im Morast und warten darauf, es sich einzufangen. Das ist kein Krieg. Hundert erschossene Männer pro Woche, die meisten davon aus Versehen. Wir brauchen die Kadetten nicht. Verdammte Zeitverschwendung, diese Kinder hierherzubringen.«

Ich hörte zu. Es war etwas, auf das ich meine Gedanken konzentrieren konnte, damit sie sich nicht im Nichts verloren.

»Wenn Sie mich fragen«, sagte der Gefreite, »zieht Lucien die Kadetten nur deshalb aus den Städten ab, weil er befürchtet, dass sie eine Revolte anzetteln könnten. Sie sind diejenigen, die nicht für ihren Gehorsam gegenüber der Regierung bezahlt werden. Und seit diese Rebellengruppen stärker werden ...« Er musste weitergesprochen haben, aber ich bekam es nicht mehr mit.

Wir gingen immer weiter. Die Sonne war fast untergegangen.

Der Gefreite erzählte dem Sergeant gerade, dass er an Luciens Stelle das Land verlassen hätte. »Als das letzte Mal eine solche Atmosphäre herrschte, hat der König es ignoriert. Und kurz darauf war er tot.«

Meine Gedanken schweiften ab. Ich versuchte, mich dazu zu zwingen zuzuhören, anstatt zu denken.

»Die Menschen besinnen sich wieder auf diese alte

Prophezeiung«, erwiderte der Sergeant. »Es herrscht eine Atmosphäre der Gerüchte. Ist es das, was Sie meinen?«

»Der Lord Aldebaran steht in Kontakt zu den Revolutionären. Das ist kein Gerücht – es ist eine Tatsache.«

Plötzlich war ich zurück bei Stirling und dem Tag, als wir durch den Schnee gestapft waren und über Aldebaran und den Prinzen geredet hatten. In diesem Moment fing ich an zu begreifen, dass die Dinge nie mehr so sein würden wie zuvor. Mir schossen die Tränen in die Augen. Ich ließ nicht zu, dass sie fielen, und lief weiter hinter den anderen her. Wir waren nun in der Stadt. Wir kamen über einen leeren Platz, auf dem Reihen von Kanonen standen, dann über ein verwüstetes Grundstück, das man in einen Schießplatz verwandelt hatte und auf dessen einer Seite noch immer ein halbes Haus stand. Der Wind pffiff durch das ausgeweidete Gebäude.

Es herrschte eine nervöse Stimmung in dieser seltsamen Stadt. Pferde bewegten sich unruhig, stießen dabei dampfende Atemwolken in der klammen Abendluft aus, und die Männer, die herumliefen, redeten und lächelten nicht. Überall wehten schmutzige, feuchte malonische Flaggen und schlugen wie die Flügel hässlicher Vögel gegen die Gebäude. Vor einem kleinen Haus hielten wir an.

»In Ordnung, Jungs«, rief der Sergeant. »Ihr werdet heute Nacht hierbleiben. Wir sind im Gasthof, die Straße runter.« Er stieß die Tür auf und führte uns in den verlassenen Wohnraum. Der Boden war mit Staub bedeckt, der nur an den Stellen verwischt war, wo vor uns Menschen geschlafen hatten. Ich folgte den Konturen mit den Augen, während der Sergeant weitersprach.

Es musste einige Zeit vergangen sein, denn mit einem Mal war es völlig dunkel, und der Sergeant und der Ge-

freite waren verschwunden. Die anderen breiteten Decken auf dem Boden aus. Ich stand ganz still am Hinterfenster, und die anderen Jungen schenkten mir, von gelegentlichen verstohlenen Blicken abgesehen, keine Beachtung. Jemand zündete eine Kerze an. Ich betrachtete den Widerschein in der Fensterscheibe. Der Junge, der mich zuvor angesprochen hatte, zeigte eine Pistole herum, die er mitgebracht hatte, und sein silberner Zahn funkelte in dem düsteren Zimmer. Ein paar andere hoben ihre Waffen und zielten lachend aufeinander, dann versuchten sie, gegen die Wand zu schießen, und mussten feststellen, dass sie nicht geladen waren. Sie hatten uns auch keine Bajonette gegeben – der Sergeant war offensichtlich umsichtiger, als es den Anschein hatte.

»Die hier ist geladen«, versicherte der Junge mit dem Silberzahn den anderen und hielt die Pistole seitlich entlang seiner Handfläche. Sie wirkten angemessen beeindruckt.

Er schlief mit der Pistole in der Hand. Die Kerze war bis auf den Boden runtergebrannt, und es war zu dunkel, um eine andere zu suchen. Schließlich verklang auch das letzte Geflüster, und als ich mich von dem dunklen Fenster abwandte, sah ich, dass sie alle schliefen. Ich hatte das Gewehr nicht vom Rücken genommen und zitterte in meiner feuchten Uniform. Dennoch stand ich einfach da und beobachtete, wie die Sterne herauskamen.

Die schwere Stille, das kalte Funkeln der Sterne und der trostlose, düstere Raum waren bedrückend. Aber zumindest war ich allein. Ich stand am Fenster und weinte – nicht hemmungslos, sondern leise, und zum Teil wegen dieser kalten, weißen Sterne –, und fühlte mich dabei ganz ruhig. So als ob ich damit fertigwerden könnte. So als ob ich den Weg vor mir bereits sehen könnte.

Es war dumm, das zu denken. Ich drehte mich um, und die schlafenden Jungen erinnerten mich an den schlafenden Stirling auf der anderen Seite unseres Zimmers zu Hause. Und dann weinte ich wirklich. Nicht um den, der Stirling geworden wäre oder gewesen war, und auch nicht um den Teil von mir, der verloren war, sondern um den, der er war – mein Bruder Stirling. Weil ich mich so verzweifelt fühlte und mir mehr als alles andere wünschte, dass mich jemand tröstete, und dieser Jemand Stirling war. Er war so weit weg.

Mein Atem ging in abgehackten Schluchzern, die meinen ganzen Körper durchschüttelten, und ich presste mir die Hand vor den Mund und sank zu Boden. Ich saß weinend gegen die Wand gekauert und gab ein bebendes Wimmern von mir, das wie das eines Tiers klang. Es war mir egal, wie lächerlich ich mich anhörte, oder ob einer der anderen aufwachen würde. Ich glaube, dass man schnell an einen Punkt kommen kann, wo man so unglücklich ist, dass einem einfach alles egal ist.

Wäre ich nur schneller gerannt. Warum war ich nicht schneller gerannt? Wenn ich nur in der Zeit zurückgehen und schneller rennen könnte – ich hätte es tun können, aber ich hatte geglaubt, dass wir in Sicherheit wären. Dann wurde mir in dem dunklen Raum plötzlich klar, dass niemand jemals in Sicherheit ist. Ich hätte schneller laufen können, aber ich hatte es nicht getan. Wenn ich es doch nur getan hätte. Warum hatte Gott mich nicht gewarnt, dass ich schneller laufen musste? Aber es gab keinen Gott. Und Stirling war nicht da, um mir zu sagen, dass es ihn doch gäbe.

An jedem einzelnen Tag seines Lebens war er nichts anderes gewesen als gut und freundlich. Und ich hatte ihm nie gesagt, wie viel er mir bedeutete. Ich hatte ihm

nie gesagt, dass ich ihn liebte. Ich war dem kleinen Stirling ein armseliger Bruder gewesen. Allein in der Dunkelheit fiel mir nun jede einzelne gemeine Sache ein, die ich je zu ihm gesagt hatte. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass er sterben würde, bevor ich sie zurücknehmen konnte.

Unaufhaltsam strömten die Tränen über mein Gesicht und meinen Mund hinunter zu meinem Mantelkragen. Selbst wenn ich die Lider zusammenkniff, rannen sie durch die Wimpern und fielen weiter.

Stirling war so gut, und ich war so schlecht, und jetzt war ich zurückgeblieben, und er war fort. Ich wünschte mir, an seiner Stelle tot zu sein. Oder zumindest ebenfalls tot zu sein. Denn dann könnten wir vielleicht – nur vielleicht – zusammen sein. Und selbst wenn wir nicht zusammen wären, könnte ich möglicherweise aufhören zu existieren und einfach in der Erde liegen. Vielleicht könnte ich dann aufhören nachzudenken. Das war das Einzige, was ich wirklich wollte. Mehr erwartete ich nicht von meiner trostlosen Zukunft.

Als ich aufhörte zu weinen, wurde es langsam wieder hell. Meine Wangen brannten von den bitteren Tränen, die noch immer auf ihnen lagen. Eine düstere Ruhe hatte sich über mich gelegt; sie war schlimmer als die wildeste Trauer, denn sie würde für immer anhalten. Ich konnte es in meinem Bauch, in meinem Kopf, in jedem Knochen spüren. Ich war zu müde, um mich zu bewegen. Ich betrachtete mein Spiegelbild im Fensterglas – ein Fremder starrte zurück.

Ich wusste nicht, warum ich zu weinen aufgehört hatte. Die Traurigkeit in meinem Herzen ließ sich jetzt nicht leichter ertragen als zuvor. Es war seltsam, denn ich war

plötzlich so erschöpft davon, unglücklich zu sein. Ich wünschte, ich müsste nicht weinen. Ich wünschte, ich könnte lachen. Ich wünschte, ich könnte mir über so belanglose Fragen den Kopf zerbrechen, wie zum Beispiel, ob ich tatsächlich Soldat werden musste. Ich wünschte, ich könnte mit Maria flirten. Ich konnte es nicht genau verstehen, sondern ich wusste nur, dass der alte Leo – der Leo, der jetzt tot war – all diese Dinge tun wollte, aber der Geist, der zurückgeblieben war, hatte weder den Mut noch die Kraft, irgendetwas zu tun. Ich würde diese Dinge nie wieder tun. Ich fühlte mich weit entfernt von allem, was ich zuvor gewesen war. Und dann erinnerte ich mich, dass es noch keine zwei Tage her war, und meine Verzweiflung wurde so groß, dass ich mir wünschte, ich wäre tot.

Leise bewegte ich mich. Meine Muskeln waren vom langen Herumstehen in der feuchten Uniform ganz steif, aber ich schaffte es, quer durch den Raum bis zu der Stelle zu humpeln, wo der Junge mit dem silbernen Zahn schlief. Ich kniete mich neben ihn, sah zu, wie er langsam ein- und ausatmete und passte meine eigenen Atemzüge seinen an. Dann legte ich meine Hand auf die Waffe. Es war eine Delmar.<sup>45</sup> – eine Armeepistole.

Ich löste die Waffe aus seinen Fingern, entsicherte sie, spannte den Hahn, dann stand ich auf und ging zum Fenster zurück. Mit dem Rücken zum Licht richtete ich sie nacheinander auf jeden der Jungen. Ich weiß nicht, warum ich das tat. Dann schloss ich die Augen und stellte mir vor, wie es sein würde zu sterben – ein kurzer Schmerz, und dann nichts mehr; ich würde vor dem hier, vor allem, in die weiße Stille fliehen. Ich hielt mir die Pistole an die Schläfe. Ich hatte keine Angst. Es fühlte sich an, als würde ich gegen Gott ankämpfen; gegen Gott

und seinen Plan für mein Leben. Und dann sprach jemand. Es war meine eigene Stimme, aber sie klang wie die von jemand anderem, und ich konnte nicht unterscheiden, ob ich sie laut hörte oder nur in meinem Kopf. »Selbst wenn du tot bist«, sagte sie, »wird das Stirling nicht wieder lebendig machen.« Aber ich werde nicht mehr wissen, dass er tot ist, dachte ich. Ich werde gar nichts wissen. Da wird nichts mehr sein. »Die Hölle kommt erst nach dem Tod«, behauptete die Stimme. Aber daran glaubte ich nicht.

Da sah ich wieder Großmutter, wie sie geweint hatte, als ich ihr den Rücken zugekehrt hatte und in den Regen hineingelaufen war. Und plötzlich überlegte ich es mir anders.

Jemand stieß die Tür auf. Es war der Sergeant, der von seiner Nacht im Gasthaus verkatert zu sein schien. Mit einer Hand hielt er sich den Kopf, in der anderen hatte er einen Korb voll Essen. Er sah mich an, und ich starrte zurück. Dann nahm ich langsam die Waffe von meiner Schläfe und richtete sie auf ihn.

Er starrte mich wortlos an. Er ließ den Korb fallen und machte eine winzige Bewegung zu der Pistole an seiner Seite, die identisch war mit der, die ich in der Hand hielt. Ich machte eine noch winzigere Bewegung mit meinem Kopf, um ihn davon abzuhalten. Er verharrte ganz still. Ich legte beide Hände fest um den Griff, um die Pistole ruhig zu halten. Er glaubte nicht, dass ich es tun würde. Wenn er es geglaubt hätte, dann hätte er versucht, sie mir zu entreißen. Er dachte, dass es ein Scherz wäre. Ich dachte das irgendwie auch, war mir aber nicht ganz sicher.

Da war Zorn in seinem Gesicht, aber gleichzeitig auch eine Spur Belustigung. So als ob ich ein Kind wäre, das

ein Spiel viel zu weit getrieben hatte. Es erinnerte mich an den Gesichtsausdruck meines Vaters, als ich ihm im Alter von etwa fünf die teure Armbanduhr weggenommen hatte und anschließend wild kichernd damit herumgerannt war, während er sich immer mehr verspätete und nicht wusste, ob er lachen, mich anbrüllen oder mir hinterherjagen sollte. Ich war sauer auf ihn gewesen, weil er damals wegen der Veröffentlichung von »Die Sünden des Judas'« fast jeden Tag zu einer Besprechung musste. Ich lief immer weiter, weil ich das Spiel schon so sehr überreizt hatte, dass ich keinen Rückzieher mehr machen konnte. Und dann gab ihm meine Mutter ihre Uhr, und er hetzte die Straße hinunter, und als er sich umdrehte, um zu winken, sah ich, dass er erschöpft wirkte und nicht lächelte. Das Lachen erstarb mir in der Kehle, und ich wünschte mir, ich hätte sie ihm gleich am Anfang zurückgegeben.

Ich tauchte wieder aus meinen Erinnerungen auf und verstärkte den Griff um die Pistole. In diesem Moment, glaube ich, begriff der Sergeant, dass ich es ernst meinte.

Wir starrten einander an.

»Nimm sie runter!«, flüsterte er mit eisiger Stimme.

Ich drückte ab.

Der Schuss überraschte mich wegen seiner Lautstärke, und der Rückstoß ließ mich nach hinten taumeln. Die anderen Jungen wachten sofort auf und fingen an zu schreien. Ich öffnete die Augen, sah wieder den Sergeant und erwartete, dass er schwanken und dann wie ein gefälltter Baum umkippen würde. Er sah aus, als würde er es ebenfalls erwarten. Aber er rührte sich nicht. Ein Klumpen Gips fiel aus der Wand, und ich erkannte, wo die Kugel wirklich getroffen hatte – mehr als einen Meter

daneben. Ich war es nicht gewöhnt, diese Art von Waffe abzufeuern; mit einem Maracon-Gewehr hätte ich ihn nicht verfehlt.

In dem Raum herrschte Stille, und jeder starrte mich an, während ich wie ein Idiot vor mich hin grinste.

»Ich könnte dich wegen versuchten Mordes hinter Gitter bringen«, sagte der Sergeant. »Ist dir das klar?«

»Den Teufel können Sie«, konterte die Stimme in meinem Kopf, »solange ich immer noch die Waffe habe.« Aber ich sagte das nicht laut. Ohne die Pistole zu senken, ging ich auf ihn zu. Jeder hier im Raum war darauf trainiert, blitzschnell seine Waffe zu ziehen. Ich hielt nach einer plötzlichen Bewegung Ausschau. Aber alle standen ganz still. Es war, als würde man durch eine Statuengalerie schreiten.

Als ich nur noch ein paar Schritte von dem Sergeant entfernt war, gab ich ihm mit einem Nicken zu verstehen, von der Tür wegzugehen. Er tat es. Ich ging nach draußen, dann senkte ich die Waffe, drehte mich um und marschierte davon. Er hätte auf mich schießen können, und ich wusste es. Bei jedem Schritt machte ich mich innerlich bereit für eine Kugel in den Hinterkopf, aber es kam keine.

»Er hat meine Pistole gestohlen«, hörte ich den Jungen mit dem Silberzahn in dem Haus hinter mir sagen.

»Halt die Klappe«, knurrte der Sergeant. »Ich schwöre bei Gott, dass das Blut von wem auch immer er sich jetzt einbildet erschießen zu müssen, ebenso an deinen Händen klebt wie an seinen.«

»Er ist krank«, beschwerte sich der Junge. »Mit seinem Kopf stimmt was nicht. Er ist von einem Dämon besessen.«

Dann begriff ich, was ich getan hatte. Ich fühlte die

Angst wie einen vibrierenden Luftstrom aus dem Haus entweichen, das ich gerade verlassen hatte, und fing an zu lachen. Ich lachte und lachte und fiel dabei auf der Straße auf die Knie. Menschen gingen an mir vorüber und starrten mich an, doch ich konnte sie nicht richtig sehen.

Als ich meine tränenden Augen öffnete, hörte ich hinter mir die Stimme des Sergeants. »Rühr dich nicht von der Stelle!« Ich versuchte, mich wegzudrehen, und er gab einen Schuss ab. »Die nächste Kugel geht in deinen Kopf, also bleib still, falls du an deinem Leben hängst.«

Ich hing nicht an meinem Leben, sonst hätte ich niemals versucht, ihn zu erschießen. Aber da ist etwas Furchteinflößendes an einem Schuss; etwas, das einen unwillkürlich erstarren lässt. Er kam zu mir und trat mir die Pistole aus der Hand. Ich versuchte noch nicht einmal, sie aufzufangen.

»Heb die Pistole auf!«, schrie die Stimme in meinem Kopf. Aber ich konnte nicht. Sie wirkte dort auf dem Boden wie ein totes Insekt, mit ihrem glänzenden Lauf und dem geriffelten Griff.

»Bleib, wo du bist!«, befahl der Sergeant. Er fesselte mir die Hände. Ich versuchte mich umzudrehen. »Beweg dich nicht!«, warnte er mich und drückte mir die Waffe an den Kopf, als er den Knoten an meinem Handgelenk festzog. »Steh auf!«, forderte er schließlich. Ich tat es.

Hinter uns näherten sich Schritte. »Was ist hier los?« Es war der Gefreite.

»Er hat versucht, mich zu erschießen«, murmelte der Sergeant. Der Gefreite lachte ungläubig. »Das ist kein Witz!« Der Sergeant beugte sich nach unten und sah mir ins Gesicht. »Du wirst wegen dieser Sache im Gefängnis landen. Verstehst du das? Man wird dich für dieses Verbrechen einsperren.«

Ich gab keine Antwort. Ich hatte von dem Militärgefängnis in Ositha gehört.

»Vielleicht sind Sie zu hart zu ihm, Sir«, sagte der Gefreite. »Vielleicht wollte er gar nicht schießen. Er steht wahrscheinlich noch immer unter Schock. Ich war überrascht, dass Sie ihn überhaupt hierher mitgenommen haben.«

»Unter Schock?«

»Sie wissen schon.« Der Gefreite sprach mit gesenkter Stimme. »Wegen dem, was mit seinem Bruder passiert ist.«

»Was ist mit seinem Bruder passiert? Der Junge hat nichts davon gesagt.«

Sie sahen sich schweigend an. Ich starrte zu Boden. Dann erklärte ihm der Gefreite, was geschehen war.

»Hey, jetzt wein doch nicht«, sagte er dann an mich gerichtet. Mir lief die Nase, aber ich konnte nichts dagegen tun, weil meine Hände gefesselt waren. »Er sollte bei seiner Familie sein. Dies alles ist ein Missverständnis, und zum Teil trage ich selbst die Schuld daran.«

Der Sergeant zwang mich, ihm in die Augen zu sehen. »Du hättest es mir erzählen sollen«, sagte er. »Ich hätte dich nicht dazu genötigt mitzukommen, wenn du es mir gesagt hättest.«

Ich sah weg. Sie diskutierten weiter, aber ich hörte nicht zu. Dann sprach der Sergeant wieder, sein Gesicht dicht an meinem. »Hör zu! Was auch immer die Hintergründe sind, du hast dich des versuchten Mordes schuldig gemacht. Das ist endgültig. Tut mir leid.«

Ich wusste nicht, was das bedeutete. Ich setzte mich auf den Boden und schloss die Augen. »Passen Sie auf ihn auf«, wies er den Gefreiten leise an, dann ging er zurück zum Haus, um die anderen Jungen für ihren Ab-

marsch in Richtung Grenze bereit zu machen. Der Junge mit dem Silberzahn beschwerte sich noch immer darüber, dass ich seine Pistole genommen hatte, aber der Sergeant beachtete ihn nicht.

In genau diesem Moment erkannte ich, dass die Waffe noch immer vor meinen Füßen lag.

Der Sergeant stand mit dem Rücken zu mir in dem kleinen Haus. Ich warf dem Gefreiten einen verstohlenen Blick zu. Er saß auf der Eingangsstufe eines der zerstörten Häuser und betrachtete seine gefalteten Hände. Ich überlegte, ob er gelähmt war vor Schuldgefühl, weil er vergessen hatte, dem Sergeant zu sagen, was passiert war, oder ob er an etwas völlig anderes dachte. Ich bewegte mich leise. Er sah nicht auf. Da beschloss ich, zu fliehen und nach Kalitzstad zurückzulaufen. Und ein Stein fiel mir vom Herzen.

Ich erinnerte mich an einen Trick, den ich als kleiner Junge eingeübt hatte. Ich ballte die Fäuste und stellte mir vor, wie sich der Strick um meine Handgelenke löste. Ich konzentrierte mich so heftig, dass ich einen Moment lang nichts sehen konnte. Der Knoten lockerte sich. Ich zwang ihn weiter auf. Ich dachte an nichts anderes mehr, als daran, meine Hände zu befreien. Ich konnte meine Handgelenke jetzt bewegen. Ich hörte auf und atmete wieder ein.

Aber sobald ich aufgehört hatte, fühlte ich mich plötzlich, als würde ich fallen. Ich erinnerte mich, dass Stirling tot war.

Ich hatte furchtbare Angst, ins Nichts zu stürzen. Ich redete mir ein, dass, wenn ich es nach Kalitzstad schaffte, alles wieder in Ordnung sein würde, und war nur mäßig überrascht, als ich anfing, es zu glauben. Ich schloss die Augen und versuchte, mein Herz daran zu hindern, so

schnell zu schlagen. Dann hielt ich die Luft an und sprengte den Knoten. Der Strick löste sich, aber ich hielt ihn fest, damit er nicht runterfallen konnte.

Der Gefreite sah auf. »Es tut mir wirklich leid«, sagte er mit gedämpfter Stimme. »Ich weiß nicht, was ich wegen dieser Sache unternehmen soll.« Ich antwortete nicht. Er stand auf, legte sich die Hände an die Schläfen und ging ein paar Meter die Straße runter. In diesem Moment bewegte ich mich. Ich hob die Waffe auf.

Der Sergeant, der plötzlich in der Tür auftauchte, schrie: »Saltworth, verflucht! Ich habe gesagt, Sie sollen auf ihn aufpassen!« Er machte einen Schritt nach vorne.

Dieses Mal zielte ich sorgfältiger. Ich schoss die Scheiben aus den Fenstern des Hauses. Der Sergeant warf die Arme hoch, um sein Gesicht zu schützen, während die anderen Jungen schreiend und rempelnd zur Tür drängten. Ich drehte mich um und rannte los.

Ich hörte, wie sie mir hinterherriefen, aber ich ignorierte es. Ich rannte eine Seitengasse entlang, jagte über den Hinterhof eines Gasthauses und tauchte in einer anderen Straße wieder auf. Ich blieb nicht stehen. Einzelne Soldaten drehten sich zu mir um, als ich an ihnen vorbeilief, aber sie hatten zu tun, und niemand hielt mich auf. Ich erkämpfte mir den Weg durch einen alten Stacheldrahtzaun und über ein brachliegendes Grundstück, im nächsten Augenblick hastete ich wieder durch die engen Straßen. Irgendwo vor mir läutete eine Kirchenglocke. Plötzlich entdeckte ich das Kreuz auf dem Turm und dahinter die Berge, und ich rannte in diese Richtung weiter. Aus irgendeinem Grund wollten meine Arme und Beine nicht richtig funktionieren. Ich stolperte und stürzte mehr als einmal. Aber jedes Mal, wenn ich stehen blieb, meinte

ich, rufende Stimmen hinter mir zu hören, und das trieb mich vorwärts.

Ich kam an einen Zaun und entdeckte dahinter den Kirchhof. Soldaten standen vor dem Tor Schlange, aber ich lief einfach an ihnen vorbei und ließ mich dann auf eine Steinbank neben der Kirchentür sinken. Ich konnte sie nicht länger rufen hören und atmete erleichtert aus. Meine Hände bluteten, seit ich über diesen Stacheldrahtzaun geklettert war. Ich wischte sie an der Hose ab und schloss die Augen.

Als ich sie wieder öffnete, bemerkte ich, dass mich ein junger Gefreiter mit einer Spur von Belustigung beobachtete. Die anderen Soldaten waren inzwischen in die Kirche gegangen; er war der Einzige, der noch draußen war. Er blieb an der Tür stehen. »Die Messe fängt gleich an«, sagte er. »Kommst du nicht rein?« Ich schüttelte den Kopf.

Drinne wurde ein Loblied angestimmt, und es ließ mich daran denken, wie Stirling auf dem Heimweg von der Kirche immer vor sich hingesusmt hatte. Und da wurde mir klar, dass, selbst wenn ich es zurück nach Kallitzstad schaffen sollte, nichts wieder in Ordnung sein würde. Ich wünschte, ich hätte mich von ihnen ins Gefängnis stecken lassen. Manchmal konnten körperliche Entbehrungen das Denken ausschalten. »Geht es dir gut?«, fragte der Soldat, der mich immer noch musterte. »Du wirkst irgendwie besorgt. Du musst einer dieser Kadetten sein, die sie plötzlich eingezogen haben.«

Die Hymne verklang, und er sah in die Kirche, rührte sich aber trotzdem nicht von der Stelle. »Du bist nicht religiös?« Er wandte sich wieder mir zu. Ich schüttelte den Kopf. »Ich auch nicht«, sagte er. »Aber ich bin auf dem Weg an die Grenze. Ich will zur Messe gehen, bevor

wir abmarschieren. Vielleicht ist das die falsche Art zu glauben.« Er zuckte mit den Schultern.

»Ich habe zu Hause einen Bruder etwa in deinem Alter. Er wird fünfzehn und arbeitet unten am Hafen. Er hat mir versprochen, sich um meine Frau und meine kleine Tochter zu kümmern.«

Ich gab keine Antwort. Mein Herz schlug so laut, dass ich ihn zwischendurch nicht verstehen konnte.

Er schien es nicht zu bemerken. Er zögerte, dann setzte er sich neben mich auf die Bank und kramte in seiner Tasche herum. Er zog ein Blatt Papier hervor und glättete es vorsichtig. »Mein kleines Mädchen hat das gezeichnet. Sie ist erst drei, aber sie kann schon zeichnen. Sieh mal.« Er begann zu erklären, was das Bild darstellen sollte. Ich sah ihn weiter wortlos an. Obwohl ich seinen Worten kaum folgen konnte, wollte ich gleichzeitig nicht, dass er mich hier allein zurückließ. Er folgte jeder Linie des Kinderbilds mit dem Finger, dann faltete er es zusammen und steckte es zurück in die Tasche.

Als er schließlich aufstand, um in die Kirche zu gehen, hatten die Psalme bereits begonnen. Er sah mich einen Moment lang stirnrunzelnd an, so als würde er mich erst jetzt richtig wahrnehmen. »Ist das deine Waffe? Sie geben euch Kadetten Schusswaffen?« Dann zuckte er mit den Achseln. »Um ehrlich zu sein, überrascht mich bei diesem Krieg gar nichts mehr. Lass sie mich mal ansehen.«

Er nahm mir schweigend die Pistole aus der Hand, überprüfte sie und drückte den Sicherungshebel nach hinten. »Haben sie dir das nicht beigebracht? Lass ihn in dieser Stellung. Sonst passiert noch ein Unglück.« Er gab sie mir zurück. »Also dann, mach's gut. War nett, mit dir zu sprechen.« Er drehte sich um und betrat die Kirche.

Ich wartete, dass sich mein Herzschlag verlangsamte,

aber die Minuten vergingen, und er tat es nicht. Schließlich stand ich auf und überquerte den Kirchhof. Jenseits des Zauns konnte ich Reihe um Reihe identischer Kriegsgräber sehen. Sie erstreckten sich über einen Kilometer oder noch mehr den Hügel hinauf. Ich blieb am Zaun stehen, wo die Sommerblumen und langen Gräser abrupt endeten, und betrachtete diese zahllosen Gräber. Anschließend schaute ich über sie hinweg und ließ den Blick über die Kornfelder und die Sümpfe und die Ausläufer der Östlichen Berge schweifen. In der Ferne war Kalitzstad als unscharfe, rote Insel zu erkennen. Ich dachte daran, über den Zaun zu klettern und dorthin zurückzulaufen.

Doch das Nächste, woran ich mich erinnern konnte, war, dass ich auf den Knien im Gras lag, und die Tränen strömten mir übers Gesicht. Der Schmerz in meinem Herzen war so schlimm, dass ich glaubte zu sterben. Ich überlegte, ob ich es vielleicht wirklich gerade tat. Man kann sterben, nur indem man sich wünscht, tot zu sein. Als ich ungefähr vier war, hatten wir einen Hund, der auf diese Weise gestorben ist. Meine Eltern hatten seinen einzigen Welpen verkauft, und er lag anschließend einfach wie ein Stein auf seiner Matte, bis er eines Tages nicht mehr aufwachte. Genauso fühlte ich mich jetzt. So, als ob mein Herz einfach aufhören würde zu schlagen, wenn ich daran dachte, dass Stirling tot war.

Und dann hörte ich jemanden ganz in der Nähe sprechen. Ich drehte mich um. Aber da war niemand. Es war wieder Die Stimme, die jetzt völlig anders sprach als zuvor. »Wenn du es nach Kalitzstad zurückschaffst, wird alles wieder in Ordnung sein. Geh in die Stadt zurück, dann wirst du schon sehen.« Ich war noch nicht mal überrascht darüber, wie laut sie klang. Es interessierte mich nicht.

Meine Beine zitterten, und meine Hände wurden langsam so schwach, dass sie die Waffe kaum noch halten konnten. Ich weiß nicht, warum ich nicht zuließ, dass ich an Stirling dachte, sondern mich stattdessen noch immer weinend dazu zwang, aufzustehen und über den Zaun zu klettern, bevor ich anschließend losmarschierte. Vermutlich aus demselben Grund, aus dem ich erstarrt war, als der Sergeant den Schuss abgegeben hatte.

Nicht, weil ich am Leben hing, sondern weil das Leben mich noch immer in Besitz hatte.

Während ich über das offene Land stolperte, flehte ich Die Stimme an, mich zu beschützen, mich irgendwo anders hinzuführen, damit ich nicht nachdenken musste. Ich erinnerte mich an den Traum – der englische Nebel, das Mädchen, der Prinz und Aldebaran. Ich wollte in eine Zeit zurückkehren, bevor Stirling gestorben war, oder an einen Ort, wo keiner von uns existierte – weder Stirling noch Großmutter oder der Sergeant, auf den ich geschossen hatte, noch ich selbst, Leo North. Ich konzentrierte all meine Willenskraft darauf. Vielleicht lag es daran, dass ich so müde war, aber ich fing an, Bilder zu sehen. Aldebaran, der an einem Tisch in diesem anderen Land saß und Papiere durchsah. Den Prinzen, der neben ihm stand. Das Mädchen, Anna, das tanzte ...

»Ryan, du passt nicht auf.« Aldebaran schob seinen Stuhl zurück.

»Was?« Ryan drehte sich zu ihm um.

Aldebaran schloss das Buch und trat neben ihn an das Fenster. »Wohin siehst du?«

»Nur zum Hotel.« Ryan deutete auf das weiße Stein-gebäude, das einen halben Kilometer entfernt am Ufer

des Sees stand. »Entschuldige, Onkel, ich war mit den Gedanken woanders.«

»Soll ich sie dir noch mal vorlesen? Ich bin gerade die Nachrichten von unseren Verbündeten durchgegangen. Ich wollte deine Meinung darüber wissen, ob wir ihre geplante Sabotagekampagne stillschweigend billigen oder ihnen sagen sollen, dass sie warten müssen, bis deine Rückkehr ins Land unmittelbar bevorsteht.«

»Onkel, was auch immer ich sage, du wirst trotzdem das tun, was du selbst für das Beste hältst.«

»Das mag sein, aber ich will trotzdem deine Meinung dazu wissen. Es wird der Tag kommen, an dem du allein regieren musst. Ryan, du hörst schon wieder nicht zu.«

»Dieses Mädchen, das wir getroffen haben ... Diese Anna ...«

»Was ist mit ihr?«

»Warum hast du sie so angesehen? So, als wäre dir der Name Devere bekannt vorgekommen.«

Aldebaran setzte sich wieder hin und betrachtete nachdenklich den Füller in seiner Hand. Schließlich sagte er: »Wenn ich es dir erzähle, wirst du es nicht an sie weitergeben. Ich weiß, dass du dort gewesen bist und mit ihr gesprochen hast.«

»Ich bin heute Morgen zufällig am Hotel vorbeigelaufen, das ist alles.«

»Dies ist eine ernste Angelegenheit. Verstehst du das? Du behältst es für dich!«

Der Junge zögerte einen Moment. Dann sah er Aldebaran fest in die Augen. »Ja, Onkel. Ich verstehe.«

Anna drehte inmitten des leeren Speisesaals Pirouetten, und ihre Augen waren auf das Fenster gerichtet, an dem Ryan stand. Aus dieser Entfernung konnte sie nicht se-

hen, dass er dort war, aber die Scheibe reflektierte das Sonnenlicht, und sie fixierte den Blick darauf, um ihre Position zu halten. »Kommst du bitte und hilfst mir mit der Bügelwäsche?«, rief Monica aus der Küche, doch Anna hörte sie nicht.

Erst als Monica nach ihrem Arm griff, wirbelte sie erschrocken herum und landete hart auf dem Dielenboden. »Kommst du bitte und hilfst mir?«, wiederholte ihre Tante. Anna folgte ihr.

Im Korridor kamen ihnen Gäste entgegen, die gerade das Gebäude verließen. Daniel, der Koch, stand an der Spüle und wusch die letzten Pfannen vom Frühstück ab.

»Ist das das Haus, wo Ryan und sein Onkel leben?«, fragte Anna. »Das dort drüben am Seeufer?«

»Ja, das ist Lakebank«, antwortete Monica. »Es ist ein altes Herrenhaus. Hier, nimm das mal. Ich werde versuchen, den Wasserkessel zu reparieren.«

»Ein Herrenhaus?«, staunte Anna, als sie ihr die Bügelwäsche abnahm. Monica untersuchte die über den Tisch verstreuten elektrischen Bestandteile des Kessels. »Kennst du sie gut?«

»Niemand kennt sie gut. Sie bleiben unter sich. Angeblich gehören sie dem Landadel an.«

»Ist das wahr?«

»Offenbar. Mr. Field ist, glaube ich, so eine Art Einsiedler. Warum sollte er sonst auch in so einem großen Haus mit drei Meter hohen Toren und all dem leben? Ich spreche jedoch manchmal mit Ryan, wenn er hier vorbeikommt. Er ist ein höflicher Junge. Sein Onkel erzieht ihn sehr streng.«

»Er scheint ein seltsamer Mann zu sein.«

»Er ist ein Eigenbrötler, aber sonst gibt es nichts gegen ihn zu sagen.«

Daniel hängte seine Schürze auf und nahm seine Wagenschlüssel von der Anrichte. »Sie werden ihn nie reparieren können«, sagte er zu Monica, während er sich über ihre Schulter beugte, um den Wasserkessel in Augenschein zu nehmen. »Sie hätten ihn nicht selbst zerlegen sollen. Kaufen Sie besser einen neuen, wenn ich Ihnen einen Rat geben darf. Ich fahre jetzt nach Lowcastle; in ein paar Stunden bin ich zurück.« Er drehte sich um und verließ die Küche. Monica strich sich die Haare aus dem Gesicht und sah ihm finster nach. Sie hatte dieselben blonden Locken wie Annas Mutter; und sie fingen nun das Licht ein, als sie ungeduldig den Kopf schüttelte.

»Worüber haben wir gerade gesprochen?«, fragte sie. »Ach ja, über Mr. Field. Es gibt nicht viel mehr über ihn zu erzählen. Es heißt, dass er hier schon seit fünfzehn oder zwanzig Jahren lebt, und trotzdem kennt ihn niemand.«

Während ich lief, erzählte mir Die Stimme eine verschwommene, bruchstückhafte Geschichte, die kaum wahr sein konnte. Vielleicht wünschte ich mir so verzweifelt, irgendwo anders zu sein, dass mein Gehirn sich diese Dinge ausgedacht hatte – den Prinzen; das Mädchen, das unsere englische Verwandte war; Aldebaran, der auf der Türschwelle eines Fremden aufgetaucht war. Nach einer Weile wurde ich zu müde. Alles, was ich jetzt noch sehen konnte, war das, was vor mir lag: das Sumpfland und dann die menschenleeren Berge, über die der Wind fegte. Es herrschte eine solch trostlose Leere, dass mir beim Gehen die Tränen in die Augen traten und ich an Stirling dachte, weil ich nicht mehr die Kraft hatte, mich dagegen zu wehren. Aber ich ging weiter.

Schließlich wurde es so dunkel, dass ich anhalten musste. Ich konnte zwar die Lichter von Kalitzstad sehen, aber ich konnte nicht erkennen, wohin ich meine Füße setzte. Ich stolperte und fiel hin. Danach stand ich nicht mehr auf. Mit dem Kopf auf einem Stein lag ich einfach nur da und wartete auf den Sonnenaufgang. Ich verstand nicht, warum ich die Stadt noch nicht erreicht hatte, aber sie war noch immer mehrere Kilometer entfernt, und ich konnte nicht mehr weiter.

Nachts war es gespenstisch in den Bergen. Ich hörte langsame Schritte im Gras, die erst näher kamen und sich dann wieder entfernten. Jemand atmete. Die Dunkelheit drängte sich an mich heran, und ich sah etwas in ihr funkeln. Vielleicht beobachtete mich jemand und wartete ab, bis ich die Augen geschlossen hatte, bevor er sich heranzuwagen würde. Nur, dass ich mir nicht ganz sicher war, ob es real war oder ob ich mir das alles nur einbildete oder ob ich bereits träumte.

So ist es jetzt also die ganze Zeit über für dich, Stirling, dachte ich. Allein in der Dunkelheit, mit niemandem als den Toten zur Gesellschaft. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen. »Stirling ist nun im Himmel«, sagte Die Stimme, die plötzlich wie Großmutter oder Pater Dunstan klang. »Schlaf jetzt.« Ich schloss die Augen.

Ich lauschte den Schritten und stellte mir vor, dass es Die Stimme wäre, die im Schutz der Dunkelheit, wo ich sie nicht sehen konnte, Gestalt angenommen hätte und nun wie ein Schutzengel um mich herumschlich. Während ich mich dem Schlaf ergab, begriff ich, dass die Schritte nur mein eigener Herzschlag waren.

Und selbst in dieser Wildnis träumte ich. Ich träumte wieder von England – und über Aldebaran, dem Prinzen und Anna schienen dieselben Sterne.

»Hör jetzt auf zu tanzen, Anna«, rief Monica. »Es ist schon spät. Du wirst die Gäste stören.«

»Ich muss aber üben!«

»Ich weiß. Aber kannst du das bitte morgen machen? Außerdem wirst du den Boden ruinieren, wenn du mit diesen Schuhen tanzt.«

»Ich hatte nicht die Zeit hochzugehen und meine Ballettschuhe anzuziehen, sonst hätte ich es getan.«

»Bist du mit dem Kehren fertig?«

»Ja. Ich habe den Besen weggeräumt.«

Anna hielt inne und lehnte sich gegen den Stapel Tische in dem verlassenen Speisesaal. Durch die offenen Türen konnte sie den Sternenhimmel sehen, dessen Muster sie gut kannte.

Mit klappernden Absätzen räumte Monica in der Küche auf. »Siehst du dir die Sterne an?«, fragte sie plötzlich. Anna nickte. »Ich kann mich noch erinnern, als du vier warst und Mutter dir dieses Astronomie-Buch mitbrachte. Du warst so wild entschlossen, alle Namen und Positionen zu lernen. Michelle dachte, dass du zu jung wärst für ein Buch über Astronomie, aber möglicherweise gab es da jemanden, der dich besser kannte.«

Monica verfiel in Schweigen. Anna dachte nun an die klaren Nächte in dem Winter nach dem Tod ihrer Großmutter zurück, in denen sie das Buch gegen den Heizkörper unter ihrem Fenster gestützt und die Sternkonstellationen gelernt hatte. Monica, die im Durchgang zur Küche lehnte, dachte gerade an dasselbe. In der Dunkelheit konnten sie die Wasserfälle hören. Sie waren irgendwo in der Nähe jenseits der geöffneten Türen.

Monica stand noch immer dort, als Anna in die Küche zurückkehrte. Ihre Tante blickte zu den Fotos auf dem Fenstersims. »Weißt du, was komisch ist?«, fragte sie und drehte sich dabei um.

Anna trat neben sie. »Was denn?«

»Wir sind die Einzigen, die noch übrig sind – Michelle, du und ich.«

Es war wahr. Die Hälfte der Menschen, die auf den Fotos so vergnügt lachten, war gestorben. »Das ist der Grund, warum ich hergekommen bin, um dir zu helfen«, sagte Anna. »Wir sind noch immer eine Familie.«

Monica sah sie an und schien etwas sagen zu wollen, dann legte sie die Hand auf Annas Schulter. »Ich weiß nicht, was dieses Foto von Richard immer noch hier macht. Ich sollte es wegräumen.« Sie nahm das Foto ihres geschiedenen Ehemanns zur Hand, wischte den Staub ab – und stellte es zurück.

Anna fiel in diesem Augenblick etwas ein. »Monica – wegen deines Vaters.« Sie sah in Richtung des Fotos.

»Ja? Was ist mit ihm?«

»War sein Nachname nicht Field?«

»Das ist es, was Mutter uns erzählt hat. Es spielt aber sowieso keine Rolle mehr. Warum interessierst du dich für ihn?«

Anna schüttelte den Kopf. »Das tue ich gar nicht. Entschuldige bitte.«

»Du solltest jetzt besser zu Bett gehen, meinst du nicht? Ich will um Viertel vor sechs mit dem Frühstück anfangen.« Anna war schon fast zur Tür hinaus, als Monica hinzufügte: »Hör zu, ich werde dafür sorgen, dass du morgen Zeit zum Üben hast. Ich weiß, dass dieses Vortanzen wichtig für dich ist. Okay?«

Anna nickte, dann drehte sie sich um und lief den ver-

dunkelten Korridor entlang, wobei sie sich die schmerzenden Muskeln ihrer Arme rieb. Draußen auf der Straße fuhr ein Auto vorbei, und das hereinfallende gelbe Licht der Scheinwerfer schimmerte schwach auf den Edelsteinen ihres Anhängers. Gedankenverloren wickelte sie die Kette um die Finger, während sie die Treppe hochstieg. Es war dieselbe Halskette – die mit dem Vogel, dem ein Stein fehlte –, die sie schon ihr ganzes Leben trug.

Anna schlief in dieser Nacht mit der Kette in der Hand ein. Im Traum sah sie sich viele Jahre später tanzen. In der Dunkelheit jenseits der Bühne saß ihre Familie – all die Menschen auf Monicas Fotos und den Fotos neben ihrem Bett, so als wären sie nie gestorben. Und in dem Traum konnte sie ihre zukünftige Familie sehen – einen hoch gewachsenen Mann und ein Kind –, deren Gesichter vom Licht eingerahmt und so zu Gold verwandelt wurden, während sie stolz zu ihr hochsahen.

»Ich kann sehen, was du denkst«, sagte Aldebaran.

»Onkel, ich weiß, dass du das kannst.« Ryan gähnte.  
»Deine größte Begabung ist die Prophezeiung.«

Aldebaran musste über seinen Ton lachen. »Sei nicht so abfällig. Man braucht keine besondere Begabung, um deine Gedanken zu kennen, wenn du auf diese Weise zum Hotel rübersiehst.«

»Ich habe gerade gedacht, dass diese Sommernächte sehr klar sind«, behauptete Ryan. »Man kann die Wasserfälle hören. Das war alles.«

Sie saßen eine Minute lang schweigend da und lauschten. Dann sagte Aldebaran: »Sieh dir das hier noch mal an. Die Hauptursachen für den alcyrischen Grenzkrieg. Ich bin nicht überzeugt, dass du es richtig verstanden hast.«

Ryan gähnte wieder. »Es ist schon spät ...«

»Ryan.« Aldebaran schob seinen Stuhl zurück und brachte damit einen Bücherstapel zum Einsturz. »Du weißt, dass das hier wichtig ist. Dies sind die Hauptursachen für den Krieg; gleichzeitig sind es die Hauptursachen für das Scheitern von Luciens Regierung. Weißt du, was er heute getan hat? Er hat Kadetten an die Grenze beordert – Jungen in deinem Alter –, und er hat der Armee befohlen, an einem Sonntag zu marschieren. Monarchen haben ihr Land schon aus nichtigeren Gründen verloren. Also, sieh es dir noch mal an.«

Auf der anderen Seite des Sees schlug die Kirchturmuhren zwölf. Ryan begann von vorne.

*Wenn ich träume oder aus der Dunkelheit in einen hellen Raum komme, denke ich manchmal für eine Sekunde, dass Stirling da ist. Sogar während ich das hier geschrieben habe – während ich noch einmal verloren war in den Tagen vor seinem Tod und den Tagen, die direkt darauf folgten – fing ich an, mir einzubilden, dass er da wäre, irgendwo am Rand meines Sichtfelds. Ich sprang jedes Mal auf und fing an, mit ihm zu sprechen. Und dann erinnerte ich mich. Er ist der Einzige, mit dem ich jetzt noch spreche, aber er antwortet nie. Aber manchmal bin ich mir da nicht so sicher.*

*Ich lehne mich an die Brüstung und beobachte, wie sich die Kutschen über den Burgfelsen nach unten bewegen. Die Hälfte der Gäste ist schon gegangen, trotzdem spielt die Musik leise weiter. Ich lausche ihr schweigend. Ich kann jeden Ort sehen, den ich dir in diesem Buch zu beschreiben versucht habe – das umzäunte Brachland, wo früher meine Schule war; die Zitadellstraße; den Friedhof. Ich habe versucht, mich an die Orte zu erin-*

nern, die mich früher gefangen gehalten haben, aber sie erschienen mir plötzlich wie Teile einer Geisterstadt. Kalitzstad ist tot. Als Stirlings Seele gegangen ist, wurde auch allem anderen das Leben ausgesaugt.

Als kleiner Junge habe ich geglaubt, dass meine Mutter und mein Vater zurückkehren würden. Ich habe ganz fest daran geglaubt. Wenn ich mich damals neben mein Bett kniete, um meine Gebete zu sprechen, fasste ich anschließend immer an mein goldenes Taufarmband. Ich drehte es dreimal herum, flüsterte ein paar Worte und stellte mir vor, einen Zauber zu wirken, der sie zu uns zurückbringen würde. Aber die Zeit verging, und sie kamen nicht. Diese Art von Magie verflüchtigte sich schon vor Jahren – sobald ich begriffen hatte, dass sie niemals zurückkehren würden. Ich konnte es nicht beweisen. Ich wusste es einfach. Es gibt Dinge, die man tief im Herzen weiß, ohne dass man einen Beweis braucht.

Aber da war noch eine andere Magie, die ich immer als selbstverständlich betrachtet hatte. Vor Stirlings Tod gab es eine Art von Zauber, der hinter allem glitzerte und die Dinge lebendig machte. Vielleicht war es das Potenzial dieser Dinge, an jedem nächsten Tag stets größer oder besser sein zu können. Aber Stirling kann niemals mehr sein als acht Jahre, acht Monate, eine Woche und zwei Tage, und deshalb ist auch alles andere auf der Welt zum Stillstand gekommen. Inzwischen weiß ich, dass es keine Magie gibt. Es hat sie nie gegeben. Jede Magie ist mit Stirlings Tod für immer verschwunden.

Ich werde fortfahren. Da sind noch viele andere Dinge. Dies ist mein Geständnis an dich, und es ist noch nicht zu Ende. Aber ich kann noch nicht weiterlesen. Stattdessen stehe ich allein hier draußen und lasse das Buch aus meiner Hand gleiten. Der Wind fegt über die Brüstung

*und spielt mit den Blättern der Bäume unter mir. Ich werde fortfahren. Nach einer Weile werde ich das Buch aufheben und weiterlesen. Aber jetzt noch nicht.*



**I**ch wachte draußen in den Bergen auf und hatte vergessen, warum ich dort war. Ich lag auf dem kalten Gras, hatte den Kopf auf einen Stein gebettet und den Mantel als Decke über mich gebreitet. Eine silberne Tauschicht überzog ihn. Ich hatte von Aldebaran geträumt. Ich stand auf und streckte meine schmerzenden Arme aus. Dann fiel mir ein, was am Tag zuvor passiert war und dass Stirling nicht mehr lebte. Ich fiel wieder auf die Knie und verharrte dort, unfähig, mich zu bewegen. Ich denke, ich betete darum, als jemand anderer aufwachen zu dürfen. Aber ich war bereits als Leo aufgewacht, und ganz gleich, wie lange ich dort kniete, das Entsetzen und die Übelkeit würden mich nicht mehr loslassen.

»Du kannst jetzt schneller gehen, nachdem du dich ausgeruht hast«, sagte Die Stimme. Etwas ließ mich taumelnd auf die Füße kommen, den Mantel aufheben und wieder loslaufen.

Mir taten die Beine so weh, dass ich sie kaum anheben konnte, und in meinem Kopf spürte ich ein unerträgliches Pochen. Ich wusste nicht, woher diese Müdigkeit kam, aber sie war sehr real und machte es mir unmöglich, an etwas anderes zu denken als daran weiterzulaufen. Zu-

mindest diese kleine Gnade war mir vergönnt. Aber ich fragte mich, ob ich auf diese Art wohl mein restliches Leben verbringen würde – indem ich fieberhaft irgendwas anderes tat, um mich nicht daran zu erinnern, dass Stirling tot war, bevor dann dieses plötzliche Begreifen einsetzte, das schlimmer war, als wenn ich die ganze Zeit über daran gedacht hätte. Ich versuchte, Die Stimme dazu zu überreden, mir wie am Vortag eine Geschichte zu erzählen, aber sie schwieg beharrlich.

Nachdem ich einige Stunden lang weitergegangen war, stolperte ich auf dem Gipfel eines Hügels, und taumelte wieder nach unten. Ich landete auf dem Rücken in einem überschatteten Tal. Erst nachdem ich eine Weile dalag, bemerkte ich, dass ich diesen Ort kannte – es war das Tal, von dem ich Stirling erzählt hatte. Das Tal, in das wir gehen würden, sobald er wieder gesund war. Ich schritt mitten in die weite Fläche aus Wildblumen. Sie verblühten bereits, und das brachte mich zum Weinen. Seit Stirling gestorben war, schien alles, was ich berührte, zu verwelken.

Als ich aufhörte zu weinen, lag das Tal im Schatten, und die Vögel zogen über den dunkler werdenden Himmel. Ich stand auf, humpelte hinunter zum Bach und wusch mir die Tränen vom Gesicht. »Geh in die Stadt zurück«, sagte Die Stimme. »Es ist noch ein paar Stunden lang hell. Kehr nach Kalitzstad zurück, und alles wird in Ordnung sein.«

Vielleicht glaubte ich wirklich daran, dass alles wieder in Ordnung sein würde, wenn ich Kalitzstad erreichte. Auf jeden Fall lief ich weiter. Während ich vorwärtsstolperte, hatte ich immer wieder das Gefühl, gleich ohnmächtig zu werden, sodass ich mich alle paar Minuten

hinsetzen musste, bis es abgeklungen war. Die Hügel um mich herum waren niedrig, aber sie wirkten wie die höchsten Berge. Ich schwitzte und fröstelte gleichzeitig. Es ging mir nicht gut. Aber ich würde es schaffen. Ich fing an zu glauben, dass der Grund für alles – meine Müdigkeit und Schwäche, das schreckliche Gewicht, das auf mein Herz drückte, und sogar Stirlings Tod – der war, dass ich die Stadt noch nicht erreicht hatte. Sobald ich durch das Tor kam, würde alles in Ordnung sein. Ich fühlte nun gar nichts mehr – ich dachte nur noch an die Stadt und die Entfernung und Die Stimme.

Schließlich wurde die Hügellandschaft zu ebenem Untergrund. Ich schritt an den überfluteten, gleich ausgeschlagenen Zähnen verstreuten Gräbern vorbei, wo die Ungeduldeten begraben waren. Ich überquerte die Kreisstraße, schwankte kurz, stolperte weiter und erreichte schließlich den Eingang des Friedhofs. Dort standen Soldaten Wache – dem äußeren Anschein nach Kadetten. Ihre Schatten wuchsen mir entgegen, sie fielen über Gräber und Grund, ohne Unterschied. Es musste etwa sechs Uhr abends gewesen sein. Sie schrien mir etwas entgegen, so als hielten sie sich für wichtige Männer, aber ich ignorierte sie und ging einfach an ihnen vorbei.

Ich war seit Stirlings Beerdigung nicht mehr auf dem Friedhof gewesen. Ich hatte nicht darüber nachgedacht, was ich tun würde, wenn ich die Stadt erreichte. Nun fand ich mich auf der Suche nach seinem Grab wieder. Ich ging zwischen den Grabsteinen umher. In der Luft hing ein dichter, hellgelber Nebel; er irritierte meine Augen. Ich fand das Grab. Die aufgetürmte Erde war inzwischen eingesunken, sodass der Torf in der Mitte absackte. Auf dem Grab waren Blumen, und auf dem Holzkreuz stand nun unter Stirlings Namen eine Inschrift: »Sei ge-

treu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.« Großmutter hatte das ohne mich ausgesucht. Stirling hätte es trotzdem gefallen.

Plötzlich dachte ich, dass er gar nicht imstande wäre, die Worte ohne Hilfe zu lesen. Warum kam mir dieser Gedanke? Weil ich mir für einen ganz kurzen Moment vorgestellt hatte, wie Stirling nach unten sah und auf dieselbe Weise mit der Inschrift auf seinem eigenen Grabkreuz kämpfte, wie damals, als er Aldebarans Namen buchstabiert hatte. Weil es sich so anfühlte, als könnte er mich sehen, wenn ich hier neben seinem Grab stand. »Kannst du mich hören, Stirling?«, fragte ich, wenn auch nur in meinem Kopf. »Kannst du mich sehen?« Es kam keine Antwort. Vielleicht konnte er es nicht.

Ich fiel dort auf dem schattigen Grab zu Boden, sodass mein Kopf an dem Kreuz lag und die Beine bis auf den Pfad hinausreichten. Stirling war gut drei Köpfe kleiner gewesen als ich. So nah an meinem Gesicht rochen die Blumen widerwärtig und staubig. Ich lag dort, als ob ich tot und dies mein eigenes Grab wäre, und dachte an Stirling – so nah, dort unter der Erde. Ich wünschte, ich könnte sein Gesicht noch einmal sehen.

Ich hatte mich inzwischen daran gewöhnt zu weinen. Ich weinte nun um mich selbst, weil mir heiß und übel war, weil ich müde und der Weg nach Hause noch lang war, und weil ich niemals wieder glücklich sein könnte. Ich hatte es satt, unglücklich zu sein. Jedes Mal, wenn ich nun an Stirling dachte, war ich unglücklich. Wenn ich zuvor, als er am Leben war, an ihn gedacht hatte, war mir irgendeine lustige Sache, die er gesagt hatte, oder unser letztes Gespräch eingefallen, oder ich hatte mir überlegt, was er wohl im Moment tat. Nun war das Einzige, woran ich dachte, seine Krankheit und sein Tod. Und alles erin-

nerte mich daran. Mein Leben schien sich endlos in einem dunklen, verschwommenen Nebel auszudehnen. »Hilf mir, Stirling«, sagte ich in Gedanken. »Hilf mir, Stirling. Ich kann nicht mehr.«

Ich hatte wieder einen Traum. Sie wurden immer realer, immer eindringlicher. Mit Tränen in den Augen trug das Mädchen Wäsche in einen grauen Hinterhof. Ich konnte sie auf dieselbe Weise sehen, wie ich mir vorstelle, dass irgendwelche Geister von oben auf Malonia herabsehen. Der Junge kam über den Rasen auf sie zu, aber sie bemerkte ihn nicht.

»Anna«, sagte Ryan. Sie erschrak und sah hoch. Er lächelte sie an. Über ihnen ballten sich Wolken am Himmel zusammen. Ein paar Regentropfen prasselten gegen die Laken auf der Wäscheleine. »Lass mich dir dabei helfen.«

»Ich schaff das schon. Keine Sorge.«

Da zersprengte ein lauter Donner den Himmel, und der Regen fiel polternd auf die Dächer der Autos und ließ die Bäume an den Hängen erschauern. Ryan nahm die letzten Wäschestücke ab und rannte hinter ihr her auf die Hoteltür zu.

In der Küche legte er die Wäsche auf den Tisch, dann fuhr er sich lachend mit den Händen durch die nassen Haare.

»Danke«, sagte Anna.

»Ich sollte jetzt besser gehen. Wie ich sehe, hast du zu tun.« Sie schüttelte den Kopf. »Vielleicht werde ich dann warten, bis der Regen aufgehört hat.«

»Soll ich uns Tee machen?«

Er nickte. »Gern. Um die Wahrheit zu sagen, bin ich froh, hier gestrandet zu sein. Mein Onkel hat mich um

sechs geweckt, um noch einmal einen Punkt in Geschichte mit mir durchzugehen, von dem er glaubt, dass ich ihn gestern falsch verstanden hätte, und dementsprechend war er dann den ganzen Tag über gelaunt. Manchmal frage ich mich, ob er geistig ganz gesund ist.« Dann lachte er nervös, so als ob er Angst hätte, dass Arthur Field ihn hören könnte. »Trotzdem muss ich mich in meinem Beruf an so etwas gewöhnen. Ich meine, in dem Beruf, den ich ergreifen werde.«

»Und welcher wird das sein?«, fragte Anna, die gerade versuchte, den zerbrochenen Gasring mit Daniels Feuerzeug anzuzünden.

Ryan schüttelte den Kopf. »Nicht so wichtig. Aber, Anna, verrät mir eins – ich wollte dich das schon fragen, als ich gestern herkam und am Tag davor ...«

»Als ich dich angesprochen habe?«

»Nein, später. Ich habe dich tanzen gesehen und mich gefragt, wofür du da trainierst.«

»Für ein Vortanzen an der Tanzakademie.« Sie sagte es, ohne sich umzudrehen.

»Ist das dein Ernst?« Ryan hob die Brauen und lächelte leise. Sie stellte einen Wassertopf auf den Gasring. »Kein Wunder, dass du so gut bist!«

»Ich bin nicht wirklich gut«, widersprach Anna. »Aber für irgendetwas muss man sich anstrengen. Jeder tut das.«

»Du musst gut sein, wenn du eine Chance zum Vortanzen bekommen hast.«

»Reiner Zufall; ich hatte einfach nur Glück.«

»Ist das wirklich deine Meinung? Du kannst so gut tanzen – du musst jahrelang trainiert haben –, und trotzdem glaubst du, dass alles nur Zufall ist?«

Anna schüttelte den Kopf. Sie hatte gerade an den Tag

zurückgedacht, als sie fünf Jahre alt gewesen war und ihre Großmutter mit ihr zum Greysands Beach gefahren war. Sie waren meilenweit über den Sand gelaufen und hatten dabei Emilies Lederhandtasche mit Muscheln und Steinen gefüllt. Dann war das Sonnenlicht schwächer geworden, und ihre Großmutter hatte gesagt: »Zeit, nach Hause zu fahren, mein Engel.«

Anna wollte noch eine allerletzte Muschel finden, und dann noch eine. Emilie hatte jedes Mal lachend zugestimmt. Endlich hatte Anna entschieden, dass es nun genug wären. Sie hatten sich umgedreht und waren Hand in Hand zum Auto zurückgegangen. Es war spät geworden, und sie gerieten in dichten Verkehr. Wenn Anna eine Muschel weniger oder eine mehr gesammelt hätte, wäre das, was als Nächstes geschah, niemals passiert.

»Alles ist reine Glückssache«, wiederholte sie. »Ob man nun ein Tänzer wird oder nicht – alles hängt vom Zufall ab.«

»Wie hast du dann die Chance bekommen, für die Tanzakademie vorzutanzen?« Er grinste.

Doch sie antwortete ganz ernsthaft. »Der Direktor der Clara Nichols Akademie der Darstellenden Künste war zusammen mit meinem Tanzlehrer auf Tournee in Russland. Es ist ein persönlicher Gefallen von ihm. Vor ein paar Wochen wurde in allerletzter Minute ein Stipendiumsplatz frei, und mein Lehrer fragte, ob ich dafür vorzutanzten könnte, bevor sie ihn an einen der Bewerber vergeben, die bei dem Casting im Frühling nur knapp gescheitert sind.«

Ryan lachte, und sie lächelte zurück, wenn auch zaghaft. Dann drehte sie sich wieder zu dem Wassertopf um und sah zu, wie die Bläschen aufstiegen.

»Das ist es wohl, was euch Engländer ausmacht«, sagte

Ryan. »Ihr habt eure Träume. Und das ist eine gute Sache. Eines Tages wirst du Berufstänzerin sein, das weiß ich.«

»Monica hat mir gestern einen Job angeboten. Sobald ich mit der Schule fertig bin. Was hältst du davon?«

Ryan sprang auf, und sie drehte sich um. »Du solltest auf die Tanzakademie gehen. Wenn es das ist, was du machen willst, dann darfst du nicht aufgeben. Wenn du mich fragst, solltest du noch nicht einmal hier sein, um ihr zu helfen, wenn du eigentlich für das Vortanzen trainieren müsstest. Lass deine Familie sich selbst um ihre Angelegenheiten kümmern.«

»Ich musste herkommen«, widersprach Anna. »Monica könnte kein Geschäft wie dieses hier ohne die Hilfe der Familie führen. Du kannst tun, was immer dir gefällt, Ryan – du musst nicht für deinen Lebensunterhalt arbeiten.«

Für einen Moment erwiderte er nichts. Stattdessen setzte er sich wieder an den Tisch. Sie schenkte den Tee ein und stellte eine Tasse vor ihn hin. »Wenn ich ein englischer Junge gewesen wäre, hätte ich Künstler werden wollen«, sagte er schließlich. »Aber meine Ziele unterliegen nicht meiner Kontrolle.«

»Was soll das heißen?«

»Nichts. Es heißt nichts. Es heißt, dass ich weiß, wie entscheidend der Glücksfaktor ist – natürlich weiß ich das. Wenn ich als jemand anderer geboren worden wäre, hätte ich tun können, was immer ich wollte. Das ist der Grund, warum ich finde, dass du das Tanzen nicht aufgeben darfst. Wie hart auch immer du vielleicht kämpfen musst, du hast deine Zukunft trotzdem weit mehr in der Hand als ich meine.«

Ihr fiel nichts ein, was sie darauf hätte sagen können. »Du wolltest Künstler werden?«, fragte sie also.

»Na ja, als kleiner Junge habe ich pausenlos gezeichnet. Ich werde irgendwann mal ein Bild für dich machen, dann kannst du selbst urteilen, ob aus mir einer geworden wäre.«

»Einverstanden.« Ihre Mundwinkel hoben sich, aber das Lächeln verblasste schnell.

Schweigend tranken sie Tee. Über ihnen trampelten ein paar Kinder so wild über den Korridor, dass die Decke knarzte.

»Du wirkst heute traurig, Anna«, wagte Ryan schließlich den Vorstoß.

Die Art, wie er es gesagt hatte, ließ sie zu ihm hochsehen. So als ob er sie gut kennen und sich um sie sorgen würde. »Nein. Eigentlich nicht.«

Angestachelt von einer Windbö prasselte der Regen nun noch heftiger gegen die Fensterscheibe. Ryan sah hinüber. »Ist das deine Familie?« Er stand auf, um sich die Fotos anzusehen.

»Deine Mutter sieht aus wie Monica«, bemerkte er. »Aber die andere Frau ist dir wie aus dem Gesicht geschnitten. Ist das deine Großmutter?« Anna nickte. »Und der Mann ist dein Vater?«

»Ja. Er ist gestorben.«

Ryan sah sie an. »Das tut mir leid.« Er wandte sich wieder dem Foto zu. »Er sieht aus wie ein guter Mann.«

»Ich habe ihn eigentlich gar nicht gekannt. Er starb, als ich ein Jahr alt war. Aber nach dem, was mir meine Mutter erzählt hat, war er tatsächlich ein guter Mann.«

»Was weißt du über ihn?«

Anna wusste eine Menge über ihren Vater – er war durch Monicas und Michelles Geschichten für sie zur Legende geworden. Aber sie konnte sie nicht diesem Jungen, den sie kaum kannte, weitererzählen, selbst wenn

sie inzwischen jeden Tag mit ihm sprach. »Nichts ... Ich weiß wirklich überhaupt nichts über ihn.«

»Er sieht jung aus auf dem Bild.« Ryan berührte vorsichtig den Rahmen.

»Da ist er achtzehn. Sie hatten kurz davor geheiratet. Ein Jahr, bevor ich geboren wurde.«

Ryan starrte weiter das Foto an, so als wäre es ein Fenster in eine andere Welt. »Ich habe keine Familie mehr.«

»Abgesehen von deinem Großonkel, meinst du.«

»Ja, natürlich. Und dann noch einen Onkel – der Bruder meiner Mutter – da, wo ich herkomme. Aber ich hasse ihn. Es gibt niemanden – fast niemanden –, dem ich mehr den Tod wünsche als ihm.«

»Fühlst du dich nicht schlecht dabei, so über deinen Onkel zu denken?«

»Vielleicht sollte ich das. Aber du kennst ihn nicht.«

»Was ist mit deinen Eltern?«

Obwohl sich sein Gesicht nicht veränderte, strahlte er plötzlich einen Zorn aus, der den ganzen Raum zu erfüllen schien. »Sie sind tot.« Seine Tasse klirrte auf dem Unterteller in seinen Händen. Er setzte ihn ab und starrte aus dem Fenster.

»Es tut mir leid. Ich wollte nicht ...«

»Ich bin nicht wütend auf dich.« Aber seine Augen waren wütend, als er sie wieder ansah.

»Harald! *Harold!*« Ich hatte geschlafen und dabei geträumt. »Harold? Was machst du hier? Du solltest in der Schule sein.« Ich öffnete die Augen und sah am unteren Rand des Himmels eine schwarze Silhouette. Großmutter. »Was machst du hier?«, fragte sie wieder.

Ich wusste es nicht und rätselte, warum sie mich Ha-

rold nannte. Ich sah mich um, drehte mich auf den Rücken und fühlte das von meinem Körper flach gedrückte Gras unter mir, und die Blumen, die unter meinem Kopf ihre Pollen freisetzen. Ich richtete mich auf. Ich musste auf Stirlings Grab eingeschlafen sein.

»Warum bist du nicht in der Schule, Harold?« Ich sah sie einfach nur an. Sie starrte zurück, als würde sie mich nicht erkennen.

Sie drehte sich um, als ich aufstand, und legte einen frischen Blumenstrauß unter das Holzkreuz. Sie arrangierte die Blüten und begann, gleichzeitig zu summen und zu weinen. Ich stand hilflos hinter ihr. Die Töne waren hoch und falsch, aber ich glaubte, dass es ein Kirchenlied war. Schließlich trat sie zurück und betrachtete für eine Minute das Kreuz, bevor ihr Blick leer wurde. Ich berührte sie am Arm.

Sie zuckte zusammen, dann drehte sie sich zu mir um. »Leo?« Ich nickte. »Du hast mich erschreckt. Was machst du hier, Leo? Wo kommst du so plötzlich her? Ich habe dich vorher gar nicht gesehen. Bist du vom Tor gekommen, während ich mich nach unten gebeugt habe, um die Blumen niederzulegen?«

Ich antwortete nicht.

»Trotzdem, so spät ...«, sagte sie, aber sie sah dabei nicht mich an. »Du kehrst so spät zurück. Ich dachte, du wärst tot. Es sind sechs Jahre vergangen.«

Ich bekam Angst. Es war wie in einem Traum, in dem nichts einen Sinn ergibt. Ich schüttelte heftig den Kopf. Sie sah mich einen Moment lang an, dann wandte sie sich wieder ab.

»O ja. Sechs lange Jahre. Wie die Zeit für dich dahingeraus sein muss, Harold. Du hast versprochen, mit mir in Verbindung zu treten. Ein Brief, eine Nachricht über ei-

nen Freund – irgendetwas. Zwei Worte hätten genügt. Doch du hast es nicht getan. Und dein Sohn Leonard hasst mich, weil ich sie nicht zu dir nach Alcyria gelassen habe, und Stirling weint nach seiner Mutter, aber was hätte ich sonst tun sollen? Ohne ein Wort von dir wollte ich das Leben deiner Jungen nicht gefährden. Warum hast du nicht Kontakt zu mir aufgenommen?«

Fast hätte ich in diesem Moment gesprochen. Aber es war wie ein Versprechen, und ich würde es nicht brechen. Sie starrte mich mit leerem Blick an. Dann sah sie zum Grab, und als sie die Augen anschließend wieder auf mich richtete, schien sie mich plötzlich klar zu sehen. Sie streckte den Arm aus und legte mir eine Hand auf die Schulter. »Du bist zurück«, sagte sie ruhig und knüpfte wieder an der Stelle an, wo sie zuvor abgebrochen hatte. »Oh, ich habe mir solche Sorgen gemacht, Leo. Wirst du nun bleiben?« Ich nickte, und sie drückte meine Schulter. »Dem Himmel sei Dank.«

Dann trat sie einen Schritt zurück, um mich zu begutachten. »Warum bist du so schmutzig? Und du siehst blass aus – hast du seit Samstag irgendetwas gegessen?« Sie legte mir die Hand ans Gesicht. »Was ist passiert, Leo? Ich dachte, du würdest an die Grenze gehen. Hast du beschlossen zurückzukommen?«

Als ich keine Antwort gab, griff sie nach meinem Arm. »Komm, lass uns nach Hause gehen.« Die Situation erinnerte mich so plötzlich und so exakt an Stirlings Beerdigung, dass ich für einen Moment wieder dort war – in der Dunkelheit und dem trostlosen Regen neben Stirlings Grab.

»Komm, Leo«, sagte sie noch einmal, und ich folgte ihr.

Wir kamen gegen sieben zu Hause an.

»Ich habe dich vermisst, Leo«, sagte Großmutter. »Ich fühlte mich so allein. Ich habe Stirling verloren, und ich hatte dich verloren. Da war nichts mehr außer meinen Gedanken und niemand, mit dem ich reden konnte; niemand, mit dem ich die Bürde von Stirlings Tod teilen konnte.« Sie begann zu weinen. Ich wünschte mir, sie würde nicht davon sprechen, wenn es sie zum Weinen brachte. »Rede mit mir, Leo«, bat sie. »Sag etwas, um mich zu trösten.«

Ich hätte es nicht gekonnt, selbst wenn ich gewillt gewesen wäre, wieder zu sprechen.

Sie griff mit ihren zitternden Händen nach meinen, und sie fühlten sich schwach, knochig und dünn wie Papier an. »Ich vergesse immer wieder, dass Stirling tot ist, aber wie kann ich das? Alles hier erinnert mich an ihn – alles hier erinnert mich daran, dass er nicht mehr da ist. Und was gibt es jetzt für mich noch zu tun? Ich kann nicht arbeiten; ich habe keine Freunde; selbst Pater Dunstan kann nicht die ganze Zeit über hier sein. Die Kirche ist mein einziger Trost. Ich ertrage es nicht, allein hier zu sitzen, zu weinen und an Stirling zu denken.« Dann versuchte sie zu lächeln, und sie legte eine falsche Fröhlichkeit in ihre Stimme. »Aber jetzt, wo du da bist, Leo, wird es besser werden. Du weißt, wie sehr ich leide – ich weiß, dass du ebenfalls leidest. Wir können uns gegenseitig dabei helfen, dies durchzustehen.« Ich nickte und wollte meine Hand wegziehen. »Sieh dich nur an, Leo.« Sie wischte sich die Tränen vom Gesicht. »Du siehst krank aus. Geh nach unten und nimm eine Dusche, während ich dir eine Suppe koche.«

Ich duschte, dann legte ich die Uniform zusammen, verstaute sie in der Truhe unter der Fensterbank, ver-

steckte die Pistole unter ihr und zog wieder meine Alltagsachen an – die schwarzen. Auch Großmutter war ganz in Schwarz. Es war üblich, einen Monat lang Schwarz zu tragen. Ich gelobte in diesem Moment, dass ich für immer Schwarz tragen würde. Aber ein Monat ist sowieso so lang wie die Ewigkeit, dachte ich düster, wenn es jetzt erst drei Tage her sein soll. Vom Schlafzimmer aus konnte ich Anselms dünnes Weinen und laute Stimmen hören – Maria und ihre Mutter stritten wieder.

»Du siehst aus, als könntest du eine gute, warme Mahlzeit vertragen«, sagte Großmutter, als ich die Küchentür öffnete. Sie briet gerade Zwiebeln in Öl an – ihre Schärfe ließ meine Augen tränen. Mir wurde schlecht bei dem Gedanken, dass Großmutter schon so bald aufmunternde Dinge sagen und Essen kochen konnte, so als hätte sie ihn bereits vergessen. Ich wünschte, ich würde wieder schwitzend durch die Berge stolpern, wo mein Leben wenigstens den Schmerz in meinem Herzen widerspiegelte.

»Jetzt werde ich mich um dich kümmern müssen.« Ich fragte nicht: »Warum jetzt?« – aber sie sagte trotzdem: »Jetzt, wo ich mich nicht mehr um Stirling kümmern kann, meine ich.«

Sie fing an zu weinen. Ich ebenfalls. Ich versuchte, es zu unterdrücken, weil ich nicht wollte, dass sie mich tröstete, aber ich schaffte es nicht.

»Komm her, Leo.« Sie streckte mir die Hand entgegen, doch ich schüttelte den Kopf, ging ins Schlafzimmer und machte die Tür hinter mir zu.

»Leo!«, hörte ich sie ein paar Minuten später mit tränerstickter, vorgetäuschter Fröhlichkeit rufen. Obwohl ich nicht hungrig war, stand ich von meinem Bett auf und ging nach nebenan.

Wir aßen schweigend auf gegenüberliegenden Tischseiten und mit Stirlings leerem Stuhl zwischen uns. Ich starrte unverwandt in meine Gemüsesuppe, während ich sie mir in den Mund löffelte. Ich brach ein großes Stück Brot ab und schob es trotzig hinterher, sodass aus meinem übervollen Mund das Essen quoll, während aus meinen Augen die Tränen rannen. Ich fühlte mich schuldig, weil ich so gierig aß, aber ich tat es trotzdem. Ich blinzelte die Tränen weg.

»Ich glaube, ich habe was vergessen«, murmelte Großmutter. »Die Suppe schmeckt irgendwie nicht ganz richtig.« Es stimmte – sie schmeckte anders als sonst –, aber das war mir egal. »Irgendwas ist anders, oder? Und ich habe die Zwiebeln anbrennen lassen. Es tut mir leid, Leo.«

Achselzuckend schob ich mir den nächsten Löffel in den Mund.

»Pater Dunstan kommt vielleicht heute Abend vorbei«, sagte sie nach einer kurzen Pause. »Er ist wirklich eine große Stütze.« Ich aß weiter. »Er würde gern mit dir reden. Er macht sich Sorgen um dich.« Wieder fielen ihre Worte ins Leere. Ich nahm noch ein Stück Brot, wischte damit meinen Teller aus und schob es mir in den Mund. »Er war mir eine große Hilfe. Ich hoffe, du wirst mit ihm sprechen. Möchtest du noch mehr?« Ich nickte. Das Essen gab mir etwas zu tun, und ich machte mich mit Feuereifer an die Arbeit.

»Ich habe gestern mit Maria gesprochen.« Großmutter stellte den Suppenteller wieder vor mich hin und gab mir noch ein Stück Brot. Ich fing wieder an zu essen. »Sie hat sich nach dir erkundigt. Sie ist ein sehr nettes Mädchen. Offenbar ist ihr Baby krank gewesen.« Ich sah nicht auf. »Nichts Ernstes«, fügte Großmutter trotzdem

hinzu. »Nur eine Erkältung oder so was in der Art. Sie kam mir ziemlich erschöpft vor – offenbar hat er pausenlos geschrien.«

Wieder legte sich das Schweigen über uns.

»Also, bist du bis zur Grenze gekommen?«, fragte sie schließlich. »Wie läuft der Krieg?« Ich schüttelte den Kopf. »Du hast die Grenze nicht erreicht?« Noch ein Kopfschütteln. »Warum bist du zurückgekommen?« Ich zuckte die Achseln. Das konnte ich ohne Worte nicht erklären. »Sie haben dich doch nicht zurückgeschickt, weil du irgendetwas angestellt hast?« Ich schüttelte den Kopf. Sie hatten mich nicht zurückgeschickt – das zumindest stimmte. »Tja, nun ...« Sie verfiel wieder in Schweigen.

Ein paar Minuten später klopfte es an der Tür. Offensichtlich erleichtert stand Großmutter auf, um zu öffnen, und die angespannte Atmosphäre zerriss.

Es war Pater Dunstan. »Hallo, Margaret«, begrüßte er sie. Dann fiel sein Blick auf mich. »Leo. Du bist von der Grenze zurück? Ich hätte nicht erwartet, dich so schnell wiederzusehen.«

Ich bedachte ihn mit einem knappen Nicken. Da war tiefer Kummer in seiner Stimme. Ich wünschte, er würde nicht vorgeben, traurig zu sein, wenn nicht er derjenige war, der traurig sein sollte. Er war nicht derjenige, dessen Bruder gestorben war. Er hatte Stirling kaum gekannt.

»Es ist sehr nett von Ihnen vorbeizukommen, Pater«, sagte Großmutter.

»Das mach ich doch gern.«

Sie schloss die Tür hinter ihm und deutete zum Sofa. Jetzt bemerkte ich, dass da, wo ich ihn geschlagen hatte, noch immer ein grüner Bluterguss prangte. Das Fenster, das ich eingeschlagen hatte, war mit Brettern vernagelt.

Wahrscheinlich hatte er das repariert, genau wie den Tisch.

»Wie kommen Sie zurecht, Margaret?«, erkundigte er sich, als sie sich ihm gegenüber auf den Stuhl setzte.

»Ach ...«, sagte sie leichthin. »Eigentlich ... ganz gut ... danke, Pater.«

»Schön. Das freut mich zu hören.«

»Jetzt, wo Leo zurück ist, wird alles besser werden.« Sie blickte zu mir und lächelte mich an. Ich drehte mich von ihnen weg.

Als Pater Dunstan anfang, über die Einzelheiten des Trauergottesdienstes zu sprechen, stand ich auf, um ins Schlafzimmer zu gehen, aber Großmutter sagte: »Leo, ich möchte dich gern mit einbeziehen.« Ich drehte mich zu ihr um. »Wir haben die Inschrift auf Stirlings Grabkreuz ohne dich ausgesucht, und ich habe deswegen ein schlechtes Gewissen.«

»Komm, Leo«, bat Pater Dunstan. »Komm und setz dich zu uns.« Widerwillig zog ich einen Stuhl zu ihnen rüber und setzte mich.

»Also«, begann er. »Ich habe die Andacht für zwölf Uhr am Freitag angesetzt, so wie es üblich ist.« Ich dachte darüber nach und versuchte herauszufinden, welcher Tag eigentlich war. Es könnte Sonntag sein, oder wahrscheinlich sogar schon Montag. Ich gab auf. Als ich wieder hinhörte, sprach Pater Dunstan gerade über Choräle und Bibelzitate. »Wollt ihr sie aussuchen?«

»Ich weiß nicht.« Großmutter wirkte sorgenvoll und den Tränen nahe.

»Vielleicht sollte ich ein paar vorschlagen.«

»Ja. Das wäre wohl das Beste. Ich danke Ihnen.«

Ich war hier überflüssig. Ich stand auf, und sie versuchten nicht, mich davon abzuhalten.

Draußen brach die Dunkelheit herein. Ich saß auf meinem Bett und sah zu. Ich fühlte mich seltsam weit weg von allem. Wäre es eine normale Woche gewesen, wären wir heute in die Schule gegangen; wir würden jetzt, bei Einbruch der Dunkelheit, unsere Uniformen rauslegen, während Großmutter das Feuer und die Lampen anzündete. Stattdessen war dieses ganze Leben vollständig verschwunden. Ich beobachtete, wie sich der Himmel verdunkelte, und mir wurde klar, dass ich keine Gewissheit haben konnte, dass die Sonne wieder aufgehen würde. Nichts war mehr sicher, wenn Stirling sterben konnte und ich es einfach hinnehmen musste. Ich konnte mein Leben nicht länger vor mir sehen. Ich betete um ein Zeichen oder eine Stimme, die mir sagen würden, dass ich nur träumte. Aber es kam nichts. Ich konnte noch nicht mal die Geschichten über England heraufbeschwören, die mich durch die Berge getragen hatten. Mein Kopf war leer.

Auch in England wurde es gerade dunkel, und die ersten Sterne tauchten auf, während Anna und Ryan am Ufer des Sees standen. Der Zaun um das Herrenhaus zog sich bis zum Wasser hinunter, sodass Anna das Anwesen nicht betreten konnte. »Wir müssen leise reden, sonst wird mein Onkel uns hören«, sagte Ryan gerade über den Zaun hinweg. »Ich sollte im Moment eigentlich über meinem Astronomiebuch sitzen.«

»Dein Unterricht ist echt seltsam.« Anna sah zum Haus hinauf, wo ein einziges Fenster erleuchtet war. »Ich meine die Dinge, die dein Onkel dich lernen lässt.«

»Ich weiß. Als er damals nach England kam, hat er ein Buch über die früheren Adligen gelesen und was ihre Söhne damals lernten. Und er fand, dass das genau die richtige Erziehung für mich wäre.«

»Also lernst du diese Sachen, weil ihr zum Landadel gehört?«

Er sah auf. Seine Augen waren dunkler als die Nacht.  
»Wer hat dir gesagt, dass wir zum Landadel gehören?«

Sie schüttelte den Kopf. »Niemand.«

Sie schwiegen, bis er sagte: »Wir sind – besser gesagt mein Onkel ist – vor zehn Jahren zu etwas Geld gekommen. Es ist inzwischen fast aufgebraucht.«

»Also lebt ihr hier, und euer Geld wird immer knapper?«, fragte sie. »Was wird passieren, wenn es weg ist? Wirst du dir einen Job suchen?«

»Ich nicht. Aber mein Onkel vielleicht, er ist nämlich gelernter Butler, und er hat diese falschen ... äh ...« Er brach ab und sah weg.

»Diese falschen was? Falsche Papiere?« Er schüttelte den Kopf. »Du wolltest falsche Papiere sagen.« Die Dunkelheit machte sie mutiger. »Ich werde dich nie verstehen, Ryan.«

»Wahrscheinlich nicht.«

Anna musterte das Buch in seinen Händen. »Was ist das? Das andere Buch, das da in dem Lehrbuch über Anatomie steckt?«

»Oh – das ist Shakespeare.«

»Gehört das auch zu deinem Unterricht?«

»Nein, mein Onkel wäre wütend, wenn er wüsste, dass ich darin gelesen habe, anstatt die Sterne zu studieren. Er hält Shakespeare für Zeitverschwendung.«

»Warum denn?«

»Er gehört nicht zu unserer Kultur. Und mein Onkel hat für vieles, worüber Shakespeare schreibt, keine Zeit übrig. Er hält meine großen Zukunftspläne für wichtiger. Früher war ich seiner Meinung, aber inzwischen ...«

Ihre Blicke trafen sich in der Dunkelheit.

»Jetzt was?«, fragte sie. Er antwortete nicht. Die Stille hielt an, und keiner von ihnen brach sie. Plötzlich schlug im Haus eine Tür zu, und sie zuckten zusammen.

»Jetzt nichts«, sagte er schließlich. »Ich sollte wieder reingehen. Bestimmt beobachtet mich mein Onkel, um festzustellen, ob ich meine Arbeit fertig mache.« Er drehte sich um. »Da kommt er ja schon.«

»Soll ich gehen?«

»Nein, warte hier auf mich. Ich rede mit ihm und komme so schnell wie möglich zurück. Bitte warte.«

Anna ging ein Stück weg, bis sie im Schatten der Bäume stand, dann drehte sie sich wieder um. Sie konnte noch immer ihre Stimmen hören. »Was ist das?«

»Was meinst du, Onkel?«

»Dieses Buch da.« Es folgte Schweigen, dann ein ungeduldiges Husten. »Du liest also schon wieder diesen englischen Dichter. Was wirst du dabei lernen? Nichts. Er schreibt über die Liebe.«

Sie konnte Ryans Antwort nicht verstehen. Dann kamen sie näher an den Zaun. Sie stand ganz still und hörte wieder Ryans Onkel sprechen.

»Du darfst deine Pflichten nicht vernachlässigen, Ryan«, sagte er. »Du hast seit einer Woche weder Bogenschießen noch Fechten praktiziert. Du hast nichts in Geschichte gelernt und auch nichts in Geografie. Nichts hast du getan. Zumindest nichts ordentlich. Du bist an alles halbherzig herangegangen.«

»Warum kann ich nicht mal Ferien machen?«

»Du kennst den Grund. Ich habe es dir schon tausend Mal erklärt, verdammt noch mal. Hör mir zu.« Ihre Stimmen wurden lauter.

»Ich höre ja zu. Aber du bist in den letzten Wochen sehr streng gewesen, Onkel, und ich bin müde.«

»Du hast nur eine begrenzte Zeit, um diese Dinge zu lernen, und du musst sie lernen. Du hast eine Pflicht anderen gegenüber. Es steht dir nicht zu, an dich selbst zu denken. Du kannst nicht einfach weglaufen, um dieses Mädchen zu treffen.«

»Ich kenne sie doch gerade erst zwei Tage, Onkel. Denkst du wirklich ...«

»Ich weiß nicht, was ich denken soll. Es waren zwei Tage ohne sinnvolle Arbeit. Du hast sie schon vier- oder fünfmal besucht. Aber schon bevor sie aufgetaucht ist, hast du nach etwas gesucht, das dich von deiner Arbeit ablenkt.«

»Das ist nicht wahr.« Nach einer kurzen Pause sagte Ryan voller Ernst: »Ihr gehören mein Herz und meine Seele.«

»Ryan, mit deinen romantischen Spielereien riskierst du eine Menge mehr als nur dein Herz.«

»Bei dir hört es sich wie eine Todsünde an, wenn ich tue, was ich tun möchte. Ich will doch nichts weiter als einen einzigen Freund. Möchtest du, dass ich einsam bin?«

»Hör mir zu, Ryan.«

»Ich habe gesagt, dass ich zuhöre.«

»Es existiert nur ein einziges Mädchen, an das du dich binden solltest. Ich meine das, das den Silberadler hat und ...«

»Es sind jetzt schon zehn Jahre, und trotzdem tust du so, als würde es morgen geschehen. Deine großen Pläne, Onkel – du befiehst mir sogar, wen ich lieben muss. Und was, wenn sie diejenige ist? Daran hast du nicht gedacht.« Er schwieg kurz.

»Oder wenn sie wirklich eine Verwandte deines Bruders wäre, wie du sagst?«

»Es macht keinen Unterschied, falls sie es ist. Das gehört jetzt der Vergangenheit an. Du musst nicht deine ganze Zeit mit ihr verbringen. Was du hingegen tun musst, ist fechten, die Sterne studieren und Bogenschießen üben. Und du musst so viel wie möglich über dein Land wissen, sonst –«

»Sonst was? Welcher Malonier schert sich einen Dreck darum, wenn ich nicht der weitbeste Bogenschütze bin oder nicht weiß, wer die Schlacht auf den Feldern des Ostens gewonnen hat, oder ...«

»Cassius Ryan Angel Donahue.« Der Mann hielt inne, dann begann er zu lachen, wenn auch leicht verärgert. »Ich meine es wirklich ernst. Hast du irgendeine Vorstellung davon, wie es unter Luciens Herrschaft in Malonia ist? Weißt du es? Weil ich nämlich versucht habe, es dir zu schildern, nur leider hörst du nicht zu.«

»Aber, Onkel ...«

»Aber was? Die Menschen wollen einen König, der tanzen, patriotische Reden halten, reiten und fechten kann. Sie wollen nichts Neues oder Anderes oder Einzigartiges. Sie wollen jemanden, auf den sie sich verlassen können. Begreifst du das? Du wirst dieses Mädchen nicht mehr treffen, bis du bewiesen hast, dass du deiner Verantwortung gewachsen bist.«

»Ich habe nicht darum gebeten ...«

»Das spielt keine Rolle. Man kann sich seine Verpflichtung nicht aussuchen, und du tätest gut daran, das zu akzeptieren.«

»Aber hör mir doch ...«

»Genug jetzt.« Seine Schritte auf dem Kiesstrand wurden leiser. »Die Diskussion ist beendet. Zeichne die wichtigsten Sternbilder nach und überlege dir die Bedeutung dieser Muster für diejenigen, die eine Revo-

lution erwarten. Ich arbeite unterdessen in der Bibliothek.«

Es blieb lange still. Dann wurde jenseits des Rasens die Haustür zugeschlagen. In der Dunkelheit fragte Ryan: »Anna?«

Sie trat unter den Bäumen hervor und ging zu ihm zurück.

»Ich dachte, du wärst vielleicht weg.«

»Du hast mich gebeten zu warten.«

»Hast du gehört ...«

»Ja.« Er erwiderte nichts. »Ryan, was hast du da über mich gesagt? Von wegen, dass ich eine Verwandte deines Onkels sein könnte?«

»Das hättest du nicht hören dürfen. Aber ich werde es dir erklären. Es ist nur fair, dich einzuweihen.«

Sie wand die Finger in die Kette an ihrem Hals. Er beobachtete, wie das Mondlicht auf ihr funkelte, und runzelte dabei die Stirn, als ob er an etwas anderes denken würde. Und dann veränderten sich seine Augen. »Was ist los?«, fragte sie.

»Ich habe sie mir noch nie richtig angesehen, deine Halskette. Ist das ein Vogel? Zeig mal.« Er griff nach dem Anhänger. »Und dieser Edelstein, hat der schon immer gefehlt?«

»Ja. Aber, Ryan ...«

»Verrat mir, woher du sie hast.«

»Meine Großmutter hat sie mir gegeben, als ich ein Baby war.«

Sie drehte sich weg. Er fasste sie am Arm. »Das ist die Frau auf dem Foto, oder? Die, der du so ähnlich siehst. Und sie hat dir diese Halskette gegeben?«

Sie antwortete nicht.

»Bitte, Anna! Erzähl mir von ihr.«

Nach kurzem Zögern wandte sie sich wieder zu ihm um. »Da gibt es nicht viel zu erzählen. Sie hat mich aufgezogen, als ich klein war. Und dann – ist sie gestorben. Bei einem Autounfall hier in der Nähe. Ich war auch dabei und ...«

»Aber sag mir, woher sie die Halskette hatte«, unterbrach er sie.

Für einen Moment sprach keiner der beiden, dann sagte sie: »Ich sollte jetzt gehen ...« Sie hob die Hände an ihr Gesicht.

»Es tut mir leid, Anna. Ich wollte dich nicht aufregen.«

»Ich kenne dich kaum, Ryan. Ich habe genauso wenig das Bedürfnis, dir von meiner Großmutter zu erzählen, wie du mir heute Nachmittag von deinen Eltern erzählen wolltest.«

»Es tut mir leid. Ich wusste nicht, dass es so wichtig für dich ist, sonst hätte ich niemals ...«

»Natürlich ist es wichtig für mich!« Das Mondlicht machte die Tränen auf ihren Wangen sichtbar. »Du verstehst gar nichts, Ryan! Du warst heute Morgen eine halbe Stunde lang wütend, nur weil ich deine Eltern erwähnt hatte.«

»Ich hab dir doch gesagt, dass ich nicht auf dich wütend war.«

»Auf wen dann?«

»Auf niemanden. Ich war überhaupt nicht wütend. Ich möchte nicht darüber reden, bitte.« Und da sah sie die Tränen in seinen Augen, die gerade zu fließen drohten. »Ich möchte nicht darüber reden«, wiederholte er flüsternd. Er sah weg, dann hob er in einer stummen Geste der Verzweiflung die Hände. »Warum musstest du das alles nur zu mir zurückbringen, Anna? Ich kann dir die

Geschichte meines Lebens nicht erzählen. Aber wenn ich es doch tun würde, müsste ich zuerst wissen, woher deine Großmutter diese Halskette hatte.«

»Warum?«, fragte sie, jetzt ruhiger. Der Mond verschwand hinter einer Wölke, und die Dunkelheit bildete eine Mauer zwischen ihnen.

»Ich kann es nicht erklären. Ich wünschte, ich könnte es, weil ...« Er zögerte. »Ich möchte es dir sagen. Das möchte ich wirklich.« Seine Hand tastete in der Dunkelheit nach ihrer.

»Dann sag es mir.«

In diesem Moment rief ihn sein Onkel von dem erleuchteten Fenster aus. »Ryan, komm rein. Jetzt sofort!«

Sie sahen sich eine Minute lang an. Dann senkte Ryan die Augen. »Ich muss gehen.«

Er sah einmal zurück, während er langsam auf das Haus zuing, dann rief sein Onkel wieder nach ihm, und er fing an zu rennen.

Anna drehte sich um und ging, ohne einen einzigen Blick zurückzuwerfen, über den Strand davon. Aber sie konnte immer noch ganz genau spüren, wie er ihre Hand genommen hatte, so als hätte die Berührung einen bleibenden Abdruck auf ihrer Handfläche hinterlassen.

Ich lag auf dem Bett und starrte zur Decke hoch, sodass ich Pater Dunstan nicht gleich bemerkte, als er ins Zimmer kam. Ich dachte daran, dass das letzte Mal, als ich hier gelegen hatte, gewesen war, als ich noch der alte Leo war – der normale Junge, der einen Bruder namens Stirling hatte. Und jetzt, so bald danach – nur drei Tage später –, war ich ein Einzelkind, das einen Bruder verloren hatte. Das hier war nicht wirklich ich. Es war zu schnell passiert. Es war nicht nur Stirling, der fort war. Ich war

nicht mehr ich selbst. Ich hatte einen Teil meiner Identität verloren – einen großen Teil. Ich vergaß allmählich, wer ich war. Leo war ich nur in Verbindung mit Stirling. Ich hatte das seltsame Gefühl, als wäre ich eine verlorene Seele, die in der falschen Situation und im falschen Körper gefangen ist. Ich erkannte mich selbst nicht mehr im Spiegel. Alles an mir war anders geworden.

Erst als Pater Dunstan die Tür hinter sich zumachte, hörte ich ihn und setzte mich auf.

»Entschuldige, Leo«, sagte er. »Aber ich möchte mit dir sprechen.« Ich schwang die Beine über den Bettrand, stützte die Ellbogen auf die Knie und starrte ihn an. Er drehte den Stuhl um, sodass er mir gegenüber sitzen konnte. »Ich wollte mit dir über den Gedenkgottesdienst sprechen. Deine Großmutter und ich finden beide, dass es schön wäre, wenn du etwas sagen würdest.« Ich sah ihn fragend an. »Vielleicht könntest du etwas aus der Bibel vorlesen oder ein paar Worte sagen, bevor der Gottesdienst anfängt. Ich weiß, dass das schwer für dich sein wird, aber du bist der Mensch, der Stirling von allen am nächsten stand, und die, die ihn geliebt haben, würden gern hören, was du über ihn zu sagen hast. Ich weiß, dass das so kurz nach einem solchen Verlust nicht leicht ist, aber oft bedauern die Menschen anschließend, so eine Chance nicht ergriffen zu haben.« Er wirkte verunsichert, als er meinen Gesichtsausdruck sah. »Könntest du sonst vielleicht aus der Bibel vorlesen?« Ich starrte ihn weiterhin wortlos an. »Natürlich musst du nicht. Lass es dir einfach mal durch den Kopf gehen.«

Ich nickte widerwillig.

»Da ist noch etwas anderes, Leo«, fuhr er fort. »Du sprichst nicht mehr.« Ich schüttelte den Kopf. »Denk daran, dass, je länger man so einem Weg folgt, es desto

schwerer wird, ihn wieder zu verlassen.« Ich starrte ihn an und sagte nichts. »Und es kann zu Missverständnissen führen. Manchmal ist es besser, über Dinge zu sprechen, als sie für sich zu behalten.« Ich schwieg. »Wie wäre es, wenn du dich jetzt überwinden würdest zu sprechen, damit wir darüber reden können, und danach, falls du dann immer noch der Meinung bist, dass es das Richtige ist, kannst du wieder schweigen?« Er verstand es einfach nicht. »Wie wäre es mit schreiben? Ich möchte mich unbedingt mit dir unterhalten.« Schließlich nickte ich, obwohl ich nichts aufschreiben wollte. Das war nicht der Sinn der Sache. Der Sinn der Sache war der, dass ich überhaupt nicht kommunizierte.

»Hier.« Er gab mir einen Bleistift aus seiner Tasche und einen zerknitterten Zettel. »Warum sprichst du nicht?«

»Was zur Hölle geht Sie das an?«, fragte die Stimme in meinem Kopf.

*Aus vielen Gründen*, schrieb ich, und meine Hand zitterte durch den Druck, den ich auf den Bleistift ausübte. Die Mine brach.

Er holte ein Taschenmesser heraus, spitzte schweigend den Bleistift, fegte die Holzsplitter mit dem Handrücken auf den Boden, dann fragte er: »Was für Gründe?«

*Weil ich dann keine dummen Fragen beantworten muss*, schrieb ich.

»Gibt es noch andere?«

*Worte langweilen mich. Es gibt nicht genügend.*

»Nicht genügend wofür?«

*Um auszudrücken, was ich sagen will.*

Er blieb für einen Moment still, dann meinte er: »Weißt du, Stirling würde sich wahrscheinlich nicht wünschen, dass du schweigst. Wahrscheinlich wäre es ihm lieber, wenn du sprechen würdest, und wenn du es

auch nur tätest, um deine Großmutter zu unterstützen und bei seinem Gedenkgottesdienst zu lesen. Er würde wollen, dass du das Richtige tust.«

»Wie können Sie es wagen?«, rief die Stimme in meinem Kopf. »Nachdem Sie gerade erst gesagt haben, dass ich Stirling von allen Menschen am nächsten stand. Wie können Sie wissen, was Stirling gewollt hätte?«

*Er ist tot, also wird er es nicht erfahren.*

»Glaubst du das?«, fragte er ruhig. »Denkst du nicht, dass er dich sehen kann oder weiß, was du tust?«

Ich gab keine Antwort.

»Oftmals scheint es das Richtige zu sein, sich an einen Schwur, wie zum Beispiel den, nicht zu sprechen, zu halten. Aber es könnte in Wirklichkeit eine Falle sein, die verhindert, dass man in die Normalität zurückfindet.«

*Wie könnte ich in die Normalität zurückfinden?*

»Manchmal muss die Normalität neu definiert werden. Aber am Ende, auch wenn es jetzt nicht den Anschein hat, wirst du in gewissem Maße dein gewohntes Leben wieder aufnehmen.«

*Also sollte ich sprechen?*

»Das ist deine Entscheidung. Aber ich denke, Stirling wäre eher froh, wenn du anderen zuliebe wieder sprechen würdest, als verärgert darüber, dass du dein Versprechen gebrochen hast.«

Wir saßen schweigend da. Ich zog auf dem Papier eine Linie von einer Ecke zur anderen, aber sie kam nie dort an, deshalb gab ich auf und ließ den Bleistift fallen.

»Gibt es noch andere Gründe, aus denen du beschlossen hast, nicht mehr zu sprechen?«, fragte er. »Ist es vielleicht eine Art Bestrafung?«

Er wartete, aber ich nahm den Bleistift nicht wieder zur Hand, um zu antworten.

»Du musst wissen, dass es keinen Grund gibt, weshalb du bestraft werden müsstest, Leo. Du trägst keine Schuld an Stirlings Tod, und dich selbst dafür zu bestrafen, ergibt keinen Sinn.« Er sah mich an.

Ich hob den Bleistift auf und schrieb: *Sie können mich nicht zwingen zu sprechen.*

Er seufzte. »Das weiß ich, Leo. Trotzdem glaube ich, dass es das Beste für dich wäre. Wie wäre es, wenn du nur dann sprechen würdest, wenn es nötig ist? Wenn du unbedingt kommunizieren musst. Du brauchst nicht über deine Gefühle zu reden. Du könntest zum Beispiel nur die Fragen beantworten, die dir die Menschen stellen.«

*Manchmal will ich nicht antworten. Was dann?*

»Du könntest das einfach sagen.«

*Ich werde darüber nachdenken.*

»Danke, Leo. Du bist ein guter Junge.«

»Seien Sie nicht so gönnerhaft«, sagte die Stimme in meinem Kopf.

»Entschuldige«, sagte er, als er mein Stirnrunzeln sah. »Aber trotzdem danke. Und was das Vorlesen während der Andacht angeht, würde ich mich freuen, wenn du dich dazu entschließen könntest. Das würde ich wirklich. Ich denke, Stirling würde es genauso ergehen.«

*Ich sagte, ich denke darüber nach.* Ich schob ihm den Bleistift und den Zettel wieder hin, legte mich auf dem Bett zurück und drehte mich zum Fenster. Er bückte sich, um den heruntergefallenen Stift aufzuheben.

»Danke, Leo«, wiederholte er.

Ich biss mir auf die Lippen, um einen lauten Schluchzer zurückzuhalten, bis er gegangen war.

Ich dachte darüber nach, während des Trauergottesdienstes etwas zu sagen. Am nächsten Tag ging ich zu Stir-

lings Grab. Ich setzte mich davor auf den Boden, betrachtete das Holzkreuz mit Stirlings Namen und überlegte, was ich tun sollte. Mein Bruder, der so wichtig für mich gewesen war, war plötzlich aus meinem Leben gerissen worden. Ich konnte jetzt nichts mehr für ihn tun, außer diesen tristen, öden Verrichtungen wie einen Blumenstrauß niederzulegen, das Gras auf seinem Grab zu schneiden oder vielleicht während seiner Andacht zu sprechen. Ich wollte so dringend wie früher mit ihm reden. Er war der Einzige, mit dem ich je wirklich gesprochen hatte. Ich wollte ihn fragen, ob ich bei der Andacht lesen sollte, so wie ich es vor seinem Tod getan hätte.

»Was soll ich nur tun, Stirling?«, fragte Die Stimme, bekam aber keine Antwort. »Was denkst du, was ich tun soll?« Ich stellte ihn mir vor, wie er gewesen war, wenn wir über etwas gelacht hatten, oder wenn er mir eine Frage gestellt oder über die Bibel geredet hatte. Was hätte er mir geraten?

»Soll ich während deines Trauergottesdienstes sprechen, Stirling?« Die anschließende Stille drückte nicht nur das Fehlen einer Antwort aus; sie schien das Gegenteil einer Antwort zu sein.

»Das ist idiotisch!«, sagte Die Stimme in meinem Kopf, und ich ging nach Hause.

Großmutter war nicht da. Ich vermutete, dass sie unten im Waschraum oder vielleicht auf dem Markt war. Aber es gab zu Hause nichts zu tun, und nachdem ein paar Stunden vergangen waren und ich überprüft hatte, dass sie weder im Haus noch auf dem Hof oder im Waschraum war und draußen ein Sturm aufzog, beschloss ich rauszugehen, um sie zu suchen. »Großmutter. Ich bin weg, um dich zu suchen. Komme bald zurück«, hinterließ ich als Nachricht auf dem Tisch.

Es fing an zu regnen. Schon seit ich aus Ositha zurück war, regnete es fast ohne Unterbrechung. Den ganzen Tag über hatten sich die Wolken zusammengeballt, und nun barsten sie plötzlich. Blitze und Donner krachten gegen die Häuser, so als wären sie eine feindliche Streitmacht, die plötzlich die verwundbare Inselstadt angriff. Ich wusste nicht, wohin ich lief, aber ich konzentrierte mich angestrengt darauf, mir vorzustellen, wo Großmutter hingegangen sein könnte, und mir fiel seltsamerweise die Schule ein. Es gab keinen Grund, warum sie ausgerechnet dort hingegangen sein sollte, aber trotzdem lief ich nach Westen.

Ich kann mich nicht daran erinnern, durch die Stadt gegangen zu sein, aber ich erinnere mich daran, wie ich die Straße zur Schule hinaufrannte. Der Regen fiel mit voller Wucht, und Blitze loderten gegen die Gebäude. Ich hörte Rufe und Gelächter, und jemand sang ein Lied. Es muss gerade Pause sein, realisierte ich. Die Tatsache, dass die Schule einfach so weitergehen könnte, erschien mir absurd. Aber sie waren alle dort im Hof versammelt, die Jungen, die ich früher einmal gekannt hatte.

Dann sah ich plötzlich Großmutter, deren Silhouette sich gegen den Zaun abzeichnete. Ein paar der jüngeren Schüler beobachteten sie beunruhigt. Ich rannte hin und berührte sie am Arm. »Harold?«, fragte sie. Ich schüttelte den Kopf und versuchte, sie wegzuziehen. Sie redete mit drängender Stimme auf mich ein, aber ich konnte sie nicht verstehen.

»North!«, rief dann jemand, und ich erkannte, dass es Seth Blackwood war, der über den Hof auf mich zugerannt kam. Ich versuchte weiter, Großmutter wegzuziehen. »Warum warst du nicht in der Schule? Wir haben

uns schon alle gewundert. Es ist doch nichts mit deinem Bruder, oder?«

Ich antwortete nicht. Seth erreichte den Zaun und sah mich durch ihn hindurch an. »Du solltest diese Dame heimbringen«, sagte er dann mit leiserer Stimme. »Die Lehrer sind im Moment ziemlich dünnhäutig wegen des Mordversuchs und der Kriegslage, weißt du.«

Ich musste verduzt ausgesehen haben, denn er fing an, mir davon zu erzählen – wie ein Verrückter versucht hatte, Lucien umzubringen, und dass anschließend mein Zug zusammen mit all den anderen Kadetten zurück zur Schule geschickt worden war. Ich hörte nur mit halbem Ohr zu. Aber plötzlich erinnerte ich mich daran, was in Ositha passiert war und was der Sergeant wegen der Gefängnisstrafe gesagt hatte. Ich wollte keinem der Lehrer begegnen.

Ich löste Großmutter's Finger vom Zaun und führte sie weg. Sie begann zu singen, während wir liefen. Ich bedeutete ihr, still zu sein. Sie sah mich nicht an. Dann fing sie an, vor sich hin zu murmeln, und dabei zuckten ihre Augen wie wild nach allen Seiten, so als ob Dämonen in ihr wären. Ich hätte beinahe gesprochen, aber ich schluckte die Worte hinunter, nahm sie an der Hand, und sie folgte mir.

»Du solltest sprechen«, sagte Die Stimme. »Du solltest mit ihr sprechen.« Ich ignorierte sie. Dann hörte ich hinter mir jemanden rufen, vielleicht war es Seth Blackwood, vielleicht aber auch einer der Lehrer. Ich fing an zu rennen und zerrte Großmutter dabei hinter mir her, obwohl sie kaum die Kraft hatte.

Irgendwann auf dem Heimweg kam sie wieder zu sich und fragte mich, was passiert sei. Aber ich konnte nicht sprechen. Ich zog sie weiter hinter mir her.

Als wir zu Hause ankamen, verriegelte ich die Tür. Dann nahm ich ein Stück Papier und erklärte es ihr. Ich schrieb ihr alles, sogar, dass sie mich Harold genannt hatte.

»Ist das wahr?«, fragte sie, nachdem sie es gelesen hatte. Sie legte die Hand an die Stirn und sah mich verängstigt an. »Ich habe keine Erinnerung ... Ich weiß nicht mehr, was ich getan habe. Nachdem du fort warst, habe ich mich auf den Weg zum Friedhof gemacht ... Aber der Rest liegt völlig im Dunkeln.« Sie ließ sich mir gegenüber am Tisch auf einen Stuhl sinken. »Ich denke, ich hatte vielleicht die Vorstellung, dass Stirling wieder nachsitzen muss. Ich wollte ihn von der Schule abholen.« Dann begann sie zu weinen. »Leo, ich fürchte, dass ich den Verstand verliere.«

*Vielleicht ist es nur wegen Stirling, schrieb ich. Du bist doch noch nicht alt.*

»Ich bin fünfundsechzig, Leo. Das ist alt. Und was wird dann aus dir?«

*Was wird wann aus mir?*

»Wenn ich tot bin.«

*Du wirst nicht sterben. Du bist nur durcheinander.*

»Du hast vermutlich Recht.« Aber sie sah noch immer ängstlich aus. »Wenigstens ist so etwas noch nie zuvor passiert.« Ich sagte ihr nichts von unserer Begegnung auf dem Friedhof, nach meiner Rückkehr aus Ositha. Ich sah keinen Sinn darin. »Ich werde mit Pater Dunstan darüber sprechen, wenn er morgen kommt«, entschied sie und gab vor, nicht weiter daran zu denken.

Pater Dunstan riet Großmutter, sich keine Sorgen zu machen. Ich glaube nicht, dass er ihr irgendetwas anderes hätte sagen können. Ich behauptete damals, dass es kein Wahnsinn wäre, aber heute denke ich anders. Warum denn nicht? Ich verlor damals selbst gerade den

Verstand. Das ist ganz leicht. Leichter, als weiterzuleben und dabei so zu tun, als wäre alles wie zuvor.

Pater Dunstan bat mich noch mal, während der Andacht zu sprechen. Ich stimmte widerwillig zu, eine der Lesungen zu übernehmen. »Danke, Leo«, sagte er. »Es würde Stirling viel bedeuten.« Ich wusste nicht, wie ich sprechen sollte, aber irgendwie würde ich es schaffen. Ich musste es schaffen.

Der nächste Tag war schlimmer. Ich wachte schon vor dem Morgengrauen auf, und die Dunkelheit des Zimmers, Stirlings leeres Bett und die Schatten in den Ecken bewirkten, dass ich plötzlich lieber sterben wollte als die Minuten bis zum Sonnenaufgang zu zählen. Ich lag da und wünschte mir wieder und wieder, schneller gerannt zu sein, bis ich mir fast einbildete, es getan zu haben, bevor mir wieder einfiel, dass es nicht so war und Stirling deshalb gestorben war. Ich weinte stundenlang. Als ich schließlich blass und mit geschwollenen Augen aufstand, war mir übel, und mein Herz war schwer. Ich sah in den Spiegel und wunderte mich, wie ich mir jemals hatte einbilden können, gut auszusehen.

Großmutter bat mich, auf den Markt zu gehen. Wir hatten fast keine Lebensmittel mehr.

»Wie geht es dir, Leo?«, erkundigte sich Mr. Pearson am Obst- und Gemüsestand. »Und was macht dein kleiner Bruder Stirling?« Ich konnte nicht sprechen. »Was hast du denn?«, fragte er, als er sah, dass ich mit den Tränen kämpfte. »Fühlst du dich nicht gut?« Ich tat die Frage mit einer Handbewegung ab, dann hastete ich davon, bevor irgendjemand mich weinen sehen konnte.

In der Wohnung gab es nichts zu tun. Ich fand den Abschnitt, den ich bei der Andacht vorlesen sollte, in Stirlings Bibel und beschloss, ihn einzuüben. Aber dann

ging ich wieder an zu weinen, weil auf dem Titelblatt der Bibel in der Handschrift meines Vaters stand: »Für Stirling zu seiner Taufe. Mögest du beschützt im Licht der Gesetze Gottes aufwachsen. In Liebe, deine Eltern.« Ich erinnerte mich daran, wie er es geschrieben hatte.

Und nun waren sie alle so weit weg – Mutter und Vater und mein kleiner Bruder Stirling. Es tat weh, seinen törichten Wunsch zu lesen, dass sein Sohn von den Gesetzen Gottes beschützt sein sollte, denn niemand konnte allein durch die Gesetze Gottes beschützt werden. Weil Gott nämlich im Himmel war, und wir waren auf der Erde, und er konnte uns nicht erreichen, selbst wenn er es gewollt hätte. Und Gott gefiel es, die Menschen auf die Probe zu stellen – herauszufinden, was es erforderte, sie zu brechen.

Und die Gesetze Gottes sind kein Licht, dachte ich. Sie sind eine Last, die keiner von uns tragen kann. Die, die es versuchen, werden von ihr zerschmettert.

Das Schlimmste war der Gedanke an Vater und Mutter in Alcyria, oder noch weiter weg, die glaubten, dass Stirling noch immer am Leben war. Sie hatten ihn verlassen, als er zwei Jahre alt war. Vater wurde damals steckbrieflich gesucht, und sie mussten so schnell wie möglich fliehen. Sie versprachen, uns in den nächsten ein oder zwei Monaten eine Nachricht zu schicken, um uns zu sagen, dass wir nachkommen sollen. Falls sie es getan haben, hat sie uns nie erreicht. Großmutter glaubte, dass sie über die Grenze gegangen waren, aber sie ließ nicht zu, dass wir ihnen folgten. Sie war überzeugt, dass sie tot waren.

Ich habe mich nicht so gut um Stirling gekümmert, wie meine Eltern es von mir erwartet hätten. Mutter hätte nicht zugelassen, dass er das Stille Fieber aufschnappt.

Vater wäre den ganzen Weg aus den Östlichen Bergen nach Hause gerannt, egal, wie müde er gewesen wäre.

Ich überflog den Abschnitt, den ich vorlesen sollte, und versuchte mir vorzustellen, wie ich es bewerkstelligen würde. Aber inzwischen machte ich mir Sorgen, dass ich zusammenbrechen und weinen würde; ich würde vorne in der Kirche zusammenbrechen, und jeder würde mich sehen. Also klappte ich die Bibel zu, setzte mich hin und starrte durch das Fenster die immer gleiche Aussicht an, während Großmutter unser Essen kochte. Ich aß kaum etwas. Ich fühlte mich schuldig, weil ich so nervös war wegen meines Vorlesens bei der Andacht. Aber es war nicht nur das Lesen – es war das Ganze. Jeder würde mich ansehen, beobachten, wie ich reagiere, und es war meine letzte Gelegenheit, mich für immer von Stirling zu verabschieden.

»Hilf mir, Stirling«, sagte ich in Gedanken, als ich im Bett lag und vor Sorge nicht einschlafen konnte. »Hilf mir. Ich kann nicht vorlesen. Ich kann es einfach nicht. Ich werde nicht fähig sein zu sprechen.« Ich versuchte vergeblich, mir Stirlings Antwort vorzustellen. Stirling fielen immer freundliche und kluge Dinge ein, die er sagen konnte, Dinge, dir mir selbst nie einfallen wollten. »Ich wünschte, du wärst bei mir, Stirling.« Noch immer drang kein Ton über meine Lippen, nur ich konnte die Worte hören. »Mir war nie klar, wie sehr ich dich brauche.« Dann weinte ich mich in den Schlaf.

Ich träumte, dass ich vorne in der Kirche stand, doch ich war stumm. So, als hätte ich das Stille Fieber. Egal, wie sehr ich mich bemühte zu sprechen, es kamen einfach keine Worte aus meinem Mund. Anschließend stürzte ich ins Nichts, bevor ich schließlich zitternd und schwitzend aufwachte.

Doch ich schlief noch einmal ein, und diesmal hatte ich einen völlig anderen Traum. Ich saß Stirling gegenüber am Tisch, und draußen schneite es so wie im Dezember; der Feuerschein vertrieb die ersten Vorboten der frühen Dämmerung, und ich begann, ihm das Lesen beizubringen. Er reichte mir die Bibel, deutete auf einen Abschnitt, und ich las ihn vor. »Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde ...«

»Wie hast du so gut lesen gelernt, Leo?«, fragte er, als ich fertig war. Ich hörte seine Stimme so deutlich, dass ich glaubte, er würde wirklich mit mir sprechen, und ich schrak aus dem Schlaf hoch. Ich lächelte, während ich aufwachte, und erinnerte mich an den Traum. Vielleicht war es dumm, aber obwohl ich wusste, dass er tot war, hatte ich für einen Moment das Gefühl, er wäre noch immer da.

Ich stand in dem farbigen Licht, das durch das Fenster hereinfiel, vorne in der Kirche am Lese-pult und sprach die letzten Worte: »Und der Tod wird nicht mehr sein, noch Trauer, noch Klage, noch Leid, noch Schmerz. Denn was früher war, ist vergangen.« Meine Schritte hallten laut in der Stille wider, als ich anschließend zur vordersten Bank zurückging. Im hinteren Teil der Kirche begann Maria zu weinen. Ich ließ mich neben meine Großmutter sinken, und sie nahm meine Hand.

»Ich bin sehr stolz auf dich, Leo«, flüsterte sie.

Als ich vorlas, tat ich das nicht als ich selbst. Ich dachte nicht darüber nach, dass Stirling tot war oder was die Worte bedeuteten. Ich las sie einfach. Ich dachte an nichts und schaffte es auf diese Weise, das Vorlesen zu überstehen. Auf diese Weise überstand ich die ganze Andacht. Was der Grund ist, weshalb ich mich an fast gar

nichts mehr erinnere. Ich kämpfte so hart dagegen an, nicht zu weinen, dass ich mich auf nichts anderes konzentrieren konnte. Vielleicht war das falsch von mir, aber damals sah ich keine andere Möglichkeit, diesen Trauergottesdienst durchzustehen.

Als Pater Dunstan mit seiner Predigt begann, versuchte ich zuzuhören, aber ich blieb weiter abgelenkt. Ich überlegte, ob ich die Wohnungstür zugemacht hatte. Das war verrückt, weil ich zweimal zurückgegangen war, um sie zu überprüfen, und außerdem kümmerte es mich auch nicht, ob jemand einbrach – jetzt nicht mehr.

»Wenn so eine Tragödie geschieht«, sagte Pater Dunstan gerade, »verändert das unser Leben auf unwiederbringliche Weise. Wir können etwas so Furchtbares wie Stirlings Tod nicht erklären. Wir fangen an, alles infrage zu stellen. Nichts ergibt für uns noch einen Sinn. Mit den Worten des Verfassers des Buches Ekklesiastes gesprochen, ist mit einem Mal alles nichtig. Angesichts eines solchen Verlusts kann plötzlich alles bedeutungslos werden.

Der Weise, der Verfasser dieses Buches, ist des Lebens überdrüssig. Er hat seine Ungerechtigkeit und Unklärbarkeit gesehen. Er hat nach Wissen gestrebt und dabei nur die Nichtigkeit von allem entdeckt. Am Anfang des Buches scheint es kaum Hoffnung zu geben, doch im Verlauf erkennen wir einen neuen Sinn im Leben. Dieser Sinn heißt Gott. Der Weise argumentiert, dass ohne Gott alles nichtig ist.

Was ist also seine Schlussfolgerung? Zu welcher Erkenntnis gelangt er nach seiner Überprüfung des Lebens? Am Ende des Buches ist sein Ergebnis recht einfach: ›Fürchte Gott und achte seine Gesetze; denn das allein hat jeder Mensch nötig.‹ Und das ist es, was ich denke,

das wir tun müssen. Gott fürchten und seine Gesetze achten.

Es wäre für jeden von uns schwierig, eine Erklärung dafür zu finden, warum Stirling sterben musste – welchem Zweck sein Tod dient. Aber ich bin überzeugt, dass es uns, wenn wir einst den Himmel erreichen, klar werden wird. Gott fügt unserem irdischen Leben einen neuen Sinn hinzu, den wir im Moment nicht verstehen können. Doch was wir schon jetzt verstehen, ist das, was von uns erwartet wird.

Gott will, dass wir mit unserem Leben weitermachen, auch wenn wir bisweilen nicht wissen, wohin es uns führt. Er will, dass wir die Worte des Weisen beachten. Obwohl wir manchmal selbst nicht erklären können, warum wir die uns auferlegte Aufgabe erfüllen, wissen wir dennoch, wie sie lautet. Gott zu fürchten und seine Gesetze zu achten. In der Heiligen Schrift steht nichts davon, dass wir Gottes Wege begreifen müssen, denn das vermag keiner von uns. Es gibt dort keinen Hinweis darauf, dass wir immer genau wissen müssen, warum wir weitermachen. Dort steht nur, dass wir Folgendes tun müssen: Weiterleben, wie Gott es von uns erwartet, bis an das Ende unserer Tage.

In Wahrheit hat alles einen Sinn, und auch wenn wir ihn jetzt vielleicht noch nicht erkennen, werden wir dies zu gegebener Zeit tun. Auch wenn wir erschüttert sind über die Unbegreiflichkeit von Stirlings Tod, können wir trotzdem so weitermachen, wie Gott und Stirling sich das von uns wünschen würden. Wir können unser Leben weiterleben, indem wir mit all unserer Kraft danach streben, Gott zu fürchten und seine Gesetze zu achten.«

Ab da hörte ich nicht mehr zu. Er sprach fast eine halbe Stunde lang, und das ist alles, woran ich mich erinnere.

»Was denkst du über Pater Dunstans Predigt?«, fragte Großmutter mich nach dem Gottesdienst. Ich wusste nicht, was ich darüber dachte. Mein Kopf war leer.

Aber ich erinnerte mich an seine Worte. Und heute glaube ich, dass er mit dem, was er zu sagen versuchte, vielleicht Recht hatte.

Auf dem Heimweg von der Kirche kam jemand stolpernd hinter uns hergelaufen. Wir gingen nur langsam, so als würden wir gegen starken Wind ankämpfen, aber jetzt hielten wir an und drehten uns um. Es war Maria, die ihr Baby an ihre Brust drückte. Sie blieb vor mir stehen und schien etwas sagen zu wollen, aber dann schüttelte sie den Kopf und starrte mich schweigend an.

Sie war irgendwie verändert. Der kleine Anselm ballte die Faust und öffnete sie wieder. Ich beobachtete ihn und dachte, dass sogar er sich verändert hatte. Mir fiel plötzlich ein, dass es kaum eine Woche her war, seit wir wegen irgendeiner Belanglosigkeit gestritten hatten – ich und dieses Mädchen, das ich früher einmal gekannt hatte. Ich versuchte, mich zu erinnern, was es gewesen war, aber es fiel mir nicht ein.

Sie sah mich noch immer an. »Leo, ich weiß nicht, was ich sagen soll«, begann sie schließlich. »Ich wollte mit dir reden, aber dann bist du an die Grenze gegangen. Leo, dass so etwas wirklich passiert sein kann ...« Sie schüttelte den Kopf und verstummte.

Ich sah zu, wie ihre Tränen zusammen mit meinen eigenen wie die ersten Tropfen eines Regenschauers auf die staubige Straße fielen. Ich beobachtete sie, als wären es die eines Fremden. Wann immer ich an diesen Tag zurückdenke, erinnere ich mich an ihn als etwas, das einem Fremden passiert ist. Nicht wegen der Jahre, die in-

zwischen vergangen sind, sondern weil ich es damals so empfand.

Großmutter nahm Marias Hand und hielt sie kurz, dann nahm Maria meine. Ich glaube, ich ließ es zu, aber ich weiß es nicht mehr genau.

In diesem Moment dachte ich an den Tag, als der Schuldetektiv vorbeigekommen war, während Maria und ich zusammen im Wohnzimmer gesessen hatten, und daran, wie Großmutter später das Baby in ihren Armen gewiegt hatte. Und nun standen wir vier in Trauerkleidung auf der Straße – Großmutter, in deren Falten sich die Tränen sammelten; Maria, die unbeherrscht schluchzte; das Baby, das sich so still und reglos verhielt, als würde es begreifen. Marias Haar war bedeckt, und sie hatte ihre Ohringe abgelegt. Da begann ich, mich zu erinnern, was ich zu ihr gesagt hatte. Irgendetwas über Rechtschaffenheit und das Baby. Konnte ich so etwas gesagt haben? Ich wusste es nicht mehr. Der alte Leo lag noch immer hilflos gestrandet hinter dem Schock und dem Schweigen der letzten Tage und überlegte nun vage, ob er sich entschuldigen sollte.

»Was ich da zu dir gesagt habe ...«, setzte ich an, während die Tränen über mein Gesicht strömten. Ich hustete und fing noch mal an. »Damals, was ich da zu dir gesagt habe ...«

Beinahe verärgert schüttelte Maria den Kopf und griff wieder nach meiner Hand. »Nein, Leo, bitte nicht! Wie könnte das jetzt noch eine Rolle spielen?«

Der nächste Tag war seltsam und leer. Ich stand auf und zog mich an, aber das kostete mich meine ganze Kraft, sodass ich mich anschließend wieder aufs Bett legte und zur Decke hochstarrte, während die Minuten vergingen.

Großmutter kam mehrere Male herein, aber ich rührte mich nicht.

»Steh auf, Leo!«, verlangte sie schließlich. »Lieg nicht da rum. Komm mit mir zum Markt.«

Ich setzte mich auf und sah sie an.

»Wir gehen raus!« Ihr Ton war nun etwas lebhafter. »Zieh deinen Mantel an.«

Ich wollte nicht. Sie hob den Mantel auf und versuchte unbeholfen, ihn mir um die Schultern zu legen. Ich schüttelte den Kopf und vergrub mein Gesicht in den Händen. Sie gab auf und sah dabei genauso erschöpft aus, wie ich mich fühlte. Dann kniete sie sich auf den Boden und weinte.

Etwas war aus meiner Manteltasche gefallen. Es war das schwarze Buch, dieses alte Buch, das ich Stirling vorgelesen hatte.

Sie hob es auf und schniefte dabei wie ein Kind. »Was ist das, Leo?« Sie blätterte durch die Seiten, dann schlug sie es zu und schluchzte laut auf. »Ich werde dich nie verstehen, Leo! Mit mir sprichst du kein einziges Wort, und trotzdem hast du all diese Geschichten geschrieben?«

Ich schüttelte den Kopf. Das hatte ich nicht. Aber nachdem sie, noch immer weinend, zurück ins Wohnzimmer gegangen war, hob ich das Buch auf und blätterte durch die Seiten. Und obwohl ich die Worte nur grob überflog, erkannte ich sofort, was das für eine Geschichte war. Es war dieselbe wie in den Träumen, die mich schon seit Tagen verfolgten – sie handelte von Aldebaran, Anna und dem Prinzen. Und sie ging noch viele, viele Seiten weiter, so als ob der Verfasser glaubte, dass mich das immer noch interessieren würde.

Ich riss das Buch entlang des Rückens auseinander,

sodass sich die Blätter auf dem staubigen Fußboden verteilten. Es machte mich krank, diese Worte dort zu sehen, so als ob die Dinge normal wären. Welche Bedeutung sollte diese Märchengeschichte jetzt noch für mich haben, nach allem, was geschehen war? Ich wollte keine Geschichten mehr. Ich wollte in Ruhe gelassen werden.

Doch später, als es dunkel wurde, sammelte ich die Seiten wieder ein. Ich legte sie zwischen die beiden Buchdeckel und steckte sie zurück in die Manteltasche, so wie ich es früher getan hätte. Das war die Geschichte, die ich Stirling vorgelesen hatte. Ob sie mir nun noch etwas bedeutete oder nicht, ihm hätte sie etwas bedeutet. Er hätte herausfinden wollen, was als Nächstes geschehen würde. Er hatte sich um sie wie um echte Menschen gesorgt – um diese drei, über die wir während der verzweifelten Tage, in denen er krank gewesen war, gelesen hatten. Ich konnte dieses Buch nicht wegwerfen.

Und ich konnte nicht verhindern, dass ich träumte. Vielleicht wollte ich es auch gar nicht. Denn solange ich in diesen seltsamen Träumen verloren war, wusste mein Herz nicht, dass Stirling tot war.

In England wurde es dunkel, und ein Wind war aufgezo-gen, aber Anna war draußen auf dem Hof und tanzte unter der Sicherheitslampe.

Plötzlich tauchte Ryan am Rand der Dunkelheit auf.  
»Was machst du da?«

»Üben. Monica denkt, dass ich im Bett bin. Tagsüber habe ich keine Zeit, und abends lässt sie mich den Speisesaal nicht benutzen, weil ich sonst die Gäste stören könnte.«

Sie sahen sich schweigend an.

»Ich hab dich seit Tagen nicht besucht«, sagte Ryan schließlich. »Es tut mir leid. Ich wollte dir alles erklären, aber dann hat mein Onkel ...« Er zuckte mit den Schultern und setzte sich auf eine niedrige Mauer. »Ich werde es dir jetzt erzählen. Wirst du mir zuhören?«

»Ja.«

Ein paar Gäste kamen an ihnen vorbei, entsorgten ihre Zigarettenkippen und gingen durch den Hoteleingang. Ryans Blick folgte ihnen, dann wandte sich der Junge wieder Anna zu.

»Zuerst mal wegen Aldebaran«, sagte er. »Arthur Field, wie du ihn nennst. Er ist nicht wirklich mein Großonkel.« Er machte eine Pause. »Ich verstoße gegen seine Anweisung, indem ich dir das erzähle. Aber ich denke, dass er vielleicht deiner sein könnte.« Anna öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch er hob die Hand und fuhr fort: »Sein Bruder, Harold Field, hat vor langer Zeit hier in England gelebt. Hast du schon mal von ihm gehört?«

»Harold Field? Er war mein Großvater. Ich habe ihn nie kennen gelernt, aber ich weiß, dass das sein Name war.«

»Bist du dir sicher?«

»Ja, ganz sicher.«

»Aldebaran ist derselben Meinung.«

Sie drehte sich plötzlich um.

»Wo gehst du hin?«

»Ich hole Monicas Foto von ihrem Vater.«

Anna rannte in die verlassene Küche und nahm das Foto vom Fensterbrett. Ryan erwartete sie an der Tür, als sie zurückkam. »Hier«, sagte sie und gab es ihm. Sie stand schweigend da, während er es sich ansah. Es war ein verblichenes Foto, aufgenommen von einem Passan-

ten am Greysands Beach. Ihre Großmutter, die damals Ende zwanzig gewesen war, stand neben Annas unbekanntem Großvater. Der Mann sah mit einem charmanten Lächeln direkt in die Kamera. Mit der einen Hand hielt er die kleine Monica beiläufig auf seinen Schultern fest; die andere lag in der Hand der vierjährigen Michelle.

»Ich erkenne es«, sagte Ryan. »Du auch? Sie sehen sich unglaublich ähnlich. Er könnte tatsächlich eine jüngere Ausgabe von Aldebaran sein.«

Anna hatte schon immer gefunden, dass da etwas an diesem Mann, ihrem Großvater, war – etwas in Bezug auf seinen gelassenen, selbstsicheren Ausdruck und die Weise, wie er so direkt und beinahe herausfordernd in die Kamera blickte –, das ihn von anderen Menschen unterschied. Und es war dasselbe, dämmerte ihr nun, wie bei Arthur Field.

»Er wusste es«, sagte sie. »Darum hat er sich den Kopf an der Motorhaube angeschlagen, als ich ihm gesagt habe, dass Monicas Mädchenname Devere ist.«

Ryan nickte. »Er wusste, dass das der Name der Frau war. Aber er wollte dir nichts von all dem erzählen.«

»Warum nicht?«

»Er will keine Verbindung zu irgendjemandem in diesem Land, damit er ohne Komplikationen verschwinden kann. Aber er begreift nicht, dass du in das Ganze verwickelt sein könntest, ob ihm das nun gefällt oder nicht. Und zwar nicht nur, weil du mit ihm verwandt bist, sondern auch wegen meiner eigenen Geschichte.«

»Was ist das für eine Geschichte?«

»Sie ist kompliziert.« Er gab ihr das Foto zurück und ließ den Blick über den dunklen See schweifen. »Es ist schwierig, dir von diesen Dingen zu erzählen, Anna. Ich werde versuchen, ganz ehrlich zu sein. Können wir eine

Weile spazieren gehen? Es wird dann einfacher sein, das Ganze zu erklären.«

Sie schlenderten in Richtung Lakebank.

»Ich habe dir schon gesagt, dass meine Eltern tot sind«, fuhr er fort. »Sie wurden vor zehn Jahren erschossen. Mein Onkel ist derjenige, der den Auftrag dazu gegeben hat. Mein wirklicher Onkel, zu Hause in Malonia, wo ich herkomme. Der ältere Bruder meiner Mutter.«

Anna sah ihn von der Seite an, doch er ging mit gesenktem Blick und gleichmäßigen Schritten weiter. »Er hat sie ermorden lassen? Sitzt er jetzt im Gefängnis?«

Ryan schüttelte den Kopf. »Es war eine politische Sache. Mein Vater war ein sehr bedeutender Mann, und mein Onkel wollte seinen Platz.« Er blieb auf der dunklen Straße stehen und sah sie direkt an. »Es geht um sehr ernste Dinge, wenn ich fortfahre, Anna. Verstehst du mich?«

»Ja, ich verstehe dich.«

»Mein Vater war König, so wie vor ihm bereits sein Vater. Ich bin der letzte Sohn in der Linie der Donahues. Ich bin der Erbe des Throns. In Malonia war ich ein Prinz. Hier bin ich ein Verbannter.« Er sah ihr wieder in die Augen. »Du glaubst mir vielleicht nicht, aber hörst du mir trotzdem weiter zu?«

Sie antwortete nicht, aber ihr Blick war unverwandt auf ihn gerichtet, während sie tiefer in die Nacht schritten.

»Mein Vater erbte den Thron, als er noch sehr jung war. In meinem Alter regierte er das Land schon seit fünf Jahren. Etwa ein Jahr später lernte er meine Mutter kennen. Sie stammte aus einer adeligen Familie, die über einen Staat vor der Westküste Malonias herrschte.« Er sah Anna an, als wollte er überprüfen, dass sie ihm noch

folgte. »Zwischen dieser Familie Kalitz und den Donahues hatte immer schon Unfrieden geherrscht. Zu der Zeit, als ich geboren wurde, war diese Feindschaft besonders schlimm. Meine Mutter und mein Vater waren jung, und sie liebten sich. Sie heirateten, als sie fünfzehn und er siebzehn war. Sie glaubten, den gegenseitigen Hass ihrer Familie überwinden zu können. Doch die Familie meiner Mutter benutzte ihre Heirat, um näher an die königliche Familie heranzukommen und so ihren Plan, die Regierung zu stürzen und selbst die Macht zu übernehmen, voranzutreiben.« Ryan verfiel in Schweigen.

»Wo kommt Arthur Field ins Spiel? Welche Rolle spielt er bei dem Ganzen?«

»Er war ein wichtiger Mann in meiner Heimat. Er bekleidete den zweithöchsten Rang innerhalb des Geheimdienstes, und er besaß eine große Gabe. Er hatte sich in Aldebaran umbenannt; jeder kennt ihn unter diesem Namen. Er wurde schon vor mir verbannt und nahm mich bei sich auf, als ich hierher nach England geschickt wurde. Man könnte also sagen, dass ich ihm mein Leben verdanke.«

»Was meinst du mit Gabe?«

Ryan versuchte, es ihr zu erklären.

»Daran kannst du nicht wirklich glauben!«, entfuhr es ihr. »Dass er Gedanken lesen und in die Zukunft sehen kann. Ganz im Ernst, Ryan ...« Doch da fiel ihr etwas ein. Sie erinnerte sich plötzlich, wie Arthur Field bei ihrer ersten Begegnung genau gewusst hatte, dass der Nebel verschwinden würde, noch bevor er angefangen hatte, sich zu lichten. Und dass ihr richtiger Name Ariana war.

»Aldebaran hat eine Prophezeiung aufgeschrieben, die mich betrifft. Auch das ist ein Teil davon. Er schrieb,

dass man mich nicht töten, sondern verbannen würde, und dass jeder, der mir Schaden zufügt, Schlag um Schlag dafür bestraft werden würde. Deshalb hat es niemand gewagt. Mein Onkel ließ meine Eltern ermorden; er riss die Macht über das Land an sich; aber er fügte mir keinen Schaden zu. Er hat auch mich in die Verbannung geschickt. Er schickte mich nach England.«

Ryan sah sie jetzt an. »Aber auch du kommst in der Geschichte vor, Anna. Du bist ein Teil von ihr. Weil Aldebaran mich nämlich in der Prophezeiung mit dem Silberadler in Verbindung bringt, einem kostbaren Zauber, der in meinem Land sehr berühmt ist. Aldebaran gelangte in den Besitz dieses Silberadlers und nahm ihn mit sich nach England. Er sieht aus wie eine normale Halskette aus Silber, mit blauen Juwelen besetzt – wie die Art von Talisman, den jede adelige Familie besitzt. Aber er birgt große Kräfte in sich, magische Kräfte.«

»Magische Kräfte?«, wiederholte Anna. »Ryan ...«

»Solche Dinge gibt es auch hier in England. Versuch nicht, mir weiszumachen, dass das nicht der Fall ist. Ihr beherrscht sie genauso gut wie wir.« Als Anna nichts erwiderte, fuhr er fort: »Der Silberadler ist Bestandteil der Prophezeiung, die mich betrifft. Aldebaran löste einen Edelstein aus der Kette heraus und behielt ihn, den Rest warf er ins Meer.«

»Ins Meer? Wo? Hier in der Nähe?«

»Ganz in der Nähe.« Ryan sah sie unverwandt an.

»Warum hat er sie weggeworfen?«, fragte Anna.  
»Wenn es eine so kostbare Kette war.«

»Es wäre zu gefährlich für ihn gewesen, sie bei sich zu behalten. Er war überzeugt, dass der Edelstein und die Halskette wieder zueinanderfinden würden. Er sah voraus, dass uns dieser Silberadler von jemandem zurückge-

bracht werden würde, der mir viel bedeutet – von jemandem, den ich sogar liebe. Das war es, was er prophezeit hat – er hielt es für ein Zeichen. Aber es vergingen zehn Jahre, und nichts geschah. Er fing an zu glauben, dass er einen schweren Fehler begangen hätte und die Kette nun für immer verloren wäre. Und dann ...« Ryan stockte. »Und dann bist du in diesem Nebel auf uns zugelaufen, und ich wusste, dass an dir etwas Besonderes war – ich wusste es sofort. Und hier bist du nun, mit einer silbernen Halskette und einem Amulett in Form eines Adlers, dem ein Stein fehlt. Und jetzt mache ich mir so meine Gedanken, Anna.«

Sie nahm die Halskette ab und untersuchte sie im schwindenden Licht des Abends. »Was hat er geantwortet, als du ihm das alles erzählt hast?«

»Das habe ich nicht. Ich habe ihm nichts von deiner Halskette gesagt. Ich wollte zuerst mit dir sprechen.«

»Deshalb wolltest du also wissen, woher ich sie habe?« Er nickte. »Meine Großmutter hat diese Kette am Strand gefunden. Sie ist oft mit Harold Field – meinem Großvater – am Greysands Beach spazieren gegangen. Nachdem er verschwunden war, ist sie immer wieder dorthin zurückgekehrt. Einmal glaubte sie, ihn dort zu sehen, aber er war so weit weg, dass sie sich nicht sicher sein konnte. Schließlich fand sie die Kette und hielt es für ein Zeichen – sie dachte das also auch. Sie brachte sie zur Polizei, aber niemand erhob Anspruch darauf, deshalb gab man sie ihr zurück.«

»Aldebaran hat die Kette am Greysands Beach ins Wasser geworfen, das weiß ich ganz sicher. Aber wie ist die Halskette zu dir gekommen?«

»Großmutter hat sie mir zur Geburt geschenkt.« Sie sah ihn an. »Was ist mit Mr. Fields Bruder passiert? Was ist mit meinem Großvater passiert?«

»Er ist gestorben. Es tut mir leid. In Malonia war er Soldat. Er ist nach seiner Rückkehr wieder zur Armee gegangen. Ein Jahr später wurde er im Kampf getötet. Er ist niemals nach England zurückgekehrt.«

»Aber was ist mit dem Mann, den meine Großmutter am Strand gesehen hat? Das war Jahre, nachdem mein Großvater fortgegangen war.«

»Vielleicht ist er ja doch zurückgekommen. Wenn Menschen sterben, verschwinden sie nicht einfach – davon bin ich überzeugt. Vielleicht können sie zwischen den Welten durch Zeit und Raum reisen. So wie die Menschen mit magischen Fähigkeiten – die Erleuchteten.«

»Zwischen den Welten?«

Sie standen vor dem Tor des Herrenhauses. Das Gebäude war dunkel, mit Ausnahme eines Fensters im zweiten Stock. Sie gingen nicht hinein, sondern blieben auf der einsamen nächtlichen Straße stehen.

»Hast du je von Malonia gehört?«, fragte Ryan. »Kommt dir der Name bekannt vor? Manche Leute hier in England glauben, ihn irgendwann schon mal gehört zu haben.«

Anna schüttelte den Kopf. »Ich dachte, mein Großvater wäre Australier gewesen. Ich hab noch nie von dem Land gehört.«

»Es ist seltsam für mich, dich das sagen zu hören. Manchmal, wenn ich in diesem fremden Land aufwache, fällt es mir schwer zu glauben, dass ich schon seit zehn Jahren hier lebe. Da, wo ich herkomme, gibt es Gerüchte über England. Einige Forscher behaupten, dort gewesen zu sein. Wenn Menschen vermisst und für tot gehalten werden, verbreitet sich die Legende, dass sie gar nicht gestorben, sondern durch Zufall oder ein Versehen nach

England hinübergegangen sind. Und über die Erleuchteten sagt man ebenfalls, dass sie dort hingehen können. Darüber gibt es unzählige Geschichten. Es ist ein Märchenland, und die meisten von uns verbringen ihr Leben, ohne viel darüber nachzudenken. Es ist kein Teil der realen Welt. Als kleiner Junge habe ich nicht geglaubt, dass es existiert.«

»Ist dein Land denn wirklich so weit weg?«, fragte Anna.

Er öffnete das Tor, und sie folgte ihm hindurch. »Ich werde versuchen, es dir zu erklären.«

Aber als sie schließlich am Haus ankamen, war sie sich immer noch nicht sicher, ob sie es verstanden hatte.

Sie gingen durch die Seitentür hinein. Ryan machte das Licht erst an, als sie in der alten Bibliothek waren und die Tür hinter sich geschlossen hatten.

»Wir müssen leise reden, sonst wird uns mein Onkel hören«, flüsterte er.

Anna legte das Foto von ihrem Großvater auf den Tisch und daneben die Kette. »Hier«, sagte sie. »Schau sie dir an. Sieht das für dich nach einem wertvollen Schmuckstück aus? Diese Steine sind doch nur aus Glas.«

Ryan nahm nun seine eigene Halskette ab und legte sie neben die andere. An seiner hing ein einzelner Edelstein – ein blauer. Und er war identisch mit dem größten an Annas Kette. Es war der fehlende Stein – das rechte Auge des Vogels.

Anna sah ihn sprachlos an. Ryan legte die Hand an die Stirn, auch er war verblüfft. »Es sind dieselben«, sagte er. »Für dich sehen sie vielleicht wie Glas aus, aber in meinem Land sind das kostbare Juwelen.«

»Hör jetzt auf, Ryan«, sagte sie plötzlich. Auf dem Tisch bewegten sich die Halsketten aufeinander zu.

Er hob die Hände. »Ich berühre sie nicht. Ich habe es dir gesagt, Anna. Schon bevor wir geboren wurden, hat eine Verbindung zwischen ihnen bestanden. Sie verfügen über große Kräfte.«

»Sie müssen magnetisch sein.« Ihr Herz schlug immer schneller.

»Die Ketten sind aus Gold.«

In diesem Moment hörten sie Schritte auf dem Flur. »Ryan, bist du da drin?«, rief Arthur Field.

Sie drehten sich beide um.

Aldebaran öffnete den Mund, aber es kamen keine Worte. Dort auf dem Tisch lag der Silberadler. Daneben das Bild seines verstorbenen Bruders.

»Der Mann auf dem Foto ist Annas Großvater«, erklärte Ryan. »Und das ist die Halskette, die ihre Großmutter am Greysands Beach gefunden hat.«

Es herrschte vollkommene Stille. Dann näherte sich Aldebaran dem Tisch. »Natürlich würde die Kette zu einem Verwandten von Harold kommen«, murmelte er. »Natürlich. Diese Dinge gehorchen ihren eigenen Regeln.«

Er griff nach der Halskette und drehte sie um, dann sah er Anna an. Und plötzlich verdüsterte sich sein Gesicht. »Ryan, du hättest es mir erzählen sollen. Du hättest die Kette nicht hierherbringen dürfen.«

»Onkel, ich dachte ...«

Aldebaran sah sich um, dann sprach er so leise weiter, als ob er belauscht würde. »Lieber Himmel, Ryan! Du weißt doch, dass dieses Haus beobachtet wird.«

Am Rande des Lakebank-Anwesens stand eine halb verfallene Kapelle. Dort saßen sie nun um eine alte Armeesturmlaterne herum – Anna, der Prinz und Aldebaran.

Die Halskette lag in Annas Hand, aber Aldebaran ließ sie nicht aus den Augen.

»Ich werde versuchen, es dir zu erklären«, sagte er gerade. »Du bist meine Großnichte, und das Ganze betrifft auch dich, deshalb sollte ich dir die Prophezeiung, die ich aufgeschrieben habe, erläutern. Und auch, wie ich die Welten sehe, die nebeneinander existieren.«

»Ich habe schon versucht, es Anna zu erklären«, erinnerte Ryan ihn. »Dass meine Verbannung nicht nur eine Frage der Entfernung ist, sondern ich in England gefangen gehalten werde. Und dass es große Fähigkeiten erfordern würde, jemanden aus dieser Art von Exil zu befreien und nach Hause zurückzubringen.«

»Während man heranwächst, hört man Geschichten«, fuhr Aldebaran fort, als hätte der Junge nichts gesagt. »In unserem Land gibt es viele Geschichten über England – über diese Welt, die dich umgibt. Über die Kutschen, die von selbst fahren; die Lampen, die nicht flackern; über die Menschen, die aufgehört haben, die Magie für etwas Reales zu halten. Während man heranwächst, lernt man zu glauben, dass England nur im Märchen existiert. Menschen, die als vermisst gelten, sind tot und nicht verschwunden; Menschen, die behaupten schon mal hier gewesen zu sein, sind Lügner. Aber die Erleuchteten – jene, deren Ausbildung sie für euch zu Magiern macht – müssen lernen, all die Dinge wieder aufzugreifen, die sie in ihrer Kindheit verworfen haben, denn das ist das Gebiet, auf dem wir arbeiten. Im Reich der Mythen und Legenden, wo wir versuchen, Dinge möglich zu machen, die andere für unmöglich oder zumindest für sehr unwahrscheinlich halten.«

»Onkel, du machst das Ganze nicht durchsichtiger«, warf Ryan ein, doch Aldebaran hob die Hand. Das Fla-

ckern der Lampe ließ Schatten über sein Gesicht zucken, als er weitersprach.

»Diese Erleuchteten, diese Männer und Frauen, die die Magie studieren, wissen, dass England nicht der Legende entstammt, sondern wirklich existiert – als Parallelwelt zu unserer eigenen. Es gibt viele Orte, die nur die Erleuchteten sehen können und derer sich die meisten Menschen gar nicht bewusst sind. Dennoch ist es absurd zu glauben, dass wir auf diese Orte verzichten könnten. Die Welten treiben sich gegenseitig an. Sie sind vollständig aufeinander angewiesen. Sieh dir diesen Stern an.« Er deutete zum Himmel, und Anna folgte seinem Blick. »Wir nennen ihn Leo, diesen Teil eures englischen Sternbilds. Wenn jemand in Malonia sich gerade an einem Ort aufhält, der in der Nähe von diesem hier liegt, könnte es sein, dass die Person plötzlich anfängt, über diesen Stern nachzudenken. Und zwar allein aufgrund der Tatsache, dass ich ihn eben erwähnt habe. Eure Welt und unsere Welt, Malonia und England, sind eng miteinander verknüpft. Ihr sprecht hier malonisch und nennt es englisch. Ihr gebt euren Kindern dieselben Vornamen, oder zumindest sehr ähnliche. Solche Dinge dringen durch.«

Anna und Ryan hörten schweigend zu. »Die Sterne und Sternbilder in eurem Land, sie alle haben Namen, die einen Sinn ergeben. Nicht so in Malonia. Wir haben erst später angefangen, sie zu benennen, und jedes Mal, wenn ein Astronom versucht hat, sich einen Namen auszudenken, tauchte praktisch einer aus dem Nichts auf. Wir haben eure englischen Namen zwar unvollständig, aber trotzdem eindeutig übernommen. Jetzt verfügen wir über ein seltsames Sortiment an Namen, ohne den Grund dafür zu kennen. Jupiter und Venus zum Beispiel haben in unserem Land keinerlei Bedeutung.«

Aldebaran blickte stirnrunzelnd in die Nacht. »Genauso ist es mit meinem Neffen. Er war ein berühmter Schriftsteller. Ich habe keine gedruckten Kopien von seinen Büchern, aber über Visionen und Träume sind seine Werke alle zu mir gekommen. Die Worte wurden direkt aus seinem Kopf in meinen übertragen, und ich schrieb sie dann auf. Wenn man über magische Fähigkeiten verfügt, hat man eine enge Verbindung zu seinen Angehörigen, weil ein Teil von einem mit ihnen übereinstimmt. Deshalb war es dumm von mir, den Silberadler wegzuworfen, obwohl ich Verwandte hier hatte, die leicht diejenigen sein könnten, die ihn finden würden ...« Er brach ab. »Aber selbst über diese Distanz hinweg konnte ich erkennen, was Harald dachte; was er schrieb. Es gibt einen ständigen Gedankenfluss zwischen Menschen – und zwischen Orten. All die unsichtbaren Dinge – wie der Geist und der Gedanke – strömen auf diese Weise von Welt zu Welt. Und manchmal gelangen auch Menschen von einer zur anderen.«

Anna drehte die Halskette in ihrer Hand hin und her, während Aldebaran sprach. Das Licht hüpfte über die zerstörte Kapelle – über rote Steinbögen und mit Schnitzereien verzierte Wände, die von den Überresten eines hochgewölbten Dachs beschirmt wurden, durch das die Sterne funkelten. Auf den Wänden wucherten Schlingpflanzen, deren weiße Blüten in der Brise wippten und dabei den Lichtschein reflektierten. Jenseits des zerstörten Fensters konnte Anna noch ein anderes Licht schimmern sehen. Es wurde immer heller.

»Weißt du, was das hier für ein Ort ist?«, fragte Aldebaran.

»Diese Kapelle? Monica sagt, dass sie vor vielen Jahren eine Touristensehenswürdigkeit war, bis dann der Besitzer des Lakebank das Land gekauft hat.«

»Er hat das Land auf meine Bitte hin gekauft«, erklärte Aldebaran. »Ich war der Butler dieses Mannes. Und ich bat ihn, es zu kaufen, weil diese Kapelle eine eurer mystischen Stätten ist und ich sie untersuchen wollte. Es ist wirklich bemerkenswert, wie viele seltsame Ruinen es überall in England gibt. Einige von ihnen sind tatsächlich nichts weiter – nur Ruinen. Aber andere, so wie diese Kapelle, sind Orte, die näher an meinem Heimatland Malonia liegen. Orte, wo die Schwelle zwischen den Welten leichter passierbar ist.«

»Die Schwelle zwischen den Welten?«, wiederholte Anna.

Aldebaran zuckte kurz mit den Schultern. »Es ist nur so eine Redensart. Die Menschen sagen, dass es ein ganzes Netzwerk von Durchgängen gibt, die von unserem Land nach England führen, aber in Wirklichkeit ist es nicht so einfach. Die Erleuchteten – die Magiegelehrten – waren immer schon von England fasziniert, und viele von ihnen sind in dieses Land hinübergegangen. Ich habe im Lauf der vielen Jahre, die ich inzwischen hier lebe, herausgefunden, dass es Orte gibt, von denen aus ich klarer nach Malonia hinübersehen kann. Einer davon ist der Steinkreis oben auf dem Hügel. Ein anderer ist diese Kapelle. Ich kann nicht nach Malonia zurückkehren, aber ich kann es sehen, wenn auch nur vage.«

»Was ist mit Ryan?«, fragte Anna, während sie zusah, wie das Licht immer noch heller wurde. »Er hat keine magischen Fähigkeiten – wie kann er sich zwischen den Welten bewegen, wie Sie es nannten?«

»Ryan wurde von jemand sehr Mächtigem verbannt. Mein Gedanke – und er könnte falsch sein – ist nun, dass deine Halskette, die die Magie großer Männer und Frauen in sich birgt, in der Lage sein könnte, ihn zurückzubringen.«

»Er hat guten Grund, das zu glauben«, sagte Ryan, an Anna gewandt. »Wenn du nämlich meinen einzelnen Edelstein, den von deiner Kette, in die Hand nimmst, kannst du Malonia fast sehen. Ich weiß, dass du es kannst.«

Aldebaran schüttelte den Kopf. »Ich glaube, so einfach wird es nicht sein, Ryan.«

Ryan nahm die eigene Halskette ab und gab sie ihr. »Versuch es. Hast du nicht den Eindruck, dass sich die Luft und die Dunkelheit verändern? Wenn du dich konzentrierst, kannst du dann nicht ganz schwache Geräusche hören?«

Anna nahm die Kette, und sie saßen schweigend da. Ihre eigene war immer noch in ihrer anderen Hand. Sie sah wieder zu dem Licht vor dem Fenster. Plötzlich strich ein Schatten davor hinweg. Sie stand auf.

»Was ist los?«, fragte Aldebaran, und seine Stimme klang plötzlich wie aus weiter Ferne.

Anna ging zur Tür. Sie konnte jetzt erkennen, woher das Licht stammte. Von einer Gaslaterne. Und weitere näherten sich aus der Dunkelheit des Waldes. »Was sind das für Lichter?« Sie drehte sich dabei um.

Ryan und Aldebaran waren verschwunden. Die Laterne war verschwunden. Sie stand in einer Steinkirche. Und das flackernde Licht kam jetzt nicht mehr von der Laterne, sondern von einem Kerzengestell, das an der Stelle stand, wo Aldebaran gewesen war. Sie ließ Ryans Kette fallen und legte die Hand an die Wand, um sich abzustützen. Es war eine massive Wand – sie löste sich nicht in Luft auf.

Sie konnte ganz in der Nähe Stimmen hören und stolperte auf die Kirchentür zu, weil sie dachte, dass es Ryan und Aldebaran wären. Aber es war niemand da. Jenseits der Tür lag ein mondbeschieener, menschenleerer Platz.

In seiner dunklen Mitte erkannte Anna einen Brunnen – ein Pferdestandbild in einem großen, runden Becken. Aber es war leer und von denselben grünen Algen überzogen, die auch das Maul des Pferdes verstopften, sodass kein Wasser herausströmen konnte.

Dann sah sie, woher die Stimmen kamen. Zwei Männer standen im Schatten neben der Kirche – Fremde in blauen Uniformen. Einer war ein junger Kerl mit einem pausbäckigen, kindlichen Gesicht. Der andere stand mit dem Rücken zu ihr.

»Wir werden die halbe Stadt abriegeln«, sagte er gerade, und seine Stimme klang schon älter. »Das ist in der momentanen Situation sicherer. Hilfst du uns dabei? Kommst du mit?«

Der junge Mann schüttelte den Kopf. »Ich bin unentschlossen. Sie verlangen da ziemlich viel von mir, und ...«

Der ältere Mann hob plötzlich die Hand, und der andere verstummte. Anna konnte ihn jetzt von der Seite sehen. Er war ein gut aussehender Mann mit klaren Gesichtszügen. Dann drehte er sich um, und sie sah die andere Seite. Eine Narbe zog sich von seiner Stirn bis zu seinem Kinn, und da, wo sein Auge hätte sein sollen, klaffte eine leere Höhle. Die Wunde musste so tief gewesen sein und die Narbe war so ungleichmäßig verheilt, dass die beiden Enden seiner Augenbrauen nicht mehr übereinstimmten. Und er fixierte sie!

»Siehst du das, was ich sehe?« Er ging einen Schritt auf Anna zu und streckte den Arm nach ihr aus. »Kannst du es erkennen?«

Der junge Mann drehte sich um und runzelte die Stirn. Anna wich in Richtung Kirchentür zurück. Plötzlich legte ihr jemand von hinten eine Hand auf die Schulter. Sie fuhr zusammen und ließ die Halskette fallen.

»Anna«, sagte Ryan.

Sie war wieder in der zerstörten Kapelle. Die Gaslaternen rund um den Platz waren verschwunden; die beiden Männer ebenfalls. »Was ist passiert?«, fragte sie und bückte sich dabei nach der Halskette. Sie lag auf der Erde, und Anna wusste nicht warum.

»Fass sie nicht an!«, sagte Aldebaran plötzlich.

»Ich habe zwei Männer gesehen. Ich weiß nicht – habe ich geträumt?«

»Du hattest die Halskette in der Hand und wurdest plötzlich durchscheinend.« Aldebaran hob die Halskette so vorsichtig auf, als könnte sie ihn verbrennen. Mit der anderen Hand griff er nach der Sturmlaterne. »Kommt jetzt.«

»Es war eigenartig«, murmelte Ryan Anna zu. »Es hat mir Angst gemacht – ich kann es nicht erklären, aber irgendwie warst du ganz weit weg. Du hast mich nicht gehört, als ich mit dir gesprochen habe. Wo bist du gewesen, Anna?«

»In einer alten Kirche, und draußen haben Laternen geschienen. Und da waren zwei Soldaten – ein junger und ein älterer, mit einer Narbe im Gesicht und einem fehlenden Auge.«

»Ahira«, sagte Ryan. »Du hast Ahira gesehen.«

»Wer ist er?«

Ryan sprach, ohne sie anzusehen. »Er ist der Mann, der meine Mutter und meinen Vater erschossen hat. Mir verdankt er diese Narbe und die leere Augenhöhle. Ich habe ein Messer nach ihm geworfen.«

»Beeilt euch«, rief Aldebaran, noch bevor Anna etwas erwidern konnte, und sie gingen zur Haustür. Nachdem er sie hinter ihnen geschlossen und vierfach verriegelt hatte, verschwand er, noch immer mit Annas Halskette in

der Hand, nach oben. In der Stille lauschten sie seinen Schritten – einen Treppenabsatz hoch, dann den nächsten, dann – jetzt leise – noch einen.

»Wird er sie behalten?«, fragte Anna.

»Das ist es, was er prophezeit hat. Dass sie zu ihm zurückkommen würde.«

Anna wollte gerade sagen, dass sie die Kette vermissen würde, unterließ es dann aber. Sie hatte das seltsame Gefühl, als wäre plötzlich nichts mehr real, und die Leichtigkeit an ihrem Hals schien nur ein weiterer Teil davon zu sein – mehr nicht.

»Er versteht diese Dinge nicht wirklich«, erklärte Ryan. »Nicht einmal er versteht sie. Niemand tut das. Er hat sich vorgestellt, dass er die Halskette studieren und herausfinden würde, was diese Erleuchteten, von denen sie stammt, mit ihr im Sinn gehabt haben. Aber man kann nie vorhersagen, was diese magischen Objekte tun werden, wenn die, die sie erschaffen haben, erst einmal tot sind. Sie entwickeln ihre eigenen Kräfte.«

»Meine Halskette? Ich hätte nie gedacht ...« Und wieder schwiegen sie.

Aldebaran ging über den Speicher des Herrenhauses und wirbelte dabei den Staub von zehn Jahren auf. Er steuerte auf die entlegenste Ecke zu, wo im Schatten eines Deckenbalkens eine alte Kiste stand, deren Deckel er nun öffnete. In ihr befanden sich mehrere britische Armeemedailles, die aus einem Krieg stammten, dessen Namen Aldebaran vergessen hatte, und darunter lagen Briefe – Briefe von Raymonds bestem Freund, der im Kampf gestorben war. Noch immer bedauerte Aldebaran, sie lesen zu haben. Er schob diesen Gedanken jetzt beiseite.

Er legte den Silberadler zwischen die Medaillen, sah

sie kurz stirnrunzelnd an, dann schloss er den Deckel. Anschließend verließ er den Speicher und ging langsam wieder nach unten.

Ryan und Anna hoben die Köpfe, als er auf der Treppe auftauchte. »Es ist schon spät«, sagte er zu Anna. »Du solltest jetzt nach Hause gehen. Ich werde dich begleiten.«

»Dann komme ich auch mit«, verkündetet Ryan.

»Nein. Du wirst hier im Haus bleiben. Die Situation wird zunehmend gefährlich. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Talitha nichts unternimmt, falls wir hier wirklich beobachtet werden.«

»Onkel!« sagte Ryan, so als ob er Angst hätte.

»Ich verspreche dir, dass es nicht so sein wird wie beim letzten Mal.« Aldebaran legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Wir sind vorbereitet. Es besteht nicht die Gefahr von Folter oder Soldaten, die das Haus verwüsten, aber trotzdem müssen wir vorsichtig sein.«

Aldebaran und Anna gingen schweigend in die Nacht hinaus. Ryan rannte zum Fenster der Bibliothek, und als sie sich umdrehte, sah sie ihn dort stehen, die Augen auf sie gerichtet.

Er öffnete das Fenster und rief ihr zu: »Anna, komm zurück.«

Sie ging zu ihm. Er lehnte sich aus dem Fenster und sah zu ihr herunter, aber da er das Licht im Rücken hatte, konnte sie sein Gesicht kaum erkennen. »Was ist?«

Er schüttelte den Kopf.

Sie streckte den Arm nach oben, und er nahm ihre Hand und küsste sie. Dann beugte er sich aus dem Fenster und gab ihr einen Kuss.

»Du hast dich in gefährlichen Zeiten verfangen«, sagte er. »Bitte pass auf dich auf, Anna.«

Sie nickte und drückte seine Hand für einen Moment.

»Vergewissere dich, dass du das Fenster richtig schließt, Ryan«, rief Aldebaran in diesem Moment.

Anna drehte sich um und folgte ihm. Ryan machte das Fenster zu und verriegelte es, dann sah er den beiden hinterher, bis sie außer Sichtweite waren.

»Es tut mir leid, was mein Bruder getan hat«, sagte Aldebaran plötzlich, als er das Tor hinter ihnen zumachte. »Ich habe den ganzen Abend darüber nachgedacht. Das alles hier tut mir leid. Ich wollte Haralds Familie finden und die Dinge in Ordnung bringen. Ich hatte nicht die Absicht, dich in die Angelegenheiten meines Landes zu verwickeln. Ich schrieb die Prophezeiung und warf die Halskette weg, aber ich habe nicht vorhergesehen ...« Mit einem Ruck drehte er sich zu ihr um und sah sie an. »Obwohl es auch dein Land ist. Du bist zum Teil Malonierin.« Er blickte stirnrunzelnd die Straße entlang, und als er wieder sprach, tat er es mehr zu sich selbst. »Ich bete darum, dass sich alles zum Guten wenden wird.«

Den Rest des Weges legten sie schweigend zurück.

»Ryan hat mir erzählt, dass du Tänzerin werden möchtest«, sagte Aldebaran, als sie das Hotel fast erreicht hatten.

»Ja. Ich will auf die Tanzakademie gehen. Noch dieses Jahr, falls ich angenommen werde.«

Aldebaran nickte. »Ich habe einst ein Mädchen unterrichtet, das Pianistin hätte werden können, doch sie heiratete jung und stellte ihre Liebe vor ihr Talent. Dieses Mädchen war Ryans Mutter, und du weißt bereits, dass sie gestorben ist.«

»Ja, Ryan hat es mir erzählt.«

Aldebaran drehte sich zu Anna um. »Sie war fast wie eine Tochter für mich. Ich habe keine Kinder und bin

hier von meiner ganzen Familie getrennt. Aber ich bin stolz, eine Nichte wie dich zu haben.« Er studierte ihr Gesicht. »Diese ganze Sache könnte gefährlich werden, da will ich dir nichts vormachen. Aber ich verspreche, dass ich auf dich aufpassen werde.«

Monica hatte die Hoteltüren abgesperrt, deshalb kletterte Anna über einen Baum zu ihrem Schlafzimmerfenster hoch. Aldebaran wartete, bis sie das Licht angeknipst hatte, dann drehte er sich um und ging nach Lakebank zurück. Sie stand am Fenster und sah ihm nach, bis er verschwunden war ...

Ryan saß am Tisch in der Bibliothek und zeichnete auf ein Blatt Papier, als Aldebaran eintrat.

Dieser griff danach und betrachtete es schweigend. Es war eine sorgfältige Skizze von Annas Gesicht. »Die Liebe macht viele Gefangene ...«

»Und erhebt ebenso viele zum Prinzen.« Ryan schnappte sich das Blatt zurück.

Aldebaran lachte, dann hielt er inne. »Das ist nicht von Shakespeare. Das ist von einem unserer eigenen Dichter.«

»Von Diamonn.« Ryan legte die Zeichnung beiseite. »Onkel, was bedeutet das alles?«

Aldebaran setzte sich ihm gegenüber. »Ich werde mich mit den Anführern des Widerstands in Verbindung setzen und ihnen raten, die Pläne für eine Revolution voranzutreiben. Wir haben den Silberadler; ich glaube, dass die Magie, die er in sich birgt, einen Verbannten wie dich nach Hause bringen könnte. Luciens Regierung steckt in einer tiefen Krise. Es gibt keinen besseren Zeitpunkt als den jetzigen, um eine Rückkehr ernsthaft in Erwägung zu ziehen.«

»Eine Rückkehr?«, fragte Ryan. »Ist das dein großartiger Plan? Gerade als ich anfangen wollte, mich einzugewöhnen, sollen wir das Land für immer verlassen?«

Aldebaran reichte ihm ein Buch. »Lies das! Dies sind die letzten Berichte aus der Stadt. Die Lage wird zunehmend ernster. Vielleicht sollten wir die Astronomie und das Bogenschießen ruhen lassen und uns auf die derzeitige Situation konzentrieren.«

Ryan nahm das Buch wortlos entgegen.

Aldebaran ging zu seinem Schreibtisch, blieb dort jedoch stehen und sah in den leeren Glaskasten vor sich. »Was gibt es für eine Alternative? Du musst zurückkehren, Ryan. Wir können nicht für immer hierbleiben. Und trotzdem ...«

»Ich weiß, Onkel«, sagte Ryan und schlug das Buch auf.

Anna konnte in dieser Nacht schlecht einschlafen, ohne die Halskette in ihrer Hand. Sie versuchte, sich ihr altes Leben zu Hause vorzustellen, wo sie bereits den Verkehrslärm gehört hatte, wenn sie um fünf Uhr morgens aufgestanden war, um noch vor der Schule auf dem Sportplatz zu trainieren, weil sie sich mehr als alles andere wünschte, Tänzerin zu werden. Dieses alte Leben schien nun in weiter Ferne zu liegen. Aber als sie endlich einschlief, träumte sie noch immer von denselben Dingen, so als hätte sich nichts verändert. Sie träumte davon, wie ihre Familie zu ihr hochschaute, während sie auf einer von weißen Lichtern umsäumten Bühne tanzte. Sie konnte sie alle sehen – die Verwandten, die sie kannte, doch auch den schemenhaften Mann und das Kind, die immer da waren. Nur dass dieses Mal ihre Gesichter ganz deutlich zu erkennen waren. Das Gesicht des Ehemanns war Ryans, und das Kind hatte seine Augen.

An diesem Sonntagmorgen wachte ich früh auf. Ich konnte wegen des Gewichts auf meinem Herzen nicht mehr schlafen. Es war noch stockfinster, und ich war mir sicher, dass ich etwas geträumt hatte, aber ich wusste nicht, was es war, und es huschte davon, während ich versuchte, es einzufangen. Es war so still wie in einem Grab in dieser Nacht; so still wie die kalte, leblose Erde tief dort unten, wohin kein Geräusch dringt. Es war so still, dass ich nicht denken konnte. Ganz allmählich setzte ein Geräusch ein, das wie die leisen Schritte einer sich anschleichenden Armee klang, und es begann zu regnen.

Am Nachmittag regnete es noch immer wie aus Kübeln. Durch die fast menschenleeren Straßen flossen Bäche aus Schlamm. Niemand würde bei so einem Wetter nach draußen gehen. Außer den Soldaten. Sie waren die Einzigen, die unten vorbeigingen. Ich saß am Schlafzimmerfenster, beobachtete den Regen und dachte an gar nichts. Es gab nichts zu tun, und ich hätte mich sowieso nicht konzentrieren können. Ich konnte denselben Satz in der Zeitung zehnmal lesen, ohne ihn zu verstehen. Aus dem Wohnzimmer hörte ich Marias und Großmutter's Unterhaltung, das leise Heben und Senken ihrer Stimmen, aber ich wollte auch nicht bei ihnen sein.

Ich beschloss, Stirlings Grab zu besuchen. Ich zog meinen Mantel über und ging ins Wohnzimmer.

»Du willst doch nicht bei diesem Wetter rausgehen?« Großmutter's Blick folgte mir, als ich meine Schlüssel suchte. Ich nickte. »Wohin gehst du?«

Maria, die neben ihr am Tisch saß, legte ihr eine Hand auf den Arm. »Hier!« Sie hielt mir einen Zettel entgegen.

Zum Friedhof, schrieb ich.

»Du wirst krank werden, wenn du bei diesem Regen nach draußen gehst«, warnte Großmutter. »Du wirst sehr

krank werden. Und obwohl heute Sonntag ist, patrouillieren Soldaten auf den Straßen – irgendetwas stimmt da nicht. Bleib zu Hause, Leo.« Ihre Stimme war zittrig und weinerlich. Sie griff nach meinem Arm. »Bitte, bleib da.«

Ich schüttelte den Kopf und ging zur Tür. »Ich denke, es ist in Ordnung, Mrs. North«, sagte Maria. »Es ist nicht kalt, und außerdem sieht es so aus, als ob der Regen bald aufhören wird. Soll ich trotzdem Feuer machen, damit es warm ist, wenn Leo heimkommt?«

Großmutter nickte und nahm Marias Hand. Ich ging, während sie die Kohlen auf dem Feuerrost aufschichteten. Ich lief die Treppe hinunter und hinaus auf die Straße. Das Gehen gab mir etwas zu tun, und es machte den Schmerz in meinem Herzen dumpfer und leichter erträglich. Und ich würde tausendmal lieber im Regen neben Stirlings Grab stehen, als wieder und wieder zu versuchen, die Zeitung zu lesen, während ich von der Stille Kopfschmerzen bekam.

Als ich gerade an der Außenseite des Kirchplatzes entlanglief, traten plötzlich zwei Soldaten aus einem Hauseingang.

»Wohin gehst du?«, fragte einer. Ich antwortete nicht. »Dieses Gebiet ist für einen wichtigen militärischen Einsatz gesperrt«, fuhr er fort. »Hast du die Bekanntmachung nicht gehört? Hast du nicht die Zeitungen gelesen?«

Ich machte Anstalten weiterzugehen. Sie taten so etwas manchmal, aber ich würde nicht umkehren, weil sie es mir befahlen.

Sie tauschten einen verunsicherten Blick aus, dann fasste einer der beiden nach meinem Arm. »Wenn du nicht gerade auf dem direkten Heimweg bist, darfst du nicht hier draußen sein«, sagte er, während er darum kämpfte, mich weiter festzuhalten. »Wenn du dich hier

noch mal blicken lässt, wirst du mit einer offiziellen Verwarnung nach Hause eskortiert.« Er stieß grob meinen Arm weg und ließ mich gehen. Ich konnte ihre Blicke in meinem Rücken spüren, als ich weiterlief.

Eine Straße weiter begegnete ich zwei anderen, und in der nächsten drei weiteren. Diese drei wollten mich nicht zum Friedhof weitergehen lassen. Sie bauten sich vor mir auf und zwangen mich, den Weg zurückzugehen, den ich gekommen war.

Ich war plötzlich müde und hatte nicht die Kraft weiterzulaufen. Ich setzte mich in einen Hauseingang und legte den Kopf auf die Arme. Einen Moment später klopfte jemand an eine Fensterscheibe. Es handelte sich um eine reich aussehende Frau, die mich finster anstarrte, weil ich auf ihrer Türschwelle saß. Ich stand wieder auf.

Ich ging ein paar Straßen weiter, dann setzte ich mich vor die hohe Mauer der verschlossenen Königlichen Gärten. Der Regen strömte mir über das Gesicht, aber das kümmerte mich nicht. Ich saß da, schloss die Augen und wünschte mir zum hundertsten Mal, dass Stirling bei mir wäre. Er würde diese Verzweiflung nicht zulassen. Er würde etwas sagen, um mich aufzumuntern. Etwas, das ich mir nicht selbst sagen konnte.

Während ich mit geschlossenen Augen so dasaß, begann ich, einen Hügel zu sehen, auf dem die Sonne schien, und dieses Mädchen namens Anna und den Prinzen. Ich war kilometerweit davon entfernt gewesen, an diese Dinge zu denken, und trotzdem waren sie plötzlich in meinem Kopf, so als ob jemand sie dorthin geschoben hätte. Ich stand auf und sah mich um, dann fiel mir plötzlich das Buch ein, und ich zog es aus meiner Manteltasche. Es bestand nun aus zwei Hälften – zwei schäbigen Lederdeckeln mit losen Blättern dazwischen.

Was hatten Märchen und Träume noch für einen Sinn, jetzt, da Stirling tot war? Ich war plötzlich wütend auf dieses Buch, das uns alle möglichen bedeutungslosen Lügen erzählt hatte über ein Land, das es nicht gab. Aldebaran war tot; wir hatten keine Verwandten in England; der Prinz war vor zehn Jahren erschossen worden. Aber trotzdem verfolgte mich diese seltsame Geschichte noch immer, und ich wurde sie einfach nicht los.

Ich riss den Arm nach oben, zögerte für einen kurzen Moment, dann warf ich das Buch mit der letzten Kraft, die ich noch hatte, über die Mauer in die Königlichen Gärten. Ich hörte die Seiten wie Vogelflügel durch die Zweige flattern, dann wurde es still.

Das war es – die Geschichte war vorbei. Ich drehte mich um und ging nach Hause.

Aldebaran sah aus dem Fenster, ohne den englischen Sonnenschein wahrzunehmen. Er war mit den Gedanken in seiner Heimat und bei dem Regen, der dort gerade fiel, und bei seiner englischen Familie, die er kaum kannte. Und bei einem schwarzen Buch. Er bemerkte nicht, dass Ryan weggegangen war.

Anna machte gerade eines der Gästezimmer sauber, als sie Ryan durch das Fenster auf das Hotel zukommen sah. Sie hörte mit dem Bettenmachen auf und rannte nach unten auf den Hof.

»Du hättest nicht herkommen sollen«, sagte sie, als sie vor ihm stand.

»Ich musste dich sehen.«

»Du hast Aldebaran versprochen, im Haus zu bleiben, Ryan.«

Er nahm ihre Hände. »Es wird schon nichts passieren.«

Sie hörten Monica irgendwo im Haus nach Anna rufen. Sie sah ihn an, dann entfernten sie sich langsam vom Hotel und gingen über den Rasen in Richtung der Wasserfälle.

»Aber selbst wenn«, nahm Anna die Unterhaltung wieder auf. »Was ist denn damals geschehen, das dir solche Angst eingejagt hat? Haben sie wirklich Soldaten zu euch geschickt?«

Er zögerte kurz. »Sie kamen zum Haus – wie, das weiß ich nicht. Talitha muss es arrangiert haben. Ich war noch ein kleiner Junge. Aldebaran hat mich draußen in der verfallenen Kapelle versteckt und gesagt, dass ich dort auf ihn warten soll. Ich wartete einen ganzen Tag und eine halbe Nacht, dann lief ich zurück. Er lag auf dem Boden, und es ging ihm sehr schlecht. Ich dachte, dass er tot ist. Ich dachte, dass ich ihn jetzt auch noch verloren hatte ...« Er hielt inne. »Fast wäre es so gewesen. Aber am nächsten Tag saß er im Bett und erzählte mir, dass Talitha ihm niemals wirklich Schaden zufügen konnte, und ich beschloss, ihm zu glauben. Sie haben dreißig Jahre lang zusammen beim Geheimdienst gearbeitet – schon lange, bevor ich geboren wurde –, vielleicht war das, was er sagte, die Wahrheit. Vielleicht kannte er sie zu gut, um sich durch die Tricks, die sie sich einfallen ließ, besiegen zu lassen.«

Sie schlenderten den überschatteten Pfad neben den Wasserfällen entlang.

»Warum haben sie nicht nach dir gesucht?«, fragte Anna wenig später.

»Es war eine clevere Prophezeiung, die Aldebaran da geschrieben hat. Die, die daran glauben, werden nicht riskieren, mir etwas anzutun, weil Aldebaran gesagt hat, dass ihnen sonst dasselbe Schicksal drohen würde. Und abgese-

hen davon ist Aldebaran derjenige, der hinter der geplanten Revolution steckt – er ist ein mächtiger Mann und der Anführer des Widerstands. Er ist es, auf den sie es abgesehen haben. Ich bin nur da, um die Prophezeiung zu erfüllen, die er geschrieben hat. Verstehst du, was ich meine?«

Anna sah sich durch die Bäume nach hinten um.

»Was ist?«

»Ich weiß nicht. Ich dachte, ich hätte irgendwas gesehen.«

Sie schüttelte den Kopf, und sie gingen weiter. »Aber worüber wolltest du mit mir reden?«

Er verschränkte kurz die Arme, dann fuhr er sich mit der Hand durch die Haare. »Ich wollte mit dir sprechen, ohne dass Aldebaran dabei ist«, sagte er mit einem halben Lächeln. »Ich scheine dazu kaum noch die Gelegenheit zu bekommen. Hör zu, Anna ...«

Sie sah sich wieder nach hinten um. »Hast du das gehört?«

Es herrschte vollkommene Stille. Da war kein einziges Geräusch.

»Anna, hörst du mir zu?«, fragte Ryan, nach einem Moment des Lauschens. »Hier, ich wollte dich sehen, um dir das zu geben. Nimm es.« Er drückte ihr etwas in die Hand. Es war ein gefaltetes Blatt Papier.

Anna wandte sich wieder zu ihm und öffnete es. Es war eine Zeichnung. Ein Porträt von ihr. Wortlos betrachtete sie die Bleistiftlinien. Er beobachtete sie aufmerksam. »Was hältst du davon?«

»Wie kannst du mein Gesicht so gut kennen?«

Er lachte leise, als wäre die Antwort offensichtlich. »Anna, ich bin gekommen, um dir zu sagen –«

Er erstarrte. Da stand jemand hinter ihr auf dem Pfad in den Schatten der Felsen.

Anna drehte sich um. In der Stille des englischen Waldes starrten Ahira und Ryan einander an. Ein weiterer Mann trat aus dem Schatten – der junge Soldat von dem Kirchplatz. Der dritte war ein Fremder mit struppigen blonden Haaren, auch er in blauer Uniform. Sie alle waren bewaffnet.

»Ahira.« Ryan wollte Annas Hand nehmen, fasste jedoch daneben. Sein Blick fixierte die Soldaten.

Eine Sekunde später hatte der Mann mit der Narbe eine Pistole gezogen. »Rührt euch nicht von der Stelle!«

Ryan ignorierte den Befehl und stürzte plötzlich auf Ahira zu.

Der blonde Mann schrie etwas. Es folgte ein dumpfer Schlag. Dann lag Ryan auf dem Boden, und von seiner Stirn lief Blut. Ahira stand ganz still, die Pistole noch immer von dem Schlag auf Ryans Kopf erhoben.

Anna ließ die Zeichnung fallen und stolperte auf Ryan zu, aber der blonde Soldat bekam sie zu fassen und drehte ihr den Arm auf den Rücken, sodass sie sich nicht bewegen konnte. Der jüngste der Männer fiel auf die Knie. »Warum, zur Hölle, haben Sie das getan? Wissen Sie, wer dieser Junge ist? Wenn Sie ihn getötet haben ...«

»Halt den Mund!«, befahl Ahira. »Steh auf. Hör auf zu jammern und steh auf.«

»Er ist nur bewusstlos!«, sagte der Mann, der Anna festhielt. Er war gerade dabei, ihr die Hände zu fesseln, und jedes Mal, wenn sie sich wehrte, schlug er sie hart gegen den Kopf. »Wenn du auch nur einen Laut von dir gibst, erschieße ich dich.«

»Was tust du da?«, fragte Ahira. »Warum fesselst du sie? Darius, was ...«

»Das ist das Mädchen. Sie hat den Silberadler.«

»Lass sie los!«, donnerte Ahira. »Aldebaran würde niemals so dumm sein ...«

»Wir müssen sie mitnehmen«, meldete sich jetzt der junge Mann zu Wort. »Sie wird zu Aldebaran gehen, wenn wir sie hierlassen. Wir sollten jetzt zurückkehren, Sir, solange Talitha uns wieder nach drüben schleusen kann. Mir gefällt dieser Ort nicht, und Sie hätten den Jungen nicht verletzen dürfen.«

»Dann geh«, sagte Ahira und kehrte ihm den Rücken zu. »Darius, nimm das Mädchen mit.«

Der Mann hielt Anna noch immer am Handgelenk fest. Er justierte etwas an seiner Pistole und hielt sie Anna dann an die Schläfe. »Sag kein Wort. Geh zügig. Sieh nicht zurück.«

Aldebaran tauchte wieder aus seinen Gedanken auf. »Ryan?« Es erklang keine Antwort. Er stand vom Schreibtisch auf und ging zur Tür. »Ryan, komm hierher!«, rief er nun lauter.

Er machte sich plötzlich große Sorgen. Er lief durch das Haus und rief den Namen seines Schützlings, dann nahm er seine Schlüssel, hetzte die Straße hinunter und weiter durch den Wald in Richtung der Wasserfälle.

Als Aldebaran die Stelle erreichte, wo Ryan auf der Erde lag, war Ahira fort, und die anderen waren in der verfallenen Kapelle, um England so schnell wie möglich zu verlassen.

Als ich wieder in die Zitadellstraße einbog, fuhr gerade eine von Soldaten flankierte Kutsche vorbei. Die Pferde kämpften sich mühsam durch die Bäche von Schlamm. Ich blieb gut sichtbar für die Soldaten stehen, verschränkte die Arme und sah zu, wie sie an mir vorbeizogen.

Jemand schlug in der Kutsche um sich. Ich ging näher an sie heran und sah, wer darin saß – Ahira höchstpersönlich, zusammen mit zwei anderen Soldaten. Einen von ihnen glaubte ich zu erkennen – es war ein Mann, der einen hohen Rang in der Regierung innehatte und Darius genannt wurde. Und eine Gefangene. Ein Mädchen, das gefesselt und geknebelt war. Sie kämpfte sich näher an das Fenster heran. Für eine Sekunde trafen sich unsere Blicke – und ich erkannte sie!

Ich hatte das Buch weggeworfen; ich hatte versucht, die Träume aus meiner Erinnerung zu verbannen. Und kaum hatte ich die Geschichte aufgegeben, kam ich nun heim und fand Anna hier in der realen Welt vor – ein Mädchen aus Fleisch und Blut, das man als Luciens Gefangene gerade zur Burg brachte. Ich trat an die Kutsche heran, sobald sie an der Stelle der Zitadellstraße anhielt, von wo aus Kutschen nicht mehr weiterfahren konnten. Plötzlich waren Soldaten vor mir und stießen mich zurück, sodass ich nichts mehr sehen konnte.

»Was machst du hier?«, fragte einer. »Du solltest zu Hause sein.« Ich wollte mich an ihnen vorbeidrängen, aber es ging nicht. Ahira und die beiden anderen waren inzwischen auf Pferde umgestiegen – das Mädchen lag, an Händen und Füßen gefesselt, wie ein Bündel über Ahiras Sattel –, und einen Moment später war nichts mehr von ihnen zu sehen.

»Wo wohnst du?«, fragte der Soldat gerade und versetzte mir einen groben Stoß. Ich deutete auf unser Haus, und er ließ von mir ab. »Wir werden dich im Auge behalten. Und pass auf, dass du sicher dort ankommst.«

Großmutter war allein in der Wohnung, und das Feuer brannte. »Komm rein und zieh diesen nassen Mantel aus«, sagte sie fröhlich, obwohl auf ihren Wangen ein

paar frische Tränen schimmerten. Ich bewegte mich wie im Traum, ging zum Fenster und lehnte mich weit hinaus. Ich konnte die Pferde sehen, die sich langsam den Burgfelsen hinaufbewegten. War Stirlings Tod schuld daran, dass ich den Verstand verloren hatte? Ich konnte dieses Mädchen nicht gesehen haben – es war unmöglich!

Aber ein paar Minuten später dachte ich bereits nicht mehr daran. Ich dachte wieder an Stirling, und Großmutter weinte hinter vors Gesicht gelegten Händen. Einer von uns musste das Abendessen aus der Küche holen, aber keiner hatte die Kraft. Und gleichgültig, ob sie nun real war oder nicht, es gab im Moment nichts, was mich weniger interessierte als dieses Mädchen.

»Wenn ihr mich fragt, wir hätten Aldebaran erschießen sollen«, sagte Darius, als sie Anna durch die Burg führten. »Der Junge ist nichts ohne ihn.«

»Niemand hat dich gefragt«, erwiderte Ahira knapp.

»Man kann keinen Erleuchteten erschießen«, sagte der junge Mann.

»Warum nicht?«

»Man kann es einfach nicht. Es ist, als ob man einen Priester erschießt.«

»Ich würde auch einen Priester töten, wenn er mir im Weg wäre«, behauptete Darius grinsend.

»Und dafür in der Hölle schmoren«, prophezeite Ahira düster. »Jetzt halt den Mund.«

Schweigend gingen sie weiter durch die von Fackeln erleuchteten Korridore unter der Burg. Der jüngste der Männer zündete sich im Vorbeigehen an einer von ihnen eine Zigarette an. Ahira warf ihm einen finsternen Blick zu, sagte jedoch nichts. Er marschierte voraus, und die beiden jüngeren Soldaten sahen sich an.

»Da drüben sind die Kerker«, sagte Darius zu Anna und verstärkte dabei den Druck auf ihren Arm.

Die Schatten tanzten und flackerten. Plötzlich war ein wimmerndes Geräusch zu hören, und Anna zuckte zusammen.

»Hörst du das?«, fragte Darius. »Das ist ein Königsverräter. Er ist ein gefährlicher Irrer aus der Klasse der Ungeduldeten. Er wird morgen als Warnung für die Öffentlichkeit hingerichtet.« Er stieß sie auf die Zellentür zu. Dahinter saß ein alter Mann und weinte. »Willst du wissen, wie sie ihn hinrichten werden?« Er zog sie wieder den Korridor entlang.

»Nein«, sagte Anna.

»Ich werde es dir trotzdem sagen. Zehn Kugeln – keine mehr und keine weniger – und jede davon trifft ins Ziel. Sie stehen draußen im Hof und zählen rückwärts bis zu dem Moment, wenn sie schießen. Von dreißig angefangen – sehr langsam. Du solltest die Verurteilten sehen. Sie werden mit jeder Zahl blasser. Manche pissen sich in die Hose. Manche übergeben sich. Es ist schon seltsam, was so etwas mit dem Gehirn anstellt.« Sein leises Lachen hallte von den Wänden des Korridors wider. »Einige der Frauen fallen in Ohnmacht. Wir erschießen sie trotzdem. Ich hab schon jede Menge Verräter hingerichtet.«

»Hör auf damit«, verlangte der junge Mann. »Sie ist nicht dein Mädchen, vor dem du angeben musst. Und sie will es nicht hören.«

»Vielleicht interessiert es sie«, widersprach Darius. »Vielleicht ist es genau das, was mit ihr passieren wird.«

Der junge Mann lachte unbehaglich. »Darius ...«

»Ich meine es ernst. Sie ist Teil der Prophezeiung. Wenn Ahira an sie glaubt, ergibt es genauso viel Sinn, sie

zu erschießen, wie den Silberadler zurückzubringen.« Er hob die Stimme. »Sir?«

Ahira drehte sich um. »Was ist?«

»Ich habe nur gerade angemerkt, dass es klug wäre, das Mädchen zu töten.«

»Ich denke, der König und Talitha wissen besser, was klug ist und was nicht«, sagte Ahira. »Hör auf, hinter mir herzulaufen. Ich bin kein verdammter Schullehrer. Komm her, Darius, und erzähl mir, was Talitha unten auf dem Platz zu dir gesagt hat.«

»In Ordnung, aber wo waren Sie eigentlich?« Darius ließ Anna in der Obhut des jüngeren Mannes zurück und trabte nach vorne, bis er Ahira eingeholt hatte. »Wir haben ganze zehn Minuten in der Kutsche gewartet, bevor Sie wieder in der realen Welt aufgetaucht sind.«

»Darüber brauchst du dir nicht den Kopf zu zerbrechen. Erzähl mir lieber, was Talitha gesagt hat.«

»Aldebaran hat Unruhen angezettelt. Die Revolution steht unmittelbar bevor.« Dann senkte er die Stimme, damit Anna und der junge Soldat ihn nicht hören konnten.

»Wir haben die halbe Stadt abgeriegelt und Talitha für mindestens einen Tag von der Front weggeholt«, murmelte Letzterer wie zu sich selbst. »Wir hätten zumindest dafür sorgen sollen, dass wir den Silberadler zurückbringen.«

Ahira sah zu ihm zurück, und der Soldat verstummte. Doch eine Minute später wagte er einen neuen Vorstoß. »Sir, Sie hätten den Jungen nicht verletzen sollen.«

Dieses Mal begnügte sich Ahira nicht mit einem wütenden Blick. »Wirst du endlich den Mund halten?«, schrie er so laut, dass Anna zusammenzuckte.

»Tut mir leid«, stammelte der junge Mann. »Es tut mir leid.« Seine Hand auf Annas Arm zitterte.

»Dem Jungen wird schon nichts fehlen«, sagte Ahira dann sehr leise. Während sie, die Hände hinter dem Rücken gefesselt, die Treppe hochstolperte, begann Anna zu beten, dass er Recht hatte.

Sie erreichten einen weitläufigen Saal, dessen Wände gesäumt waren mit geschnitzten Tafelungen. Wachen öffneten ihnen die Tür, Ahira schob die jüngeren Soldaten hindurch – und zögerte für einen Moment.

»Hör zu«, sagte er mit gesenkter Stimme zu Anna. »Du musst keine Angst haben.« Er sah sie dabei so seltsam an, dass sie wie angewurzelt stehen blieb. »Geh jetzt«, sagte er im nächsten Augenblick schroff. »Rasch. Der König kann nicht ewig warten.«

Unruhiges Licht flackerte über die Wände des niedrigen Raums. Der Schein des Feuers und der Kerzen blendete Anna, und als sie aufsaß, erkannte sie, dass sie von einem goldenen Thron reflektiert wurden. Darauf saß ein hoch gewachsener Mann, der die Hände hinter dem Kopf verschränkt hatte und sich entspannt zurücklehnte. Er trug eine Krone, und an seinem Gürtel hingen zwei Pistolen. Er richtete sich auf und musterte Anna schweigend, und sie starrte zurück.

Sie starrte, weil dieser Mann aussah wie Ryan. Die Gesichtszüge waren fast dieselben, nur die Augen waren anders – selbst aus dieser Entfernung konnte sie sehen, dass sie durchdringend blau waren. Er strahlte eine königliche Aura aus, die Ryan überhaupt nicht besaß. Er stand jetzt auf, und die drei Soldaten verbeugten sich.

»Verneige dich vor dem König«, flüsterte Darius ihr zu. Als Anna zögerte, verpasste er ihr einen leichte Schlag gegen den Hinterkopf. Sie verneigte sich unwillkürlich.

Die Augen auf Anna gerichtet, schritt der König nun auf sie zu. »Das ist also diejenige, über die Aldebaran geschrieben hat«, murmelte er. Dann zog er auf genau die gleiche Art und Weise die Brauen hoch wie Ryan, allerdings ohne dessen Humor. »Wo ist der Silberadler?«, fragte Lucien Ahira.

»Sie hat ihn nicht. Wir haben bereits ...«

»Doch, sie hat ihn«, widersprach Darius.

»Ruhe!«, befahl Lucien und wandte sich wieder Ahira zu. »Bist du dir sicher?«

»Ja.«

Anna verstand nicht, warum er das sagte. Er war sich nicht sicher, konnte es nicht sein. Er hatte kaum ein Wort mit ihr gesprochen.

»Wir sollten sie durchsuchen«, schlug Darius vor. »Das ist der einzige Weg, um wirklich sicherzugehen.« Lucien nickte. Grinsend begann Darius, sie abzutasten, indem er seine Hände auf die Hintertaschen ihrer Hose legte und sie dann an ihren Beinen entlang nach unten gleiten ließ. Anna wich zurück.

»Sie hat ihn nicht«, sagte der junge Soldat. »Lass sie in Ruhe. Sie ist noch sehr jung und hat Angst vor dir.« Er war selbst nur ein paar Jahre älter als sie.

»Er hat Recht«, stimmte Lucien zu. »Manchmal muss ich mich schon über dich wundern, Darius. Hast du denn gar keinen Stolz?«

»Jetzt beruhigt euch.« Darius lachte und hob dabei die Hände.

»Sprichst du mit mir?«, verlangte Lucien zu wissen. »Das ist keine angemessene Art, mit mir zu sprechen.«

»Verzeihung, Majestät ... Ich wollte nicht ...«

»Es sei dir verziehen.«

»Ich dachte nur, Euer Hoheit«, wagte Darius den

Vorstoß, »dass es vielleicht klug wäre, das Mädchen zu töten. Sie ist Teil der Prophezeiung, oder etwa nicht?«

»Ich denke nicht, dass wir dem Volk eine eindeutige Botschaft übermitteln können, indem wir das Mädchen töten«, warf Ahira ein.

»Ich stimme dir zu«, sagte Lucien. »Der Silberadler ist real und solide. Wenn wir ihn hätten, wäre Aldebarans Prophezeiung bedeutungslos.«

»Majestät«, murmelte Darius, »unter der Folter würde das Mädchen uns vielleicht verraten, wo er ist.«

»Dafür haben wir keine Zeit.« Lucien hatte die Stimme erhoben. »Hast du die Situation noch immer nicht begriffen? Der Präsident von Titanica hat seine halbe Armee an die alcyrische Grenze geschickt. Das gemeine Volk wird allmählich rebellisch. Wir müssen gegen zwei Feinde gleichzeitig kämpfen, und Talitha hat Besseres zu tun, als den Silberadler aufzuspüren – wegen einer Prophezeiung, die sich bewahrheiten könnte oder auch nicht.«

»Aber, Majestät! Wenn man versucht, zu viele Dinge auf einmal zu tun, kann es passieren, dass man am Ende gar nichts tut. Das hat Ahira Ihnen schon oft gesagt.«

»Sag mir nicht, was ich zu tun habe. Wenn wir das Volk unterdrücken, durchbrechen die alcyrischen Streitmächte die Linien. Und wenn wir sie zurückschlagen, laufen wir noch immer Gefahr, dass sich das Volk gegen uns erhebt.«

»Dann haben wir vielleicht gar keine andere Wahl, als das Mädchen zu töten«, beharrte Darius.

»Nein!«, sagte Lucien. »Was soll das bringen? Nichts! Wir wollen nicht das Mädchen, wir wollen den Silberadler.«

»Aber hat sie ihn dem Prinzen schon gegeben?«

Ein kurzes Schweigen folgte, bevor Lucien wieder sprach. »Ich werde nichts unternehmen, solange ich nicht mit Talitha gesprochen habe.« Er überlegte kurz. »Sperrt das Mädchen in eine Zelle – benutzt einen leeren Raum, falls der Kerker voll ist. Gebt ihr weder zu essen noch zu trinken – wir brauchen sämtliche Vorräte für den Fall einer Belagerung. Ich werde Talitha fragen, was mit ihr geschehen soll.«

Ahira trat vor. »Soll ich sie runterbringen?«

»Ich werde das tun«, sagte Darius.

Lucien schüttelte den Kopf. »Ahira übernimmt das. Aber beeil dich – ich brauche dich hier.«

Ahira nickte, dann packte er Anna am Arm und schob sie zur Tür hinaus.

Draußen war ein Gewitter losgebrochen, und als sie gerade an einem Fenster vorbeigingen, zuckte ein greller Blitz über den Himmel und erhellte Ahiras Gesicht. Die Narbe und die leere Augenhöhle hoben sich in dem farblosen Licht deutlich hervor. Ahira führte sie durch die Burg und dann in einen dämmrigen Raum. Er verriegelte die Tür und zündete eine Öllampe auf einem Tisch an. »Setz dich!«

Anna ging in eine Ecke des Zimmers. Ahira beobachtete sie schweigend, dann blitzte es wieder.

»Bitte«, sagte sie mit zittriger Stimme. »Sagen Sie mir: Ist mit Ryan alles in Ordnung? Sie haben ihn nicht getötet, nachdem wir durch die Bäume verschwunden waren? Bitte, sagen Sie es mir ...«

Er starrte sie an, als wäre er überrascht. »Er ist nicht wirklich verletzt. Als ich ihn verließ, wachte er gerade auf; davon habe ich mich überzeugt.«

Anna setzte sich an den Tisch, unfähig, wieder aufzustehen. Ahira setzte sich ihr gegenüber. Sie starrten sich an.

»Dein Name ist Anna«, sagte er schließlich. »Habe ich Recht?« Er lachte kurz über ihren Gesichtsausdruck. »Soll ich dir sagen, woher ich das weiß? Weil der Prinz die Augen geöffnet und deinen Namen gesagt hat.«

»Ryan? Ryan hat meinen Namen gesagt?« Als er nicht antwortete, fragte sie: »Warum sind Sie noch hier? Ich dachte, Sie würden sofort zum König zurückgehen.«

»Ich muss zuerst mit dir sprechen.« Er stand schwerfällig auf und befreite ihre Hände von den Fesseln. Dann trat er ans Fenster. Draußen, irgendwo außerhalb seines Blickfelds, stapften Pferde durch den Morast, während sich Männer gegenseitig Flüche zuriefen. »Ich bin nie zuvor in England gewesen. Den Prinzen dort zu treffen ... war eigenartig. Ich habe ihn seit zehn Jahren nicht mehr gesehen. Seit dem Tag, an dem ich seine Eltern erschoss. Du musst mir zuhören.«

»Ich höre zu«, sagte Anna rasch und wagte nicht, den Blick von ihm zu wenden.

»Du weißt, dass es da eine Prophezeiung gibt, die den Jungen betrifft? Aldebaran hat geschrieben, dass derjenige, der dem Jungen ein Leid antut, dasselbe Leid widerfahren soll. Weißt du das?«

»Ryan hat mir davon erzählt.«

Ahira nickte. »Früher habe ich an die Prophezeiung geglaubt. An dem Tag, als wir die Burg einnahmen, bin ich derjenige gewesen, der die anderen davon abgehalten hat, dem Prinzen ein Leid anzutun. Später fing ich an, die Prophezeiung zu vergessen. Jedenfalls dachte ich damals nur an körperliches Leid. Aber was für ein größeres Leid hätte ich ihm antun können, als seine Eltern vor seinen Augen zu erschießen? Ich begreife das nun. Und jetzt sprechen sie davon, dich ebenfalls zu erschießen.«

Er drehte sich um und sah hinaus in den Sturm.

»Nachdem ich den Jungen geschlagen hatte, überfiel mich plötzlich – ich weiß nicht – so etwas wie eine Vision. Das war der Grund, warum ich auf dem Hügel geblieben bin. Ich konnte mich nicht bewegen. Ich dachte, ich würde sterben. Diese Narbe in meinem Gesicht ist die einzige Rache, die über mich gekommen ist. Ich habe seine Mutter und seinen Vater erschossen. Du bedeutest dem Prinzen viel – ich weiß, dass du das tust –, wahrscheinlich mehr als jedem anderen. Ich habe nur noch einen einzigen Verwandten. Meine restliche Familie hat mich verstoßen, als ich mich Luciens Regierung angeschlossen habe. Wahrscheinlich würdest du ihnen deshalb keinen Vorwurf machen. Du hältst mich vermutlich für einen bösen Mann. Aber auch ich hatte Menschen, die mir etwas bedeuteten. Auch ich habe geliebt ...«

Anna erwiderte nichts.

Er wandte sich ihr wieder zu. »Es mag reiner Aberglaube sein, aber ich habe Angst. Irgendetwas Seltsames liegt in der Luft. Als ich durch die Stadt hierhergeritten bin, hörte ich, wie Wind und Regen meinen Namen riefen. Es war nicht nur in meiner Einbildung – ich hörte es wirklich.« Er beugte sich schwer atmend über den Tisch. »Du kennst Aldebaran – du hast ihn getroffen. Ist er fähig, so etwas zu tun? Sag mir, was er tun kann.«

»Er kann Ihre Gedanken sehen«, antwortete Anna bedächtig. »Und die Zukunft.«

Ahira lehnte sich zurück und legte sich die Hand vors Gesicht. »Er ist ein sehr mächtiger Mann. Mein Geist ist in schrecklichem Aufruhr, seit ich den Jungen geschlagen habe. Ich weiß, dass sich die Prophezeiung bald erfüllen wird – ich bin mir ganz sicher. Diese zehn Jahre waren nur geliehene Zeit, in der ich vor einem Verhängnis flüchtete, das mich sicher einholen wird. Werde ich die

einzigste Familie verlieren, die ich habe? Wäre das im Sinne der Gerechtigkeit? Ich weiß nicht, wie diese Erleuchteten denken, wenn sie ihre Prophezeiungen aufschreiben, und ich habe nicht die Macht, den Lauf des Schicksals zu verändern.« Er stand wieder auf. »Ich werde nicht zulassen, dass sie dich töten. Ich kann nach dem Blut seiner Mutter und seines Vaters nicht auch noch deins an den Händen haben. Verstehst du, was ich sage?«

»Ich weiß nicht.«

»Meine Familie bedeutet mir genauso viel, wie dem Prinzen seine bedeutet hat. Vielleicht sollte ich meinem letzten Verwandten schreiben. Vielleicht sollte ich ihn wissen lassen ...« Er sah sie an. »Sollte ich? Sag es mir.« Er lehnte sich über den Tisch und wartete auf eine Antwort.

»Ja«, sagte sie schließlich. »Sie sollten ihm schreiben.«

Er nickte. »Wenn ich das tue – wenn ich dich beschütze oder dir sogar bei der Flucht helfe –, wird es gefährlich werden. In dem Fall werde ich das Ganze möglicherweise nicht lebend überstehen, und es wird zu spät sein, noch irgendetwas in Ordnung zu bringen. Unser Land befindet sich in einer schlimmen Lage – das musst du begreifen. Falls die Rebellen den Jungen zurückbringen und die Regierung stürzen, werde ich der Erste sein, den man hinrichtet. Aber wenn ich nicht versuche wiedergutzumachen, was ich getan habe, erwartet mich vermutlich eine noch schlimmere Strafe, ob wir nun an der Macht bleiben oder nicht.«

Draußen ertönten plötzlich Schritte. Jemand war im Korridor. Ahira verstummte, und sie lauschten. Im nächsten Moment wurde gegen die Tür gehämmert. Ahira durchquerte den Raum und öffnete.

Vor ihm stand Darius. Er musterte sie mit einem schwachen Lächeln. »Und da heißt es, ich hätte keinen Stolz.«

»Was willst du damit sagen?«

»Nichts, Sir. Gar nichts. Der König braucht Sie. Unverzüglich.«

Ahira blieb, den Blick auf Anna gerichtet, in der Tür stehen, während Darius sie an den Stuhl fesselte und die Lampe ausblies. Er sah sie an, bis sich die Tür zwischen ihnen schloss und Darius den Riegel vorlegte. Sie hörte, wie die Schritte der Männer leiser wurden.

In dieser Nacht wachte ich gegen elf auf. Ich war früh zu Bett gegangen, weil der Regen eine freudlose Dunkelheit über die Stadt gebracht hatte, und hatte geschlafen, ohne zu träumen. Jetzt war ich hellwach, und alles war auf einmal ganz friedlich. Ich konnte es nicht erklären. Es fühlte sich an, als ob alles gut werden würde. Obwohl es keinen Grund für die Veränderung gab, war ich ruhiger, als ich es irgendwann einmal seit Stirlings Tod gewesen war, so als ob ich die Zeitung auf einmal wieder problemlos von Anfang bis Ende durchlesen könnte.

Plötzlich war ich mir sicher, dass Großmutter weggegangen war. Sie war nicht in der Wohnung. Ich versuchte, nach ihren Atemzügen zu lauschen, aber das konnte ich aus dieser Entfernung nicht, deshalb stand ich auf und ging in ihr Zimmer. Ich hatte Recht. Ihr Bett war leer, die Decke beiseitegeworfen. Sie war nirgendwo in der Wohnung. Ich rannte in mein Zimmer zurück und zog irgend etwas an. Ich nahm meine Schlüssel, sah noch ein letztes Mal nach – sie war wirklich weg – und ging hinaus.

Die Wohnungstür stand einen Spalt breit offen, genau wie unten die Haustür. Ich schloss beide beim Rausgehen

hinter mir. Vielleicht war sie zum Friedhof gegangen. Ich bog in die Straße ein und blinzelte gegen das Licht der Straßenlaterne. Sie war nirgendwo zu sehen. Ich wandte mich nach links und rannte los.

Ich entdeckte sie in einer schmalen, dunklen Gasse ganz in der Nähe. Sie hatte nur ihr Nachthemd an, dessen dünner Stoff sich in der nächtlichen Brise an sie schmiegte. Ich hatte solche Angst, dass ich noch nicht mal daran dachte, nicht zu sprechen.

»Großmutter?«, rief ich. »Was machst du hier?« Sie hörte mich nicht und murmelte stattdessen wütend vor sich hin. Als ich sie erreicht hatte, zog ich meine Jacke aus und legte sie ihr um die Schultern, um sie zu bedecken. Sie schien mich nicht wahrzunehmen. »Großmutter, komm mit nach Hause.«

Sie erlaubte mir, sie wegzuführen, aber plötzlich begann sie zu schreien. Die Worte, die sie brüllte, waren völlig unverständlich. Sie durchdrangen harsch die Stille, und ich versuchte, sie zu beruhigen, aber sie schrie nur noch lauter. In einem der Häuser kam ein Mann ans Fenster und sah schlaftrunken und stirnrunzelnd zu uns herunter.

»Pssst, Großmutter«, sagte ich.

Da bogen zwei Soldaten um die Ecke. Unsere Blicke trafen sich. Ich versuchte, Großmutter wegzuziehen, aber sie blieb reglos mitten auf der Straße stehen. Ich warf hastig einen Blick nach hinten und sah, dass die Soldaten auf uns zumarschierten.

»Großmutter«, flüsterte ich. »Psst. Sei still. Lass uns schnell heimgehen.«

»Hey!«, rief einer der Männer.

»Geh weiter«, flüsterte ich Großmutter zu.

»Hey, Kumpel! Wohin willst du mitten in der Nacht?«

»Nach Hause.«

»Warte hier«, wies der Soldat den anderen an und eilte auf uns zu.

»Bleib, wo du bist!«, befahl mir der Soldat. Ich blieb stehen. »Wohin gehst du mit dieser wahnsinnigen Frau?«

»Sie ist nicht wahnsinnig.«

»Sie ist eine Ungeduldete. Sie sollte unter entsprechender Aufsicht stehen.«

»Sie ist nicht wahnsinnig«, wiederholte ich.

»Sie stört die Nachtruhe.«

»Deshalb bringe ich sie gerade nach Hause.«

Er stand nun neben uns und stieß mich wütend gegen die Schulter. »Wag es nicht, in so einem Ton mit mir zu sprechen, du arroganter kleiner Scheißer.«

Ich stolperte und fluchte.

»Was hast du gesagt?«

»Nichts.« Wir traten vorsichtig den Rückzug an; Großmutter eilte meiner sie führenden Hand voraus und warf dabei ängstliche Blicke nach hinten zu den Soldaten.

»Was hast du gesagt?«, fragte er wieder.

»Nichts.«

»Hey. Ich hab gesagt, du sollst dich nicht von der Stelle rühren. Willst du ebenfalls verhaftet werden?«

»Sie werden keinen von uns verhaften. Wir gehen jetzt.«

»Bleib, wo du bist.« Er bekam Großmutter zu fassen und zwang sie, stehen zu bleiben. Augenblicklich zerrissen ihre Schreie die klamme Stille. »Halten Sie den Mund!«, befahl er ihr.

Sie schrie weiter.

»Hören Sie auf!«, rief ich. »Lassen Sie sie gehen!« Ich grabschte nach ihm.

»Nimm die Finger von mir!«, brüllte er.

Großmutter schrie weiter. Die Jacke fiel von ihren Schultern, und ihr Haar löste sich aus dem straffen Knoten und hing ihr nun ungebändigt um das entsetzte Gesicht.

Ich griff nach dem Gewehr, das über dem Rücken des Soldaten hing – das Erstbeste, was ich zu fassen bekam – und riss daran, so fest ich konnte.

»Lass los!«

»Lassen Sie zuerst sie los«, schrie ich zurück.

Der Gewehrriemen würgte ihn am Hals – er hustete, und seine Hände lockerten ihren Griff. Ich zog weiter an. Großmutters Schreie wurden immer wilder.

Plötzlich riss der Riemen. Durch dieses unerwartete Nachgeben stürzte ich in den Morast und Großmutter mit mir. Ihr Geschrei brach abrupt ab. Schlammtriefend und noch immer mit dem Gewehr des Soldaten in der Hand stand ich auf, wischte mir das Wasser und die Erde aus den Augen und stolperte zu ihr. Sie bewegte sich nicht.

»Großmutter?« Ich fiel neben ihr auf die Knie. Sie war in Ohnmacht gefallen und immer noch bewusstlos. Ich drehte sie um, wischte ihr den Matsch aus dem Gesicht und rüttelte sie an den Schultern. Die Soldaten waren in die Nacht geflüchtet. »Großmutter!«, wiederholte ich drängend. »Wach auf!«

Während ich dort kniete, hörte ich ein Geräusch, das lauter war als das Tröpfeln des Regens von den verschlafenen Häusern und immer deutlicher wurde. Es war das Geräusch von Schritten. Von gleichmäßigen Schritten, die immer näher kamen. Ich hob den Kopf und sah eine dunkle Gestalt, die unaufhaltsam auf mich zukam. Die Gestalt glitt mit langen Schritten die Straße herauf, doch ihr Gesicht blieb die ganze Zeit über schattenhaft. Aber

an der Neigung ihres Kopfes konnte ich erkennen, dass sie mich direkt ansah. Das Weiße ihrer Augen schimmerte im Licht der Straßenlaterne, während sie sich näherte. Ich blieb ganz still, kauerte reglos und zitternd wie ein Tier auf dem Boden.

»Leo?«, fragte die Gestalt plötzlich. »Leo! Ich hab dich gar nicht erkannt. Was machst du hier?« Sie nahm ihre Kapuze ab, und ich sah, dass es Pater Dunstan war. »Leo! Was ist passiert?«

»Pater! Es ist wegen Großmutter. Sie ist zusammengebrochen, und ich kann sie nicht wecken. Die Soldaten kamen und ...«

Er ging neben mir in die Hocke. »Margaret?« Er umfasste ihre Schultern. »Margaret, können Sie mich hören?«

»Pater, Pater«, sagte ich plötzlich wie ein Kind, das Trost bei seinem Vater sucht. Ich griff nach seinem Arm.

»Schon gut. Beruhige dich, Leo. Versuch weiter, sie aufzuwecken.«

Ich redete mit ihr, aber meine Stimme klang so kraftlos, dass ich sie selbst kaum hörte.

Pater Dunstan nahm ihr Handgelenk, blieb für einen Moment reglos sitzen, dann nickte er kurz. »Ich kann einen Puls fühlen.«

»Warum wacht sie dann nicht auf?«

»Es muss am Schock liegen«, erklärte Pater Dunstan. »Er kann solche Anfälle auslösen.«

»Was für Anfälle? Pater ...«

Plötzlich hustete sie und begann zu blinzeln. Ich ließ den Arm des Priesters los und griff nach ihrer Hand. Sie erwiderte meinen Druck nicht. Ihr Gesicht war farblos, abgesehen von ein paar dunklen Schlammspritzern. Schließlich sah sie zu mir hoch und murmelte: »Harold?«

»Ich bin es: Leo.«

Sie begann zu weinen.

»In Ordnung«, sagte Pater Dunstan. »Lass sie uns nach Hause bringen.«

Obwohl sie kaum laufen konnte, schafften wir es, sie zwischen uns zu stützen. Sie war mit einer Schlamm-schicht bedeckt, aus der sich im Laternenschein ihr bla-ses, zitterndes, tränenfeuchtes Gesicht abhob. Wie ein Gebet murmelte sie während des Heimwegs immer wieder »Harold, Harold ...«

»Es ist alles gut«, sagte ich und umklammerte ihren Arm fester. »Wir sind gleich zu Hause.«

Ich hörte mich das wie aus weiter Ferne sagen. In meinen Ohren herrschte plötzlich eine seltsame Stille.

Zurück in der Wohnung zitterte und weinte Großmutter weiter. Sie ließ sich aufs Sofa fallen und starrte in den kalten Kamin, während Tränen über ihr schmutziges Ge-sicht liefen. Ich holte Decken und Kissen und stopfte sie um sie herum, aber sie hörte nicht auf zu frösteln.

Pater Dunstan zündete eine Lampe an. Etwas glänzte in meiner linken Hand, und ich realisierte, dass ich noch immer das Gewehr des Soldaten umklammerte. Ich warf es neben die Tür. Das Geräusch erschreckte Großmutter, und sie stieß einen Schrei aus. Sie fragte weiter nach Har- rold und murmelte dann etwas über Arthur. Es dämmerte mir vage, dass sie Aldebaran meinen musste. Pater Dun- stan kochte Tee, und sie trank etwas davon, weinte aber noch immer.

»Er wird dir auch guttun, Leo«, sagte er und drückte mir eine Tasse in die Hand. »Ihr habt beide einen Schock erlitten.« Ohne nachzudenken, trank ich ein paar Schlucke, und mir fiel auf, dass meine Hände zitterten. Ich stand

auf, um ihn zu fragen, was ich tun solle, aber ich konnte nicht sprechen.

»Wie alt ist deine Großmutter, Leo?«, fragte Pater Dunstan und zog mich zur Seite.

Es war absurd, aber ich konnte mich nicht erinnern. Ich hatte es einmal gewusst, bevor das alles passiert war.

»Sechzig?«, schätzte Pater Dunstan. »Oder älter?«

Ich begann, es an den Fingern meiner rechten Hand abzuzählen.

»Einundsechzig?«, fragte er. »Zweiundsechzig? Du musst nicht sprechen.« Er riet weiter. Bei fünfundsechzig nickte ich.

Er stand mehrere Minuten lang ganz still da. In diese Stille hinein begann Großmutter, mir mit einer hohen, kraftlosen Stimme, die überhaupt nicht wie ihre eigene klang, eine Geschichte über ihre Kindheit zu erzählen.

»Sie ist alt«, sagte Pater Dunstan schließlich. »Und ein Schock ist nicht gut für jemanden, der so alt ist.«

Ich sah ihn schweigend an, bis Großmutter wieder zurück bei uns war. Sie starrte uns an, ertastete den Schlamm in ihrem unordentlichen Haar und setzte sich auf dem Sofa auf.

»Leo!«, rief sie ängstlich. »Was ist passiert? Pater?«

Pater Dunstan kniete sich neben sie und nahm ihre Hand. »Ruhen Sie sich für eine Weile hier aus, Margaret. Sie haben einen Schock erlitten, das ist alles.« Er erzählte ihr, was geschehen war, und sie hörte ihm zu, während ihr wieder die Tränen in die Augen stiegen.

»Früher ist mir so etwas nie passiert«, sagte sie, nachdem er geendet hatte. Sie weinte wieder. »Was sollen wir ohne Stirling nur tun? Als er noch bei uns war, habe ich nie so seltsame Anfälle gehabt oder mich so müde gefühlt.«

»Es ist verständlich, dass Sie nicht ganz Sie selbst sind«, tröstete Pater Dunstan sie. »Diese letzten Tage sind sehr schwer für Sie gewesen, Margaret. Sie müssen sich ausruhen, dann werden Sie anfangen, sich wieder wie früher zu fühlen.« Er fuhr fort, ihr gut zuzureden, und sie hörte ängstlich zu.

Mit langsamen Bewegungen holte ich einen Schal für sie und half ihr, den Schlamm von ihrem Gesicht zu waschen. Pater Dunstan kochte mehr Tee, dann unterhielten sie sich leise weiter. Ich saß schweigend daneben und betrachtete meine zitternden Hände.

»Ich muss gehen«, sagte Pater Dunstan schließlich und zog seine Uhr hervor. »Ich war auf dem Weg zu einem sehr kranken Kind. Ich lasse euch nur ungern so zurück, aber ich habe keine andere Wahl.« Im Halbdunkel des Zimmers sah er mir kurz in die Augen, so als wollte er mir etwas sagen. »Werden Sie zurechtkommen?«, fragte er an Großmutter gewandt.

»Ja, natürlich. Ich fühle mich jetzt wieder gut, Pater. Ich weiß nicht, was passiert ist, aber ich bin mir sicher, dass es nichts ist, weswegen man sich Sorgen machen müsste.« Aber ihre Stimme zitterte.

»Pass auf deine Großmutter auf«, sagte der Priester und legte mir für einen Moment die Hand auf die Schulter. Dann ging er.

Wir blieben schweigend und ohne uns anzusehen sitzen. Meine Hände zitterten schlimmer als je zuvor.

»Leo, Leo«, sagte Großmutter nach einer Weile und versuchte, sie in ihre zu nehmen. »Hab keine Angst. Es ist nun alles Ordnung. Ich bin wieder ich selbst. Es waren nur diese Soldaten.«

Es war keine Angst, die meine Hände zittern und mein Herz rasen ließ. Ich hatte das Gefühl, als würde das

Zimmer vor meinen Augen dunkler werden. Ich wusste plötzlich, dass ich wieder etwas in der Art tun würde, wie ich es schon einmal getan hatte – einen Stuhl aus dem Fenster werfen oder meinen Kopf gegen die Wand schlagen. Aber Großmutter war so schwach und verängstigt; der Gedanke, ihr einen neuen Schock zu verursachen, erschreckte mich. Ich redete mir ein, dass ich nur still sitzen und meine Augen schließen müsste, um sicher zu sein. Ich zwang mich dazu, mich nicht zu bewegen.

Die Lampe ging aus. Ich wagte nicht aufzustehen, also saßen wir im Dunkeln. Ich konnte Großmutter atmen hören – so bedächtig und unregelmäßig, als müsste sie sich dazu zwingen –, aber ansonsten nichts.

Mit einem Mal klopfte es an der Tür.

Großmutter versuchte aufzustehen. Ich hob die Hand, um sie davon abzuhalten, sich zu bewegen. »Geh an die Tür, Leo«, sagte sie kraftlos. »Geh bitte. Pater Dunstan muss noch mal zurückgekommen sein.«

Ich zwang mich, zur Tür zu gehen. »Schnell«, sagte jemand auf der anderen Seite. Es war nicht Pater Dunstans Stimme. Unter dem Türblatt fiel ein seltsam flackernder Lichtschimmer hindurch. Ich kämpfte mit dem Riegel, dann öffnete ich die Tür.

Vor mir stand ein Soldat mit einer brennenden Fackel in der Hand. Er war so nah an der Tür, dass ich die Hitze in meinem Gesicht spüren konnte. »Guten Abend. Bist du der Hauptmieter dieser Wohnung?« Ich antwortete nicht. Er lächelte schwach und fuhr fort: »Eine Ungeduldete wurde zu dieser Adresse zurückverfolgt. Ich bin hier, um dir den Beschluss für ihre Festnahme und Inhaftierung nach dem Gesetz für die Ergreifung Ungeduldeter Personen, Paragraph 24, zu überbringen.«

Er händigte mir ein zusammengefaltetes Dokument

aus. Es glitt mir aus den Fingern. Achselzuckend fuhr er mit seinem Vortrag fort. »Im Lauf der nächsten Tage werden Soldaten hier eintreffen, um sie abzuholen und in eine entsprechende Einrichtung zu bringen. Ihr seid angewiesen ...«

Hinter mir begann Großmutter zu weinen. Sie schluchzte laut in ihre Hände und wiegte sich dabei vor und zurück. Der Soldat hob seine Fackel und musterte den Schlamm in ihrem Haar und ihr schmutziges Nachthemd. Dann schüttelte er lachend den Kopf. »Armes altes Weib. Aber so ist das Leben.«

»Ich werde Sie umbringen.«

Er zog die Brauen hoch und gab mir einen freundschaftlichen Klaps auf die Schulter. »Versuch es nur.«

Schweigend starrten wir uns in die Augen. Ich ballte die Fäuste, bis meine Knöchel vor Schmerz brannten.

»Leo, komm von der Tür weg«, bat Großmutter.

»Vielen Dank für deine Hilfe«, sagte der Soldat, dann wandte er sich zum Gehen.

Ich stand schwankend in der Tür und versuchte, still zu bleiben. Aber ich konnte nicht. Ich stieß ihn gegen die Wand, entriss ihm die Fackel und schleuderte sie mit aller Kraft die Treppe hinunter. Als Nächstes hatte ich ihn am Hemdkragen gepackt, als wollte ich ihn erwürgen. Ich stolperte über das Gewehr, das ich in die Nähe der Tür geworfen hatte, im nächsten Moment hielt ich es plötzlich in der Hand. Ich schwang es herum, zielte mit dem Kolben auf seinen Kopf, aber er blockte meinen Arm ab. Das Blut rauschte in meinen Ohren. Der Soldat fluchte.

Hinter uns rief Großmutter mit schriller, verängstigter Stimme: »Leo, hör auf!«

Plötzlich schrie noch eine andere Person, die gleichzeitig versuchte, uns zu trennen. Im nächsten Augenblick

verstand ich sie. »Tu Anselm nicht weh! Tu Anselm nicht weh!«

Ich fiel auf die Knie. Da war Blut auf meiner Stirn – er musste mich getroffen haben. Maria war diejenige, die uns getrennt hatte. Sie kniete jetzt im Nachthemd vor mir, mit dem brüllenden Baby im Arm. Der Soldat hastete die Treppe hinunter.

»Ich habe Lärm gehört und bin gekommen, um nachzusehen.« Maria war ganz außer Atem. »Leo, ich wollte nicht, dass du dich in schlimme Schwierigkeiten bringst – du hast ausgesehen, als ob du ihn umbringen wolltest. Wer war der Mann? Was wollte er?«

Sie fasste nach meiner Hand. Ich wollte nicht, dass sie mich berührte. Noch immer zitternd, taumelte ich von ihr weg. Ich fürchtete mich inzwischen vor mir selbst, aber ich konnte nichts dagegen tun. Ich stand auf, rannte die Treppe hinunter und mühte mich dabei mit dem Sicherungshebel des Gewehrs ab. Ich konnte Großmutter immer noch schluchzen hören, und Maria rief mir hinterher zurückzukommen. Am Fuß der Treppe stolperte ich und prallte hart auf den Boden. Ich kam wieder auf die Füße, riss die Haustür auf und rannte hinaus in die Gasse.

Sie war menschenleer. Der Soldat war verschwunden.

Trotzdem feuerte ich in die Stille hinein einen Schuss ab. Dann sank ich auf die Knie und vergrub das Gesicht in den Händen.

»Was war das?«, fragte Lucien auf dem Balkon. Der ferne Gewehrschuss hatte einen Vogel in den Bäumen des tiefer gelegenen Dachgartens aufgeschreckt.

»Ein Unruhestifter irgendwo in der Stadt«, erwiderte Talitha. »Die Gesetzeshüter werden sich sicherlich um ihn kümmern.«

Lucien nickte, doch sein Blick war düster geworden. Die anderen beobachteten ihn schweigend. Ahira stand ein Stück abseits und starrte stirnrunzelnd in die Nacht. Gerade eben war Darius zusammen mit Anna unbemerkt zu ihnen gestoßen. Kanonen zeigten von diesem höchsten Balkon aus zum Sternenhimmel empor, den Anna nun betrachtete.

Darius trat vor. »Hier ist das Mädchen, Majestät. Sie haben sie holen lassen.«

Lucien drehte sich um. Talitha blieb mit dem Rücken zu den anderen stehen, sodass Anna ihr Gesicht nicht sehen konnte.

Lucien machte ein paar Schritte auf Anna zu. »Du hast den Silberadler nicht? Du trägst ihn nicht bei dir, hier in Malonia?«

»Nein.«

Lucien starrte sie einen Moment lang an. Dann murmelte er etwas in Talithas Richtung, und sie drehte sich um und sah Anna an.

Anna war verwirrt. Ryan hatte gesagt, dass Talitha dreißig Jahre lang mit Aldebaran für den Geheimdienst gearbeitet hatte, aber das war unmöglich. Diese Frau war jung – nicht älter als dreißig; sie war sehr schön, mit ihren tiefroten Lippen und den dunklen Wimpern. Sie sah nicht wie eine Magiegelehrte aus. Sie wirkte weder erhaben noch weise. Nun legte sie den Arm um Luciens Schultern und ließ ihren Mund träge an der Seite seines Gesichts entlanggleiten, und er presste es an ihren Hals, während er sprach.

Talitha antwortete mit leiser Stimme. Anna zuckte plötzlich zusammen. Sie hatte das Gefühl, als wäre irgendetwas in ihrem Kopf. Eine Spinne krabbelte in ihrem Kopf herum, kroch über alles, was sie je gedacht oder

gefühlte hatte. Talitha starrte sie seltsam an. Anna versuchte wegzusehen und an nichts zu denken, aber sie konnte nicht – sie konnte die Augen nicht abwenden.

»Sie hat die Halskette nicht«, flüsterte Talitha Lucien zu. Dann senkte sie die Stimme noch weiter, damit niemand sonst sie hören konnte. Die anderen warteten. Ahira warf Anna einen kurzen Blick zu, dann drehte er sich weg und ließ den Blick wieder über die stille Stadt schweifen.

»Was, wenn das Mädchen die Halskette Cassius gar nicht geschenkt hat?«, fragte Lucien.

»Was soll dann sein? Es spielt keine Rolle. Die Kette ist das Wichtige, das Schenken ist ohne Bedeutung. Das belegt die Wissenschaft.« Sie hielt kurz inne. »Aber da gibt es noch eine interessante Sache, Majestät. Dieses Mädchen ist nicht unwichtig. Sie ist eine englische Verwandte Aldebarans.«

»Was bedeutet das?«, fragte Lucien. »Dass wir sie als Geisel benutzen können? Um Aldebaran dazu zu zwingen, den Silberadler aufzugeben? Du sprichst von Folter ...«

Talitha flüsterte weiter auf ihn ein, und Lucien nickte bei allem, was sie sagte. Dann wandte er sich Anna zu und betrachtete sie für einen Moment. »Es ist zwar bedauerlich, aber uns bleibt keine andere Wahl. Wir können Cassius nicht töten; der Silberadler ist vor uns verborgen, und wir haben nicht die Zeit, ihn auf irgendeine andere Weise zurückzubekommen.«

»Ich werde mich mit Aldebaran in Verbindung setzen«, sagte Talitha. »Ich gebe ihm eine halbe Stunde. Lange genug, um in Panik zu geraten, aber nicht lange genug, um nachzudenken. Anschließend können wir das Mädchen trotzdem töten und haben dabei nichts verloren.« Sie wandte sich an die beiden Soldaten. »Fesselt sie.«

Darius polterte die Treppe hinunter, um Seile zu holen, dann kam er zurück und fing grinsend an, Annas Hände und Füße zu fesseln.

»Mach das sorgfältig«, sagte Talitha plötzlich. Darius, der gerade eins der Seile um Annas Knöchel schlang, hielt mitten in der Bewegung inne. »Dieses Mädchen ist eine nahe Verwandte eines sehr mächtigen Mannes.«

Lucien sah sie an. »Besitzt sie magische Fähigkeiten? Dieses englische Mädchen?«

Talitha ließ den Blick wieder auf Anna ruhen, die nun gefesselt gegen die Mauerbrüstung gelehnt auf dem Boden saß. »Ja. Ja, das tut sie.« Dann sah sie weg. »Einer von euch hält ständig sein Gewehr auf sie gerichtet.«

Darius schwang sein Gewehr von der Schulter, dann hob er es an und gab mit einem kurzen Lachen vor, einen Schuss abzugeben.

»Ich übernehme das«, sagte Ahira und legte seine Hand auf die Waffe. »Du solltest eigentlich an der Grenze sein, und du wirst die ganze Nacht brauchen, um dorthin zu gelangen.«

Darius starrte Ahira an, dann rempelte er ihn wütend mit der Schulter zur Seite. Ahira griff nach der Waffe, und in diesem Moment löste sich ein Schuss. Die Kugel prallte von der Burgmauer ab.

Ahira riss das Gewehr an sich. »Geh an die Grenze!« Dann legte er die Waffe flach in die Hände des Mannes zurück, blieb aber zwischen ihm und Anna stehen. Darius sah zu Luden.

»Geh«, sagte dieser. »Ahira wird später zusammen mit mir nachkommen. Du wirst dort gebraucht.«

»Aber sicherlich dauert es nur ...«

»Geh jetzt! Hör auf zu widersprechen, und geh!«

Murrend verschwand der Mann durch die Tür und

stapfte dann die Steintreppe hinunter. Anschließend herrschte Stille. »Aldebaran«, sagte Talitha in diese Stille hinein.

»Kann er dich hören?«, wisperte Lucien.

In England, in der dunklen Bibliothek neben dem See, sah Aldebaran erschrocken auf. Der stärker werdende Wind und die Wellen hatten seinen Namen gerufen.

Lucien ging auf dem Balkon auf und ab. »Was macht Aldebaran im Moment?«, fragte er nach einer Weile.

»Ich kann es nicht erkennen«, antwortete Talitha. »Ich werde um Mitternacht Truppen zu der verfallenen Kapelle schicken. Falls er dort ist, werden sie ihm den Silberadler abnehmen.«

Dann war es wieder still auf dem Balkon. Annas Augen waren unverwandt auf Ahira gerichtet. Er sah zu Talitha, dann drehte er sich zu Anna um und formte mit den Lippen etwas über Seile. Sie versuchte, ihre Hände zu befreien, und er nickte.

Die Seile waren so straff gewesen, dass sie in ihre Handgelenke geschnitten hatten, aber jetzt lockerten sie sich. Sie konzentrierte sich darauf, und die Knoten glitten auseinander.

Da drehte sich Talitha um. »Ich werde sie enger ziehen.«

Anna fing an zu keuchen, aber sie konnte nicht atmen. Die Seile zogen sich um ihre Hand- und Fußgelenke zusammen, aber es waren nicht nur die Seile – plötzlich zog sich auch die Luft um sie herum zusammen. Ihr Puls pochte seltsam – zuerst in ihrem Kopf, dann in ihrer Brust und schließlich in ihrem Bauch. Sie konnte nicht atmen und fühlte gleichzeitig, wie die Luft ihre Knochen zertrümmerte. In ihrer Brust war ein stechender Schmerz.

Sie fiel seitlich zu Boden, und die Luft drückte schwer wie Stahl auf sie nieder.

Endlich drehte Talitha sich weg, und Anna, die zitternd im Staub lag, bekam wieder Luft. »Aldebaran sorgt sich um seine Familie«, sagte Talitha. »Er hat jetzt noch fünfzehn Minuten. Ich denke, das hier wird funktionieren.«

»Ist es wirklich nötig, ein so junges Mädchen zu foltern, Talitha?«, setzte Lucien an. »Ich will damit sagen ...« Talitha hob die Hand, und er verstummte.

»Wo gehst du hin?«, fragte Ryan, als Aldebaran die Treppe hinunterrannte.

»Zur Kapelle. Bleib im Haus.«

Ryan rieb sich den bandagierten Kopf, dann stand er auf, obwohl das Zimmer um ihn herum dabei schwankte. »Warum willst du mir nicht sagen, was los ist? Was ist mit Anna – ist sie in Sicherheit? Bitte!«

»Ich habe keine Zeit. Ich muss jetzt gehen. Bleib hier.«

Ryan griff nach Aldebarans Arm und rannte hinter ihm her in die Nacht hinaus. Dann begann er zu taumeln.

Aldebaran konnte ihn gerade noch auffangen, bevor er stürzte. »Geh ins Haus zurück. Jetzt sofort, Ryan.«

»Sag mir, warum du zur Kapelle gehst.«

»Ich kann es dir nicht sagen. Ryan, wenn du mich nicht loslässt ...« Etwas fiel aus Aldebarans Hand und landete glitzernd auf der Erde. Keiner von ihnen sprach.

»Das ist der Silberadler«, sagte Ryan schließlich. »Onkel, ich verstehe nicht, was du vorhast.«

Jenseits des Sees schlug die Kirchturmuhur zwölf.

Auf dem Balkon schüttelte Talitha den Kopf.

»Aldebaran ist nicht gekommen?«, fragte Lucien.

»Ich war mir so sicher«, erwiderte sie. »Vielleicht bedeutet ihm seine Familie doch nicht genug.« Sie drehte sich um und musterte Anna. »Wir haben bei dem Versuch nichts verloren. Aber wir werden dieses Mädchen trotzdem töten müssen. Er wird dafür sorgen, dass seine Leute aus dem Widerstand die Burg stürmen, wenn er glaubt, dass eine Chance besteht, sie zu retten. Wir dürfen ihm nicht die Zeit geben nachzudenken. Ich werde nach unten gehen und ihnen sagen, dass sie die Soldaten von der Kapelle abziehen sollen. In ein paar Minuten bin ich zurück.«

Lucien wandte sich an Ahira. »Nimm ihr die Fesseln ab und stell sie gegen diese Wand.«

»Ich bring sie nach unten in den Hof«, sagte Ahira, als er Annas Hände und Füße befreite. »Ich werde es dort tun. Aber vielleicht sollten wir es nicht überstürzen. Vielleicht sollten wir sie für eine weitere Nacht in einer Zelle einsperren.«

»Nein! Wir haben nicht die Zeit – du hast Talitha gehört. Aldebaran könnte die Situation nutzen, um das Volk zu einer Revolution anzustacheln – welch edles Motiv, des Prinzen wahre Liebe zu retten. Wir müssen das hier zu Ende bringen und dann sofort die Armee mobilisieren. Begreifst du das denn nicht?« In Luciens Stimme schwang unüberhörbar Panik mit. »Unsere Feinde stehen seit Monaten mit ihm in Kontakt. Die Armee hat heute einen ihrer Schlupfwinkel entdeckt und dort stapelweise Briefe mit detaillierten Plänen gefunden. Wir stehen kurz vor einer Revolution. Der Junge darf nicht zurückkehren. Wir müssen verhindern, dass sich Aldebarans Worte erfüllen. Es reicht nicht, unterzutauchen und ihn zu töten,

sobald er hierherkommt. Wir werden die Macht niemals zurückgewinnen, wenn wir sie erst einmal verloren haben. Wir müssen ihnen zeigen, dass es für sie keine andere Zukunft gibt als die unter König Lucien. Erschieß das Mädchen schnell. Lass uns wegen dieses Problems tun, was wir können, bevor wir uns wieder um Alcyria kümmern.«

Ahira zog eine Pistole aus dem Gürtel und zielte auf Annas Kopf. Lucien drehte sich um und ließ den Blick wieder über die Stadt schweifen. Sie öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber sie konnte nicht. Ahira sah ihr einen Moment lang direkt in die Augen. Dann schloss sie sie.

Als Aldebaran durch den dunklen Wald stolperte, hörte er den Schuss und fiel auf die Knie. Ryan rannte zu ihm und griff wieder nach seinem Arm. »Was ist? Was ist denn, Onkel?« Aldebaran wollte sich umdrehen und ihm sagen, dass er ihm befohlen hatte, im Haus zu bleiben, aber er war nicht mehr fähig zu sprechen.

Anna öffnete die Augen. Lucien, dessen Silhouette sich gegen den Balkon abzeichnete, fiel zu Boden.

Sein Blut lief über die Steine auf ihre Füße zu; sie schlug die Hand vor den Mund, unfähig, sich zu bewegen. Ahira ließ die Waffe sinken und wandte sich ihr zu. »Sprich nicht.« Seine Stimme bebte. Er griff nach ihr und schob sie durch die Tür. Sie stolperten blindlings die Treppe hinunter.

»Talitha wird es wissen«, sagte Ahira. »Sie wird es sehr bald wissen. Lauf, so schnell du kannst, und bleib in meiner Nähe.«

Sie rannten die dunklen Korridore und Treppen der

Burg hinunter. Ahira hatte die eine Hand auf ihre Schulter gelegt, in der anderen hielt er noch immer die Pistole. Am Seitenausgang blieb er stehen, um den leeren Burghof zu überprüfen.

Irgendwo hoch über ihnen stieß jemand plötzlich einen Schrei aus, der anschließend zu einem Heulen wurde, das nicht von der Nachtluft davongetragen wurde.

»Lauf!«, rief Ahira. »Das ist sie! Das ist Talitha!«

Er drängte sie in Richtung der Ställe. »Smith«, rief er einem Soldaten zu. »Hol mir ein Pferd, und zwar schnell.«

Der Mann, auf dessen Nase sich ein Sonnenbrand schälte, war kaum älter als Anna. Kaum eine halbe Minute später reichte er Ahira mit einer knappen Verbeugung die Zügel.

Ahira half Anna auf das Pferd, saß hinter ihr auf und beugte sich zu dem Soldaten hinunter. »Der König ist tot. Alarmiere deine Leute. Alarmiere deine Revolutionäre.«

Smith starrte ihn an und hob die Hände, als hätte er Angst. Doch da versetzte Ahira das Tier bereits mit einem Tritt in Galopp, und schon waren sie an den Toren.

»Dieser Junge ist beim Widerstand«, erklärte Ahira. »Ich beobachte ihn schon seit langer Zeit. Er wird die richtigen Leute informieren.«

Als sie hinter den Toren auf die Straße abbogen, hörten sie Rufe und Schüsse aus den Fenstern über ihnen. Die Kugeln zersprengten den Boden um sie herum.

Das Pferd schlitterte zur Seite, als es um die Ecke bog, und Anna starrte plötzlich über den Rand der Felswand. Aber es fand stolpernd in den Galopp zurück und lief weiter.

Plötzlich hörten sie, dass sich die Rufe näherten und Hufe eilig den Burghof über ihnen verließen. Anna drohte, vom Pferd zu rutschen.

»Keine Angst«, beruhigte Ahira sie und schlang einen Arm um ihre Taille. »Hör zu. Du musst daran glauben, dass die Kugeln nicht treffen werden. Du besitzt eine große Gabe – du kannst uns beschützen. Bitte!«

Er schrie dem Pferd einen Befehl zu, und es galoppierte schneller. Im nächsten Augenblick waren sie in der Stadt und damit für den Moment vor den Kugeln in Sicherheit. Immer wieder sprangen Menschen aus dem Weg, als sie vorbeirrten.

Ahira lenkte das Pferd in eine enge Gasse, ohne dabei ihre Taille loszulassen. Das Tier lief stolpernd und schlingernd weiter, und Annas Herz hüpfte vor Angst, aber Ahira ließ sie nicht fallen. Der Lärm hinter ihnen ließ plötzlich nach.

»Wenn wir zur Kirche kommen«, murmelte Ahira, »sieh nicht zu mir zurück, sondern geh einfach. Überlass mich den Dingen, die da kommen. In Ordnung?«

Nachdem ich die Treppe hinuntergestolpert war, blieb ich unten in der Gasse sitzen, unfähig, wieder aufzustehen. Maria kam zu mir, dann Großmutter, aber ich rührte mich nicht.

»Leo, du zitterst«, sagte Großmutter. »Dir geht es nicht gut. Sag mir, was dir fehlt.«

Das Baby schrie. Ich saß mit geschlossenen Augen da und gab ihnen keine Antwort, obwohl sie mehrere Male zu mir nach unten kamen.

»Wir sind dann oben«, sagte Maria schließlich. »Ich verstehe, dass du allein sein willst, Leo.« Damit ließen sie mich in der Stille zurück.

Ich versuchte, mich dazu zu zwingen, reglos zu verharren, bis ich mich beruhigt hatte. Es gelang mir für eine lange Zeit – es fühlte sich an, als wären Stunden vergan-

gen, in denen ich bewegungslos dasaß. Aber schließlich musste ich etwas tun. Ich musste einfach, sonst würde ich verrückt werden. Heiße Tränen brannten mir in den Augen. Ich wollte diesen Soldaten finden. Oder irgendjemand anderen. Es war mir inzwischen egal. Ich spürte, wie meine Hände zitterten, als gehörten sie jemand anderem, und hörte mein Herz wie das eines Fremden schlagen. Es machte mir Angst, aber trotzdem stolperte ich in Richtung Straße.

Menschen drängten sich an mir vorbei. Sie waren so weit weg wie Geister. »Die Revolution! Die Revolution!«, riefen sie im Sprechchor. Einer von ihnen versuchte, mich mitzuziehen, aber ich stieß ihn weg. Dann waren sie verschwunden, und auf der Straße herrschte wieder Stille.

Mein Herz war kalt geworden. Ich hasste plötzlich alles – die dunkle Straße, auf der ich lief, und die Menschen, die an mir vorbeigezogen waren; die Burg auf ihrem Felsen über mir; die flatternden blauen Flaggen und jeden einzelnen Soldaten. Die Soldaten am allermeisten. Ich fiel wieder auf die schlammbedeckte Straße und drückte mein Gesicht gegen den Boden. Ich versuchte, mich selbst zu ertränken. Ich versuchte es wirklich. Ich war so wütend, dass ich nicht weiterleben konnte, ohne etwas Schreckliches zu tun. Aber ich dachte, dass, wenn ich nur lange genug hier liegen blieb, dieses Gefühl vergehen würde.

Als ich dort lag und in der nassen Erde ertrank, wurde mir plötzlich bewusst, dass ich Schreie hörte. Nicht nur Schreie, sondern außerdem Pferdehufe und Schüsse. Ich rollte mich im Schlamm herum und starrte die Straße hinauf. In diesem Moment – dem letzten Moment der Stille – sah ich alles, als ob es sich in einer Glaskugel

abspielte. Ein galoppierendes Pferd. Auf seinem Rücken saßen zwei Menschen. Einer war dieses Mädchen, Anna, ihre Gefangene. Hinter ihr befand sich der Soldat, Luciens Gefolgsmann Ahira. Nicht einfach nur ein Soldat, sondern der schlimmste von allen. Ich hasste ihn noch mehr als jeden anderen. Ich war so zornig, dass die Sterne erzitterten und ich Blitze sah, obwohl keine Wolken da waren. Das war der Grund, warum ich es tat. Das war der Zeitpunkt, in dem ich die Entscheidung traf. Doch sogar in diesem Moment betete ich im Stillen: Bitte, lass mich das nicht tun.

Ich legte das Gewehr an die Schulter. Ich richtete es auf den Kopf des Mannes. Er konnte mich nicht sehen, weil er auf der rechten Seite seines Gesichts kein Auge hatte und das die mir zugewandte Seite war. Noch immer wirkte alles wie hinter Glas erstarrt. Ich konnte nicht denken, aber das musste ich auch nicht.

Ich schloss die Augen und drückte ab.

Die Zeit blieb mit diesem Schuss stehen. »Lauf in die Kirche«, keuchte Ahira in diesem Moment. Dann stürzte er mit voller Wucht auf die Straße. In der Dunkelheit einer Seitengasse bewegte sich jemand.

Das Pferd stürmte wieder los. Ohne Ahira, der sie festhielt, rutschte Anna nun ab. Die Mähne war ihr aus den Fingern geglitten. Sie versuchte, sich umzudrehen, um zu sehen, was passiert war, aber das Pferd galoppierte jetzt noch schneller. Als es um eine Ecke bog, wurde Anna abgeworfen.

Sie lag plötzlich mit dem Rücken im Schlamm und starrte zu den Sternen hoch. Sie erkannte die englischen Konstellationen und war für eine Sekunde überrascht, sie hier zu sehen. Ihr Herz schlug so schnell, dass es wehtat,

aber sie war nicht verletzt. Sie lag da und bekam nicht genügend Luft in ihre Lungen. Endlich setzte sie sich auf. Das Pferd war verschwunden.

Sie konnte nur ein paar Straßen weiter unten das kupfelförmige Dach der Kirche erkennen. Sie stand auf und rannte los, aber ihre Beine waren kaum in der Lage, sie zu tragen. Talithas Folter ließ ihre Muskeln noch immer zittern, und obwohl sie so schnell rannte, wie sie konnte, kamen die Hufschläge von oben immer näher. Und die Schüsse!

Anna kam an einer Ecke des Kirchplatzes heraus, fiel dort auf die Knie und kroch auf allen vieren in einen Hauseingang. Anschließend wagte sie nicht mehr, sich zu rühren. Sie kamen immer näher, waren jetzt schon in der Gasse über ihr. Ahira war erschossen worden, und sie konnten auch sie erschießen.

Auf den Dächern konnten Heckenschützen lauern und Männer mit Maschinengewehren in diesen dunklen Häusern. Sie wusste es nicht. Sie ließ den Blick über den Platz wandern und fühlte sich plötzlich schwindelig; die Sterne, die über den Himmel zogen, sahen aus, als würden sie fallen.

In diesem Moment, als sie in dem Eingang kauerte, dachte Anna nicht darüber nach, ob sie sterben würde. Sie dachte plötzlich über magische Fähigkeiten nach. Darüber, was Talitha gesagt hatte und was Ahira gesagt hatte. Glaub daran, dass die Kugeln ihr Ziel verfehlen werden. Es waren nur vierzig Schritte bis zur Kirchentür, und so weit konnte sie rennen. In dem dunklen Hauseingang stand sie auf, schloss die Augen – und rannte hinaus auf den Platz.

Jemand rief etwas, aber Anna drehte sich nicht um. Sie konnte Schüsse hören und ein seltsames Pfeifen in ihren

Ohren und dumpfe Einschläge in die Mauern der Kirche vor ihr. Sie lief schneller. Vor ihr zersplitterte eines der Ohren der Pferdestatue, hinter ihr explodierte eine Gaslampe. In einem Haus in der Nähe schrie ein Kind. Dann traf sie etwas an der Schläfe, und sie stolperte. Aber sie war im Inneren der Kirche. Anna fiel zu Boden und kroch zwischen zwei Kirchenbänke. Plötzlich war sie von Stille und Dunkelheit umgeben.

Ich kam plötzlich wieder zu mir. Der Zorn fiel von mir ab. Mit einem Gewehr an meiner Schulter kauerte ich benommen und fröstelnd im Morast. Ahira lag reglos auf der Straße.

Plötzlich bewegte er sich schwach und lag wieder still. In diesem Moment begriff ich es: Ich hatte ihn erschossen!

Ich hörte auf zu atmen. Was anschließend geschah, weiß ich nicht mehr so genau.

Mir kam der unsinnige Gedanke, dass er vielleicht gar nicht tot war. Ich stolperte zu der Leiche. Nein. Er war ganz bestimmt tot. Ich zitterte wie Espenlaub und überlegte, ob ich vielleicht besessen war. Ob jemand anderes die Kontrolle über mich übernommen und mir befohlen hatte, diesen Schuss abzugeben. Nichts schien real zu sein. Ich setzte mich auf der Straße neben ihn und redete mir ein, dass es nur ein Traum wäre.

An einem seiner Finger steckte ein Goldring, der auf dieselbe Weise im Licht der Straßenlaternen funkelte wie mein Taufarmband. Aus dieser Nähe konnte ich sogar die Linien auf den Händen dieses berühmten Mannes sehen und die feinen, grauen Strähnen in seinem Haar. Ich hatte den Mann nicht erschossen, sagte ich mir wieder und wieder. Es war unmöglich.

Dann hörte ich Pferdehufe und Stimmen, die sich von hinten näherten. Soldaten! Ich kroch in die dunkle Seitengasse und beobachtete sie. Sie brachten ihre Pferde zum Stehen und saßen hastig ab. Ohne zu wissen, was ich tat, stand ich auf und wankte wieder die Treppe hinauf.

An der Wohnungstür stieß ich mit jemandem zusammen. Es war Maria. Sie fragte mich, was da unten los sei. Ich konnte nicht aufhören zu zittern. Die Dunkelheit vor dem Fenster war erfüllt von Schüssen.

Großmutter stand auf und kam auf mich zu. »Ich kann die Soldaten da draußen reden hören«, sagte sie panisch. »Sie werden kommen, um mich wegzubringen. Ich bin nicht wahnsinnig! Maria, sie wollen mich mitnehmen, nach allem, was bereits geschehen ist.« Und wieder begann sie zu weinen.

Maria legte den Arm um sie, aber ihre Augen waren auf mich gerichtet, während ich mit dem Gewehr in der Hand durch die Wohnung lief. »Leo, du bist von oben bis unten mit Schlamm bedeckt. Was ist passiert? Was wollte dieser Soldat, der heute hier war? Deine Großmutter hat es mir nicht gesagt.«

Großmutter erklärte es ihr mit bebender, erstickter Stimme.

»Kommt mit hoch in meine Wohnung«, schlug Maria vor. »Sie werden Sie dort nicht finden, Mrs. North. Mein Vater ist zurück, und er wird sie nicht reinlassen.«

Großmutter nickte langsam und blinzelte dabei die Tränen aus ihren Augen. »Danke, Maria.« Dann wandte sie sich an mich. »Leo, holst du mir bitte ein paar Anzihsachen?«

Ich träumte gerade wieder, und es war schlimmer als je zuvor. Nichts davon passierte wirklich, deshalb war es mir egal. Ich holte ihr ein paar Kleidungsstücke und ei-

nen dicken Schal. Obwohl es eine warme Nacht war, fühlte sich meine Haut so kalt an wie Stahl, und auch Großmutter zitterte vor Kälte. In meinem Kopf liefen die ganze Zeit über erbarmungslos die Sekunden ab. Ich stellte mir vor, wie Soldaten gegen die Tür hämmerten, um sie in eine Einrichtung für Ungeduldete oder mich ins Gefängnis zu bringen. Weil ich nämlich jetzt ein Krimineller war, ein Mörder. Ich hatte diesen Mann getötet.

Ich schüttelte den Kopf und drückte mir die Finger gegen die Augen, bis ich weiße Lichter aufblitzen sah, dann zwang ich meine Hand, die Waffe loszulassen. Das polternde Geräusch auf dem Boden ließ Großmutter zusammenzucken. Mich ebenfalls, obwohl ich es war, der das Gewehr hatte fallen lassen. Maria starrte mich nervös an. Ich nahm den Wasserkrug vom Tisch, um so zu tun, als ob alles in Ordnung wäre. Aber auf dem Weg in die Küche überfiel mich ein Zitteranfall, und er rutschte mir aus der Hand und zerschellte auf dem Boden.

»Ach, Leo!«, hörte ich Großmutter ausrufen. »Es kostet uns ein Vermögen, ihn zu ersetzen!« Sie klang genau wie früher, und ihre Bemerkung war nach dem, was gerade passiert war, umso lächerlicher. »Warum kannst du dich nicht bemühen, so vorsichtig zu sein wie ...« Sie sprach den Satz nicht zu Ende. Sie hatte sagen wollen: wie Stirling.

»Leo«, sagte Maria leise. »Du bist nicht du selbst. Komm mit nach oben und setz dich für eine Weile hin. Oder sag mir, was los ist.« Sie sah mich unverwandt an. »Willst du einfach nur allein sein? Ist es das?« Ich nickte, um sie in Sicherheit zu wiegen. Ich fühlte, wie meine Zähne aufeinanderschlügen. »Ich bin in einer Minute zurück«, versprach sie. »Ich helfe nur kurz deiner Großmutter nach oben.«

Nachdem sie weg war, hob ich das Gewehr wieder auf. Ich zog den Bolzen zurück, um nachzuladen, dann sah ich, dass da keine Kugeln mehr waren. Diese eine war die letzte gewesen. Beinahe hätte ich darüber gelacht, obwohl es nicht lustig war. Doch mir fiel etwas ein. Ich ging ins Schlafzimmer und öffnete die Truhe unter dem Fenster. Unter der Soldatenuniform lag die noch immer geladene Pistole. Ich nahm sie heraus, überprüfte den Sicherungshebel und steckte sie in die Tasche.

Ich ging raus und die Treppe hinunter, wobei ich mich am Geländer abstützte, um nicht zu fallen. Ich versuchte, mich dazu zu zwingen, nicht zu der Stelle zu sehen, wo Ahira gestorben war, aber mein Blick wanderte aus eigenem Willen dorthin. Die Leiche war weg. Ein dunkler Fleck prangte an der Stelle, wo sich das Blut nicht mit dem Schlamm mischen und verschwinden wollte. Ich glaube, ich wäre selbst heute noch in der Lage, die Stelle auf den Zentimeter genau zu finden. Sie hatte sich mir damals in den Kopf eingebrannt, und ich konnte sie nie wieder aus meiner Erinnerung löschen.

Ich hörte Schüsse in der Stadt. Sie wurden langsam zu einem vertrauten Geräusch, so als wären sie ein Teil des Wetters. Rauch stieg von irgendwoher auf. Die Sterne, die über mir über den Himmel zogen, während ich lief, waren ganz klar; die Gebäude sahen im Mondlicht überwirklich solide aus, fast wie eine leere Bühnenkulisse. Alles sah so aus. Ich fing an, meine Schritte zu zählen.

Plötzlich sprach Die Stimme zu mir. »Kehr um! Geh zu Maria zurück und warte, bis du dich beruhigt hast. Lauf nicht weiter.« Ich ignorierte sie.

Die Schüsse in der Stadt waren abgeklungen, als ich das Friedhofstor erreichte. Als ich dort stand, erschien mir der verlassene Friedhof unendlich groß und die Stadt

jenseits der Brücke unendlich weit weg. Stirlings Grab war der einzige sichere Ort. Ich fand es und kniete mich neben das Holzkreuz. Das Mondlicht fiel über das Gras und beleuchtete die Buchstaben der Inschrift. Erst in diesem Moment dachte ich wirklich an Stirling. Bis dahin hatte ich fast überhaupt nicht gedacht. Langsam begriff ich, was ich getan hatte.

Ich konnte hier nicht bleiben – ich musste weiterlaufen. Plötzlich beschloss ich, in die Berge zu gehen. Ich ließ, ohne nachzudenken, die Stadt hinter mir.

Der Morgen muss schon fast gedämmt haben, als ich endlich stehen blieb, obwohl es genauso dunkel war wie zuvor. Ich war nun außer Hörweite der Kirchturmglöcken der Stadt. Das letzte Mal, als ich sie gehört hatte, hatten sie drei geschlagen. Ich war zu müde, um weiterzugehen. Ich ließ mich ins Gras fallen und starrte zu den Sternen hoch.

Ich fühlte nichts – aber ich wusste, dass sich das schon bald ändern würde. Den ganzen Weg von der Stadt hierher hatte ich versucht, es mir bewusst zu machen. Ich hatte Ahira erschossen – ihn wirklich erschossen; es war nicht nur ein Traum. Ich konnte nichts tun, um es zu ändern. Mein Leben war zerstört, und es gab keine Möglichkeit, den angerichteten Schaden wiedergutzumachen. Und wenn ich jetzt zurückgehen und versuchen würde weiterzuleben, als ob nichts geschehen wäre, wüsste ich trotzdem an jedem einzelnen Tag, dass ich ihn erschossen hatte. Auf dieselbe Art, wie ich nun an jedem einzelnen Tag wusste, dass Stirling tot war. Ich konnte nicht zurückgehen. Es wäre zu viel – ich hatte nicht die Kraft.

Ich setzte mich auf und zog die Pistole aus der Tasche. Ich nahm die Kugeln heraus und zählte sie, dann steckte

ich sie wieder ins Magazin, ließ es einrasten und löste den Sicherungshebel. Es würde einfach sein. Man kann den Abzug einer Delmar.45 mit dem kleinen Finger betätigen. Es wäre sogar einfach, durch Zufall abzudrücken. Vielleicht war das der beste Weg, überlegte ich. Einfach weiterzudenken und dann den Abzug zu betätigen, während ich mich nicht darauf konzentrierte, damit ich nicht an den Schmerz dachte. Vor Schmerz hatte ich schon immer Angst gehabt. Ich wäre nie ein guter Soldat geworden.

Ich richtete die Waffe auf meinen Kopf und versuchte, den Mut zu finden, es zu tun. Gerade genug, um den Abzug zu drücken, und das wäre dann das Ende von allem. Das wirkliche Ende, dieses Mal. Ich schloss die Augen.

Aldebaran und Ryan knieten regungslos im Wald.

Plötzlich sprang Ryan auf. »Hast du das gehört?«

»Was?« Aldebaran versuchte nicht, die Tränen zu verbergen, die ihm über das Gesicht liefen.

»Da war ein Geräusch, Onkel. Oben, bei der alten Kapelle.«

Ryan rannte voraus. Aldebaran folgte ihm. Sie erreichten die Kapellentür und blieben schweigend stehen. Da lag jemand.

»Anna«, sagte Ryan schließlich. »Anna, Anna.« Er rannte zu ihr und bettete ihren Kopf auf seine Knie. Dann legte er ihr die Hand an die Stirn, und als er sie zurückzog, war sie dunkel von Blut. Er weinte nun auch. »Hilf mir, Onkel!«

Aldebaran kauerte neben Anna nieder. »Sie atmet.« Und einen Moment später sagte er: »Es sind nur oberflächliche Wunden.«

Aldebaran hob Anna auf die Arme, und sie gingen

durch den Wald zurück. Sie wachte auf, erkannte sein Gesicht und versuchte, ihm etwas mitzuteilen, doch dann schlossen sich ihre Augen wieder. Ryan betete still vor sich hin. »Lauf voraus und ruf einen Krankenwagen«, befahl Aldebaran.

Als sie das Seeufer erreichten, öffnete Anna die Augen erneut. Die Sterne funkelten im Gleichklang mit dem Schlag ihres Herzens – und wurden dunkel ...

In diesem seltsamen Land stieg der Mond hinter einer Wolke empor, als würde er auf Schienen gleiten. Er beleuchtete jeden Baum und jede Kräuselung auf dem Wasser und schien hinunter auf den Krankenwagen, der sich entlang der Uferstraße bewegte. Und über den Östlichen Bergen Malonias, in einem anderen, engeren Tal, wurde der Mondschein heller und verschärfte sich dann zu derselben Farbe, so als ob es zwischen den Welten keine Barriere mehr gäbe.

*In den Tagen nach Ahiras Tod beanspruchten hundert Menschen die Tat für sich. Vielleicht hatten sie Recht. Es war wirklich nicht ich gewesen. Es war, als ob jemand die Kontrolle über meine Hand und meinen Geist übernommen hätte. Ich hatte schätzungsweise eine halbe Sekunde darauf verwandt, die Waffe auszurichten, und trotzdem hatte die Kugel ins Ziel getroffen. Und Ahira war zusammengebrochen, vor langer, langer Zeit. Fast hätte ich glauben können, dass es jemand anderer gewesen wäre, der geschossen hatte.*

*Aber ich muss ehrlich sein – in der halben Sekunde, in der ich mit der Waffe zielte, wusste ich, was ich tat. Ich fühlte mich, als wäre mir vieles klar geworden. Es war nicht Ahira, auf den ich schoss; zumindest nicht nur er. Es war Sergeant Markey, wegen dem, was er über unsere*

*Mutter gesagt hatte; der Schuldetektiv, der mich mit Drohungen in die Schule zurückgetrieben hatte; der Sergeant in Ositha, der mir so enge Fesseln angelegt hatte, dass sie in mein Fleisch schnitten; die Soldaten, die die Stadt abriegelten und mich nicht zum Grab meines Bruders gehen ließen; die beiden, die Großmutter in den Morast gestoßen hatten; der Gefreite, der an unsere Tür gekommen war und ausgesehen hatte, als ob er sich vor uns ekelte. Ich gab diesen Schuss ab, weil sie mich dazu getrieben hatten. Sie hatten es sich selbst zuzuschreiben. Das war es, was ich in dieser halben Sekunde der Stille empfunden habe. Als wäre nicht ich verantwortlich, sondern er.*

*Bald wird die Dämmerung anbrechen, und ich sitze noch immer hier und lese. Du musst längst schlafen, überzeugt davon, dass ich heimgegangen bin. Oder vielleicht siehst du auch aus einem Fenster. Es ist der dunkelste Moment, bevor die Sonne aufgeht, und ich bin der Einzige, der jetzt noch übrig ist. Auf dem Balkon herrscht Stille.*

*Ich erinnere mich daran, wie die Stadt in der Nacht aussah, als ich in die Berge lief – seltsam und vage und gleichzeitig zu solide. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich noch nicht begriffen, was ich getan hatte. Ich habe inzwischen ausreichend Zeit gehabt, es zu begreifen. Ich habe das hier zu Papier gebracht, weil du mich gefragt hast, warum ich es tat. Du hast mich gebeten, es dir zu erklären.*

*Ich hätte Ahira nicht erschossen, wenn Großmutter damals nicht in die Nacht hinausgewandert wäre. Wenn diese Soldaten nicht exakt in der Minute aufgetaucht wären, als ich bereits so verzweifelt war. Wenn ich den Mund gehalten hätte, anstatt sie wüst zu beschimpfen. Selbst nach allem, was geschehen war – nachdem Stir-*

*ling gestorben war –, hätte ich es in einem anderen Moment nicht getan. War es also nur Zufall? Ich weiß es nicht. In dieser halben Sekunde damals, als alles stillstand, hasste ich Ahira. Maria hat mir einmal gesagt, dass ich ihn niemals so sehr hassen könnte wie sie. Sie hat sich geirrt. Ich tat es. Warum, wusste ich nicht.*

*Ich habe nicht den Mut weiterzulesen, aber wenn ich es nicht tue, muss ich dich dies lesen lassen. Und das kann ich noch nicht. Nicht nach all der Zeit. Jetzt, wo ich angefangen habe, werde ich bis zum Ende lesen. Mir fällt inzwischen nichts mehr ein, was ich sonst tun könnte.*



**D**raußen in den Bergen schreckte ich plötzlich hoch, ohne zu wissen, warum. Da war jemand ganz in der Nähe.

Ich ließ meinen Finger vom Abzug der Pistole gleiten, aber ich hielt sie weiter gegen meinen Kopf gerichtet. Ein Mädchen bewegte sich auf der anderen Seite des Tals. Das Mondlicht verwandelte ihre Augen in pures Silber und meißeelte ihr tiefe Schatten ins Haar. Alles war plötzlich heller geworden. Die Sterne ließen den Himmel blau erstrahlen; der Fluss glänzte wie flüssiges Silber. Das Mondlicht ergoss sich in dieses enge Tal, spülte über das Mädchen auf der einen, mich auf der anderen Seite und jeden Grashalm zwischen uns hinweg. Selbst meine Hand auf der Waffe schimmerte hell. Es machte mich schwindlig. Ich blieb reglos sitzen und beobachtete sie.

Da drehte sie sich um und sah mich. »Was machst du hier?«

In der Stille hörte ich ihre Stimme ganz deutlich. Mir wurde plötzlich klar, dass sie das Mädchen war, das ich mit Ahira gesehen hatte und das mich seit Wochen in meinen Träumen verfolgte.

»Anna.« Ich stand auf, sah sie schweigend an, und sie

erwiderte meinen Blick von der anderen Seite des Tals aus, eine gespenstische Gestalt, die in der Dunkelheit schimmerte. »Bist du ein Engel?« Sie antwortete nicht.

»Wer bist du dann? Die Stimme?«

»Was für eine Stimme?«

»Bist du ein Geist? Bist du tot?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wie kannst du das nicht wissen?«

Und dann realisierte ich, dass ich selbst nicht wusste, ob ich lebte oder tot war. Vielleicht hatte ich tatsächlich abgedrückt. Es ist leicht, sich zu erschießen, selbst wenn man nicht wirklich die Absicht hat. Man braucht nur den kleinen Finger, um den Abzug zu ziehen.

Als ich mir das vorstellte, verschwanden die Berge, und Ahira stürzte wieder zu Boden. Es war nicht nur eine Vision – es geschah direkt vor meinen Augen, und näher als zuvor. Ich schüttelte den Kopf. Es war nicht ich, der geschossen hat, dachte ich. Es war jemand, der von außen meinen Willen kontrollierte. Ich hatte weder meiner Hand befohlen zu schießen, noch gewollt, dass die Kugel gerade fliegt. Vielleicht hatte sich ein echter Soldat irgendwo in der Nähe in der Dunkelheit versteckt, und dann im selben Moment geschossen wie ich – jemand, der treffsicher schießen konnte und ans Töten gewöhnt war.

»Was tust du da?«, fragte Anna auf der anderen Seite des schmalen Tals. Blinzelnd begann ich mich zu erinnern, wo ich war, nämlich draußen in den Östlichen Bergen, in diesem seltsamen Mondlicht, und nicht auf der morastigen Straße, wo ich zusah, wie Ahira vom Pferd stürzte.

Ich antwortete nicht.

»Erschieß dich nicht!«

Ich umklammerte die Waffe fester. »Du kannst mich nicht davon abhalten.«

»Nimm die Pistole von deinem Kopf weg.«

»Warum? Es würde niemanden kümmern, wenn ich es tue.«

»Woher weißt du das?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Es gibt Dinge, die weiß man einfach.«

»Bitte nimm die Waffe runter.«

Ich tat es, aber eigentlich nur, weil mir der Arm wehtat. Sie schritt jetzt den Abhang herunter auf mich zu. Nach kurzem Zögern ging ich ihr entgegen.

»Warum wolltest du das tun?«, fragte sie. »Bitte, sag es mir.«

Während der ganzen Zeit, die wir aufeinander zugingen, wandte sie nicht ein Mal den Blick von mir. Ich erzählte ihr alles, was seit dem Tag geschehen war, an dem Stirling gestorben war. Schließlich blieben wir stehen und sahen uns über den Bach hinweg an. Das Wasser hatte das Mondlicht eingefangen und trug es in seinem hellen Kanal mit sich fort.

Ich wechselte die Pistole von der rechten Hand in die linke und dann wieder zurück. »Willst du versuchen, mich davon abzuhalten?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann dich nicht davon abhalten.«

»Was machst du hier draußen in den Bergen?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht sterbe ich gerade. Es wurde plötzlich alles dunkel, und dann war ich hier.«

Ich fuhr mit den Fingern über den kalten Pistolenschaft, ohne es wirklich zu bemerken. »Das hier ist nicht der Himmel ...«

»Nein.«

Die Minuten verstrichen. Der Bach strömte zwischen uns vorbei. Nach einer Weile setzte ich mich ans Ufer, und sie kniete sich mir gegenüber hin. Ich starrte zu den Sternen empor. Sie schienen von ihrer Bahn abzurutschen, so als ob sie nicht länger dort oben verankert wären.

»Glaubst du wirklich an den Himmel?«, fragte ich.

»Wenn man daran nicht glaubt, woran sollte man dann überhaupt noch glauben?«

»Aber das bedeutet nicht, dass es die Wahrheit ist. Sagst du nicht nur deshalb, dass du daran glaubst, weil du willst, dass es die Wahrheit ist?«

»Nein, sondern weil die Menschen, wenn sie gestorben sind, nicht einfach verschwinden.«

»Was soll das heißen?«

»Dass es da noch etwas anderes gibt. Es ist eines dieser Dinge, über die du vorhin gesprochen hast, diese Dinge, die man einfach weiß.«

Ich richtete mich auf und sah sie an. »Das ist es, wo ich sein will – irgendwo anders. Vielleicht im Himmel, vermutlich in der Hölle. Ich habe genug von all dem hier. Ich will irgendwo anders sein.« Ich wollte irgendwo sein, wo mein Herz nicht mehr so wehtat wie hier – wo ich nicht mehr diesen unerträglichen Schmerz spürte, der die Tage in Monate, die Wochen in Jahre verwandelte und alles bitter machte. »Das ist es, was ich will.«

Sie schüttelte den Kopf. »Was ich will, ist mehr Zeit.«

»Mehr Zeit?«

»Ja. Falls ich gerade sterbe, gibt es nichts, was ich dagegen machen kann. Ich weiß nicht, ob ich es tue. Aber ich will zumindest noch eine Zeitlang weiterleben.«

»Warum?«

Sie fing an, mir von ihren Zukunftsplänen zu erzählen

und dass sie Tänzerin werden wollte. Ich sagte ihr, dass meine Mutter vor langer Zeit als Sängerin und Tänzerin gearbeitet hatte. Sie redete darüber, wie schnell sich die Dinge veränderten und wie schnell die Zeit verging, so als könnte sie mich damit davon überzeugen, die Waffe wegzuwerfen und heimzugehen. Aber über die Zukunft nachzudenken, festigte nur meinen Entschluss, niemals zurückzukehren. Die Zukunft bedeutete mir nichts mehr. Weitere fünfzig oder sechzig Jahre ohne Stirling und irgendwann auch ohne Großmutter. Sobald sich diese seltsame Müdigkeit aus meinem Kopf verzogen hätte, würde mich die Reue über das, was ich getan hatte, einholen – und was dann?

»Die Zukunft ist zu lang«, sagte ich. »Ich bin zu müde. Ich kann nicht so viele Tage weiterleben – ich würde den Verstand verlieren. Wenn man mich nicht zum Tod verurteilt oder ins Gefängnis sperrt ...«

»Du weißt nicht, was die Zukunft bringen wird.«

»Ich weiß in groben Zügen, was die Zukunft bringen wird. Und es ist ausgeschlossen, dass es etwas Gutes sein könnte. Ich möchte noch mal von vorne anfangen.«

»Aber der Tod ist kein neuer Anfang desselben Lebens – er ist etwas anderes.«

»Woher willst du wissen, was er ist?« Ich war plötzlich wütend. »Und du kannst mir nicht vorschreiben, was ich zu tun habe, wenn du einen Dreck über mich weißt.«

»Ich schreibe dir nicht vor, was du zu tun hast. Sag mal – gibt es bei dir zu Hause nicht Menschen, die dich brauchen?«

Ich schüttelte den Kopf. Niemand brauchte mich; ich hatte sie alle im Stich gelassen. Ich war nicht schnell genug aus den Bergen zurückgelaufen, und ich konnte Stirling nicht zurückholen. Großmutter hätte mich an ihrer

Seite gebraucht, aber ich hatte ihr den Rücken zugewandt, um nach Ositha zu marschieren, und sie zerbrechlich und hilflos zurückgelassen. Und ich würde auch nicht verhindern können, dass die Soldaten sie wegbrachten.

»Wird dich auch in der Zukunft niemand brauchen?«, fragte Anna. Ich wusste nicht, was sie meinte. Sie musste das an meinem Gesicht erkannt haben, denn sie fuhr fort: »Vielleicht ist da jemand, dem du eines Tages in ferner Zukunft helfen wirst oder der dich braucht, aber wenn du tot wärst, könntest du es nicht tun.«

»Hast du dir jemals so wie ich gewünscht, tot zu sein?«, wollte ich wissen. »Nein, das kann ich mir nicht vorstellen.«

Sie gab erst keine Antwort, aber dann sagte sie plötzlich: »Es ist schon viele Jahre her, und ich war noch sehr klein.«

»Was hast du dagegen gemacht?«

»Ich habe angefangen, die Tage zu zählen, damit die Zeit schneller vergeht.«

»Gut«, sagte ich ohne großes Interesse. »Und dann?«

»Ich weiß nicht mehr, aber irgendwann muss ich mit dem Zählen aufgehört haben.«

»Warum hast du die Tage gezählt?«

»Ich schätze, um mir selbst beizubringen, im Alltag zu überleben, obwohl sich alles verändert hatte.«

»Wie alt warst du damals?«, wollte ich wissen.

»Fünf.«

»Du warst fünf Jahre alt und hast die Tage gezählt, damit die Zeit vergeht?«

»Es ist keine große Tragödie, sondern einfach mein Leben. Vielleicht gibt es Gründe, weshalb man sterben will und es trotzdem nicht tut. Vielleicht auch nicht. Ich

habe keine Ahnung. Aber ich habe anschließend weitere zehn Jahre gelebt, und jetzt bin ich hier und rede mit dir.«

Sie wirkte in der beginnenden Morgendämmerung noch immer so silbern und schemenhaft, als wäre sie gar nicht wirklich hier. Ich streckte den Arm aus, um sie zu berühren, aber er reichte nicht über den Bach. Außerdem hätte ich es sowieso nicht gewagt. Ich dachte, dass sie sich vielleicht in Luft auflösen würde.

»Du bist irgendeine Art von Engel«, sagte ich. »Also verrät mir bitte, was ich tun soll.«

»Ich bin kein Engel. Aber ich verrät dir trotzdem, was du tun sollst.«

»Nämlich?«

»Wirf die Waffe weg und geh nach Hause.« Mit diesen Worten begann sie zu verblassen. »Hör zu! Ich weiß nicht, ob ich gerade sterbe oder wieder zu mir komme. Es ist nicht meine Entscheidung. Vielleicht werde ich all den Dingen nachtrauern, die ich nicht getan habe, aber ich habe keine Möglichkeit, es zu ändern. Jeder stirbt irgendwann. Jeder endet am selben Ort, und meistens kann man nichts dagegen machen. Aber sich umzubringen, ist nicht dasselbe.«

Sie sprach schnell, so als wollte sie mir diese Dinge unbedingt sagen, bevor sie mich für immer verließ.

»Mein Vater war erst zwanzig«, fuhr sie fort. »Er war ein guter Mann, und er ist gestorben. Meine Großmutter war fünfzig, und wir brauchten sie alle, wir brauchen sie auch heute noch, und es gibt nichts, was wir tun können. Es ergibt keinen Sinn. Menschen sterben, obwohl sie so viel hätten leisten können, wenn sie am Leben geblieben wären. Aus irgendeinem Grund bekam ich mehr Zeit und sie nicht. Vielleicht ist es nur ein Zufall, dass sie starben,

während ich zurückblieb, oder vielleicht gibt es einen höheren Grund. Doch wenn du derjenige bist, der zurückbleibt, um weiterzuleben, dann musst du das akzeptieren.«

»Du hast nicht getan, was ich getan habe. Ich bin fünfzehn Jahre alt und habe einen Mann erschossen. Jetzt verrät mir, wie ich damit weiterleben soll.« Ich sagte das nicht verbittert. Ich wollte ihren Rat. »Bitte sag mir, wie ich weiterleben kann.«

Aber sie verblasste immer mehr.

Ich streckte wieder den Arm aus. »Nimm meine Hand. Wenn du meine Hand nimmst und mir damit beweist, dass du real bist, werde ich die Waffe wegwerfen und nach Hause gehen.«

Sie war zu weit weg.

Ich stand hastig auf. »Verlass mich noch nicht!« Verzweifelt ging ich durch den Bach auf sie zu, und für eine Sekunde fühlte ich noch nicht mal das Wasser um mich herum.

Im nächsten Moment war ich allein in den Östlichen Bergen. Ich stand mit einer Waffe in der Hand bis zur Hüfte in einem eiskalten Fluss in der Dunkelheit. Das Mondlicht war verschwunden.

Langsam hob ich die Pistole wieder. Ich dachte an Stirling – acht Jahre alt und tot – und an all die Dinge, die er bereits getan hatte; all die Dinge, deretwegen ich ihn nun so sehr vermisste, dass ich es kaum ertragen konnte. Dann dachte ich an Ahira und an den Moment, als ich realisiert hatte, dass er tot und es meine Schuld war. Gleichgültig, was er Böses getan hatte, gleichgültig, wie wenig wertvoll seine Zukunft für die Welt gewesen wäre – ich war derjenige, der sie ihm weggenommen hatte, und er würde nie wieder irgendetwas tun können. Und

der Schmerz in meinem Herzen war zu groß, um weiterzuleben, und die Bürde meiner Tat war schon jetzt zu schwer, aber plötzlich konnte ich auch das hier nicht tun.

Denn manches kann man leicht tun und dennoch für immer bereuen. Ich hatte Ahira erschossen, und ich würde dafür bezahlen. Mich selbst zu töten, war eine zu gewaltige Tat. Es wäre genau dasselbe.

Ich ließ die Waffe los. Das Wasser riss sie mit sich, schmetterte sie gegen einen Felsen und zog sie dann unter die Oberfläche. Ich fühlte eine größere Verzweiflung als in all diesen letzten Tagen, seit Stirling gestorben war. Es ist seltsam, wie leicht es war, den Abzug zu drücken und Ahira zu erschießen. Und wie schwer es dagegen war aufzustehen, mich umzudrehen und nach Hause zu gehen.

Im englischen Krankenhaus regte sich Anna, sah nach oben in das Licht. Sie hatte geträumt.

Ryan ging zu ihr. Sie sah ihn in ihrer Vision auf sich zugleiten – sein Kopf war immer noch bandagiert – und versuchte, sich aufzusetzen, aber sie sank außer Atem wieder nach hinten. Auf seinem Gesicht schimmerten Tränen.

»Warum weinst du?«, murmelte sie.

»Ich hatte Angst um dich. Sie haben gesagt, dass es dir gut geht, aber ich war mir nicht sicher.« Er kniete sich neben ihr Bett und betrachtete ihr Gesicht. »Anna.«

Vor ihren Augen wurde ihre Umgebung allmählich schärfer. Ein kahler, weißer Raum mit einem großen Fenster. »Wo sind wir?«

»Im Krankenhaus. Erinnerst du dich nicht?«

Ihr tat der Kopf weh, und das Zimmer drehte sich noch

immer. Das frühe Sonnenlicht, das durch die Jalousie hereinflie, warf Streifen über den Boden. Vorsichtig legte sie die Hand an ihr Gesicht und erschrak, als sie die Stiche an ihrer Wange fühlte. »Ryan, was ...?«

»Es sind in Wirklichkeit nur Schrammen«, sagte er. »Von Streifschüssen. Eine an deiner Schulter; eine an deinem Arm; eine auf deiner Wange; eine an deiner Seite. Keine der Kugeln ist eingedrungen, Anna. Sie haben nur deine Haut gestreift. Wie ist das möglich?«

»Ich weiß es nicht. Bin ich wirklich wieder hier? Ich dachte, ich wäre gestorben, Ryan.« Sie griff nach seiner Hand.

An ihrer eigenen war ein Tropf angeschlossen, deshalb nahm er sie sehr behutsam. »Du warst bewusstlos. Aldebaran hielt es für einen Schock; du bist nach Malonia gegangen und dann zurückgekommen, und es könnte sein, dass das zu viel war. Und dann noch, was drüben passiert ist – es tut mir so leid, Anna. Ich hätte etwas tun müssen, aber ich dachte nicht, dass sie dich mitnehmen würden.«

»Es war nicht deine Schuld. Du hättest es nicht verhindern können.«

Er sah aus, als wollte er etwas sagen, doch dann schüttelte er den Kopf.

Aus alter Gewohnheit legte sich Anna die Hand an den Hals – und fand dort die Halskette. Überrascht blickte sie Ryan an.

»Aldebaran hat sie dir umgelegt, bevor der Krankenwagen eingetroffen ist. Er dachte, du würdest sie vielleicht brauchen.« Er wischte sich wieder die Tränen vom Gesicht, aber es kamen weitere.

»Wein doch nicht, mir geht es gut, Ryan.« Sie versuchte wieder, sich aufzusetzen. Er stützte ihren Rücken

mit den Kissen ab. »Was hast du Monica gesagt? Wie hast du ihr die hier erklärt?« Sie berührte die Stiche an ihrer Wange.

»Ich habe behauptet, dass wir uns in den Hügeln verlaufen haben und in der Dunkelheit gestürzt sind. Das hat auch gleich diese Beule an meinem Kopf erklärt. Ich glaube nicht, dass der Arzt es mir abgenommen hat, aber ...« Er blinzelte sich die Tränen aus den Augen. »Was hätte ich denn sagen sollen? Wie kann man die Wahrheit sagen, wenn niemand sie glauben würde?«

»Ich wusste nicht, ob ich dich wiedersehen würde. Ich habe nicht erwartet, dass ich aufwachen würde. Das Letzte, woran ich mich erinnere, ist, dass ich in der Kirche war und dachte, ich wäre angeschossen worden. Aber ich hatte einen wirklich seltsamen Traum ...« Sie schüttelte den Kopf. »Ich erinnere mich nicht mehr.« Da fiel ihr etwas ein. »Aber Aldebaran war hier – ich weiß, dass er hier war.«

»Ja, bis vor ein paar Minuten. Sobald er sich sicher war, dass du wieder in Ordnung kommen würdest, musste er nach Hause zurück.« Ryan sah zum Fenster hinaus, aber Aldebaran war bereits außer Sichtweite. »Er kehrt nach Malonia zurück. Die Dinge haben sich letzte Nacht verändert, Anna. Man spricht von einer Revolution. Lucien ist tot, genau wie die anderen – Ahira und Darius Southey und die Hälfte der militärischen Anführer. Talitha nicht. Niemand wagt es, eine Erleuchtete zu töten. Aber sie wurde gefangen genommen, und Aldebaran ist nicht länger ein Verbannter.«

Eine Ärztin tauchte plötzlich in der Tür auf, gefolgt von Monica. Monica blieb für einen Moment stehen und starrte Anna an. Dann lief sie mit klappernden Absätzen durch das Zimmer.

»Danke, lieber Gott«, stieß sie hervor, während ihre Tränen auf Annas Gesicht fielen. »Was zum Teufel hast du dir dabei gedacht? Du bist einfach in die Hügel spaziert, ohne mir auch nur Bescheid zu sagen! Anna, ich habe mich nicht getraut, deine Mutter anzurufen. Du bist alles, was sie noch hat – was hätte ich ihr sagen sollen? Und ...«

Die Ärztin legte Monica eine Hand auf die Schulter, um sie zu beruhigen, dann beugte sie sich zu Anna vor. »Erinnerst du dich, was passiert ist?«

Anna sah zu Ryan, und er wiederholte seine Geschichte.

»Stimmt das?«, fragte die Ärztin. Anna nickte. Die Frau runzelte die Stirn, sagte jedoch nichts. Wortlos untersuchte sie Annas Wange. Ryan fing Annas Blick auf, dann sah er weg.

»Seltsam«, sagte die Ärztin schließlich. »Diese Abschürfungen sind alle gleich. Sie sehen beinahe aus wie ... Ich weiß nicht. Ich hätte auf Streifschüsse getippt.«

Aldebaran wanderte im ersten Sonnenschein über die Hügel. Für einen Moment schaute er zurück zu der Stadt, in der das Krankenhaus stand. Er wandte sich ab und ging zwischen den Bäumen hindurch in Richtung des alten Steinkreises, wo er vor vielen Jahren die Augen aufgeschlagen und sich in einem fremden Land wiedergefunden hatte. Während er lief, hörte er auf, das Zwitschern der Vögel und den Wind wahrzunehmen, der durch den Wald fegte. Er meinte, irgendwo vor sich ganz schwach andere Geräusche zu hören – Stimmen in der Luft, die einen Dialekt sprachen, der ihm vertraut war. Und wie ein Traum oder Albtraum begann England, um ihn herum zu verblassen.

Ich setzte mich auf die Stufe vor Marias Wohnungstür. Es war der Tag, nachdem ich Ahira erschossen hatte, und noch sehr früh am Morgen. Das Sonnenlicht fiel schräg durch das hohe Fenster im Treppenhaus, und ich saß da und beobachtete es. Nach einer Weile wurde die Tür geöffnet. »Leo!« Es war Marias Stimme. Ich drehte mich langsam um. Großmutter stand neben ihr.

»Wir haben uns solche Sorgen gemacht«, sagte Großmutter und nahm meine Hand. »Warst du dort draußen in der Stadt? Hast du die Schüsse gehört?« Sie umarmte mich kurz, dann half Maria mir auf. »Die Dinge werden besser werden«, versprach Großmutter. »Ich werde ein Brot backen, und du kannst inzwischen runtergehen und Wasser für Tee holen. Die Dinge werden ab jetzt besser werden.«

Ich wusste, dass das nicht stimmte. Aber dieses Wissen ließ eine seltsame Ruhe über mich kommen. Nachdem, was ich getan hatte, kam es mir heuchlerisch vor, ihr so widerspruchslos nach Hause zu helfen, aber ich nahm trotzdem ihren Arm, und wir gingen zusammen die Treppe hinunter.

*Ich beobachte die letzten Lichter, die in der Stadt brennen. Es dämmt schon fast, aber das Tageslicht hält sich noch für eine Weile zurück. Ich trete an die Brüstung, betrachte die Lichter und stelle mir die Menschen in diesen Häusern vor – all die Tausende von Menschen, die jetzt schlafen oder ihren Familien eine gute Nacht wünschen oder sich einen letzten Drink einschenken und sich hinsetzen, um sich zu unterhalten. Ist irgendeiner von ihnen jetzt noch wach, weil sein Herz voll Kummer ist? Vielleicht. Ich weiß es nicht. Ich blättere die letzten Seiten des Buches um, aber für einen Moment kann ich nicht weiterlesen.*

*Nachdem ich so weit gekommen war, habe ich beschlossen, dir nicht viel mehr zu erzählen. Ich war erschöpft von der Aufgabe, diese Geschichte für dich aufzuschreiben und mich an all diese Dinge zu erinnern. Was geschah in den Tagen, nachdem ich zurückgekehrt war? Ich kann mich nicht genau entsinnen. Ein Teil davon ist noch immer klar; andere Teile habe ich vollständig vergessen. Ich weiß jedoch, dass ich versucht habe, mich so zu verhalten, als wären die Dinge normal. Das wirkliche Leben holte mich wieder ein, und ich wusste nicht, was ich sonst tun sollte. Ich erzählte es niemandem und kehrte zu Großmutter und Maria zurück.*

*Wenn ich weiterhin jede Minute jeden Tages in meiner Verzweiflung verharret wäre, wäre das leichter zu ertragen gewesen als diese scheinbare Normalität. Ich schämte mich zu leben, und zwar auf dieselbe Weise, wie ich mich geschämt hätte, wenn ich einer dieser Menschen gewesen wäre, die unschuldig in ihren Häusern schliefen; oder wenn ich nach unten gegangen und in den hell erleuchteten Räumen unter mir getanzt hätte. Ich habe nicht das Recht dazu. Es ist schwer, dir mein Verbrechen zu begründen. Alles, was ich sagen kann, ist, dass ich dafür bezahle.*

*Meine Geschichte geht weiter – aber jetzt noch nicht. Ich werde erst die der anderen lesen.*



*A*nna wachte plötzlich auf. Sie zitterte wieder genauso stark wie auf diesem düsteren Balkon über der Stadt. Die Uhr auf der anderen Seeseite schlug zwei. Ein Brise strich durch die Vorhänge, und sie hoben und senkten sich. Anna nahm ihre Halskette vom Nachttisch. Sie hatte den ganzen Tag und den größten Teil der Nacht geschlafen, aber jetzt war sie hellwach, und ihr Atem ging schnell.

»Anna?«, fragte eine Stimme vor ihrer Tür. Es war Ryan. »Ich habe dich rufen hören. Geht es dir gut?«

Sie knipste die Lampe an und stand auf, um die Tür zu öffnen.

Ryan wartete angezogen und mit einem Buch in der Hand im Flur. »Mein Zimmer ist gegenüber von deinem. Hör zu, Monica wird sauer sein, wenn sie uns mitten in der Nacht sprechen hört. Ich wollte nur nachsehen, ob alles in Ordnung ist.«

»Komm doch kurz rein.«

Sie schloss die Tür hinter ihnen.

»Danke«, sagte er. »Es gefällt ihr sowieso nicht, dass ich hier wohne – ich weiß nicht, was sie sagen würde, wenn sie den Verdacht hätte, dass ich die zahlenden Gäste störe.«

»Du bist selbst ein zahlender Gast«, sagte Anna. Aldebaran hatte darauf bestanden, dass Ryan das Herrenhaus verließ, während er weg war, deshalb war er nach Hillview gekommen.

Er setzte sich auf den Stuhl neben ihrem Bett. Sie wickelte sich – noch immer gegen das Licht der Lampe blinzeln – die Decke um die Schultern und ging zum Fenster, um es zu schließen.

»Da draußen braut sich ein Sturm zusammen«, sagte Ryan. »Bist du davon aufgewacht?«

Sie schüttelte den Kopf. »Es war bloß ein Albtraum. Es hat mir nicht gefallen, in diesem Krankenhaus zu sein. Es erinnerte mich an ...« Sie zuckte die Achseln, »frühere Zeiten. Es tut mir leid, falls ich dich aufgeweckt habe.«

»Ich habe nicht geschlafen. Mein Onkel hat mir Arbeit für ein ganzes Jahr dagelassen. Politik und Gesetze, und ich muss das alles wissen. Er ist nicht zu weit weg, um mich zu kontrollieren.«

Sie setzte sich zurück aufs Bett. Er nahm kurz ihre Hand, ließ sie jedoch gleich wieder los.

»Von jetzt an wird alles anders werden«, sagte Anna. »Ich werde härter trainieren als je zuvor. Ich hätte sterben können, aber ich tat es nicht. Weißt du, was ich meine?«

»Ja.« Er klappte das Buch in seinen Händen zu und legte es auf den Boden, dann lehnte er sich nach vorne und sah sie an.

»Was ist?«

»Anna, geht es dir jetzt wirklich wieder gut? Als du in Malonia warst – ich weiß nicht –, es muss dir große Angst gemacht haben. Ist es das, wovon du träumst? Hast du deswegen Albträume?«

Sie zog die Decke enger um sich. »Vielleicht zum Teil. Im Tageslicht hatte ich es fast vergessen. Aber so-

bald ich eingeschlafen war, konnte ich es wieder sehen. Ich konnte alle ihre Gesichter sehen, so als ob ich wirklich dort wäre. Es war realer als in einem Traum.«

Ryan nickte. »Nachdem man mich verbannt hatte, träumte ich oft, dass ich wieder in Malonia wäre. Ich sah dann immer meine Eltern und dachte: Gib mir nur fünf Minuten mehr, dann wird es die Wirklichkeit sein – ich werde irgendwie zurückkehren, zurück in mein Leben, wie es früher war. Aber ich bekam diese fünf Minuten nie – ich wachte immer auf.«

Sie schwiegen eine Weile.

»Ich habe heute über Talitha nachgedacht«, sagte Ryan schließlich mit veränderter Stimme. »Die Revolutionäre haben sie gefangen genommen, und sie wird den Rest ihres Lebens im Gefängnis verbringen. Eine meiner Pflichten wird es sein, öffentlich über sie zu richten und damit den ersten Verbrecher meiner Regentschaft zu verurteilen. Eine alte Tradition.«

»Dafür bist du zuständig?«

»Ich werde für viele Dinge zuständig sein. Es macht mir Angst, darüber nachzudenken. Ich kann nicht über eine Erleuchtete das Urteil sprechen, selbst über sie nicht. Sie ist eine sehr berühmte Frau, und trotz ihres schönen Gesichts fürchte ich mich vor ihr.«

»Sie ist so jung. Ich dachte, du hättest gesagt, dass sie mit Aldebaran beim Geheimdienst gearbeitet hat.«

»Nein – sie ist genauso alt wie er, oder vielleicht ein Jahr älter. Talitha besitzt große Macht, und die Spuren des Alters lassen sich leicht vermeiden, wenn man es darauf anlegt. Selbst Aldebaran macht etwas dagegen, glaube ich – zwar nicht viel, aber man würde ihn trotzdem nicht auf siebzig schätzen.« Ryan verschränkte die Arme und betrachtete den Mond, der still über den Hü-

geln lag. »Aldebaran ist der Meinung, dass wir aus den Fehlern der alten Regierung lernen müssen. Talitha war nicht weise genug. Lucien wurde vom Volk nicht geliebt. Und sie waren auf zu persönlicher Ebene miteinander verbunden.« Er schüttelte den Kopf. »Aldebaran hat mich mit Prophezeiungen und Mythen umgeben und mich als Einzelperson populär gemacht. Genau das Gegenteil von dem, was Luden war. Ich hoffe, dass es funktionieren wird, aber ...« Er wandte sich ihr zu. »Manchmal wünsche ich mir, ein englischer Junge zu sein. Ich war immer allein, selbst hier in England. Aber jetzt habe ich dich, und alles hat sich verändert. Ich will kein König sein. Manchmal habe ich Zweifel, ob ich überhaupt an diese Dinge glaube. Und trotzdem soll ich diesen Platz einnehmen, den man für mich vorbereitet hat. Verstehst du, was ich meine?«

»Ja, ich verstehe es. Hast du mit Aldebaran darüber gesprochen?«

»Ich kann jetzt nichts mehr ändern. Aber ich bin trotzdem sehr froh, mit dir darüber reden zu können.« Er stand auf und ging zum Fenster. »Anna, soll ich hierbleiben, bis du eingeschlafen bist? Es macht mir nichts aus.«

»In Ordnung. Danke.«

Nach einer Weile sagte sie: »Lucien sah aus wie du. Das habe ich dir nie gesagt.«

Ryan lächelte traurig. »Aldebaran behauptet, er hätte mir ähnlicher gesehen als mein eigener Vater. Aber so ist das Leben.« Er schüttelte den Kopf. »Diese ganze Sache ist seltsam. Wenn ich noch ein paar Jahre länger hier in England gelebt hätte, hätte ich irgendwann angefangen zu glauben, dass der Rest nur ein Traum war.«

»Leo, was machst du da?«, fragte Großmutter. Es war Nachmittag, das erkannte ich am Licht. Ich saß auf der Fensterbank, wie ich es früher oft getan hatte. Und ich schrieb gerade etwas. »Ich dachte, du würdest schlafen. Was schreibst du da?«

Ich wusste es nicht. Ich hatte geschlafen, aber jetzt kitzelte ich auf den Seitenrand der Zeitung, als müsste ich etwas Wichtiges notieren. Und die Handschrift sah nicht wie meine eigene aus. Sie sah aus wie die von diesem geheimnisvollen Autor – dieser Erleuchtete, über den Stirling und ich uns so lange unterhalten hatten –, der in dieses Buch geschrieben hatte, das ich dann irgendwann wegwarf. Erschrocken blätterte ich die Seiten um. Ich hatte alles Mögliche geschrieben. Die Namen stachen aus dem restlichen Text heraus – Aldebaran; Ryan; Anna.

Ohne die Worte zu lesen, faltete ich die Zeitung zusammen und verstaute sie in der Truhe unter dem Fensterbrett. Damals hatte ich die ganze Zeit über befürchtet, dass jemand versuchte, mit uns zu kommunizieren; ein mächtiger Erleuchteter, vielleicht sogar Aldebaran höchstpersönlich. Ich wusste nicht, was ich jetzt denken sollte. War das also das ganze große Geheimnis – dieses Mysterium, das uns durch Stirlings Krankheit begleitet und mich von Ositha nach Hause gebracht hatte? Nur eine Geschichte, die ich geschrieben hatte, weil ich verzweifelt war und von seltsamen Träumen geplagt wurde? Ich stellte fest, dass der letzte Rest Magie sich verflüchtigt hatte. Es kümmerte mich nicht.

»Die Schüsse haben aufgehört, dem Himmel sei Dank«, sagte Großmutter. Sie saß so wie früher in ihrem alten Schaukelstuhl. Sie hatte die Vorhänge zurückgezogen, und das Zimmer war so hell und fremdartig, dass

meine Augen zu tränen anfangen. Wir hatten die Scheiben während der letzten Tage verhängt. Ich trat in den Schatten des vernagelten Fensters. »Hast du es bemerkt, Leo? Hast du die Stille bemerkt?«

Nickend setzte ich mich an den Tisch.

»Maria ist vorbeigekommen, als du geschlafen hast«, sagte Großmutter. »Sie meint, dass es draußen jetzt wieder sicher ist und die Zeitungen vielleicht schon wieder berichten. Sie ist in die Stadt gegangen, um herauszufinden, was passiert ist.«

Niemand von uns hatte während dieser letzten Tage gewusst, was draußen geschah. Wir waren im Haus geblieben und hatten die Nächte durchwacht, während heftiges Geschützfeuer die Dunkelheit erschütterte und in weiter Ferne Glasscheiben zerbarsten.

Jede Nacht war es so gewesen. Manche Leute sagten, es wären die alcyrischen Soldaten oder Rebellen, aber das waren nur Gerüchte. Pater Dunstan war ein paar Mal vorbeigekommen. Falls er wusste, was dort draußen in der Stadt vor sich ging, kann ich mich nicht erinnern, dass er es uns erzählt hätte. Die Straßen waren wie ausgestorben. Selbst die Soldaten patrouillierten nicht mehr.

»Sie sind nie zurückgekommen«, sagte Großmutter, als ob sie meine Gedanken lesen könnte. »Diese Soldaten sind nie zurückgekommen, um mich abzuholen. Die Drohungen dieser jungen Männer sind größer als ihre Taten.« Sie lächelte, wenn auch zaghaft.

Ich nickte. Aber trotzdem kontrollierte ich anschließend zum hundertsten Mal, ob die Tür verriegelt war.

»Die Dinge verändern sich. Ich bin mir sicher, dass sie das tun. Ich muss zugeben, dass ich mich zu alt für all das fühle. Zum Glück ist es zumindest heute mal ruhig. Man kann noch nicht mal die Kanonenschüsse von der

nordöstlichen Grenze hören.« Sie kam mit langsamen Bewegungen durch das Zimmer und setzte sich mir gegenüber. »Man sagt, dass sie die Schulen geschlossen haben. Aber du wärest so oder so nicht zurückgegangen, stimmt's?«

Ich schüttelte den Kopf.

Lange Zeit sagte keiner etwas.

Schließlich stand sie auf und zwang sich zu einem Lächeln. »Ich weiß, dass ich vorhin einen dieser seltsamen Anfälle hatte, aber jetzt geht es mir besser. Ich habe uns Abendessen gekocht.« Sie lief in die Küche, kam mit zwei Suppentellern zurück und stellte sie auf den Tisch. »Wie lange hat es heute Morgen gedauert, bis ich wieder ich selbst war? Sag mir die Wahrheit, Leo.«

Sie reichte mir die drei Wochen alte Zeitung, die inzwischen mit meiner eigenen Schrift vollgekrizelt war. Es waren ganz alltägliche Botschaften: *Frag Pater Dunstan später danach.*

*In einer halben Stunde mache ich das Essen.* Es waren all die Worte, die ich nicht länger aussprechen konnte. Ich überprüfte sie, indem ich die Zeitung drehte und alle vier Ränder las.

»Leo, wie lange?«, beharrte sie.

Ich nahm den Bleistift und schrieb: *Zwei Stunden.*

»Zwei Stunden?« Ihr Lächeln war zu fröhlich. »Also weniger als gestern. Das ist ein gutes Zeichen.«

Es war nicht die Wahrheit. Ich reduzierte die Zahl jeden Tag.

»Zum Teil kann ich mich daran erinnern. Ich war nicht so weit weg, wie ich es sonst manchmal bin. Du hast das Baby gehalten, oder? Maria hat mit mir gesprochen, und du hast das Baby gehalten.«

Ich nickte. Das stimmte. *Maria kann dich manchmal besser zurückholen als ich,* schrieb ich.

»Ja.« Sie rührte die Suppe in ihrem Teller um. »Sie ist einer der nettesten Menschen, die ich je kennen gelernt habe. Ich wüsste nicht, was wir, besonders im Moment, ohne sie tun würden.« Ihre Stimme bebte, und sie beugte den Kopf über den Teller. Es war noch immer weniger als einen Monat her, seit Stirling gestorben war. Ich fühlte mich, als ob ich in diesen vergangenen vier Wochen hundert Jahre gelebt hätte. Und trotzdem konnte ich mich nicht daran gewöhnen.

»Wird Pater Dunstan später vorbeikommen?«, fragte Großmutter.

Ich schüttelte den Kopf. Er war schon am Morgen da gewesen, als sie behauptet hatte, mich nicht zu erkennen und uns wieder und wieder gebeten hatte, Harold zu holen. *Morgen. Er hat gesagt, dass er morgen kommt, falls es in der Stadt immer noch ruhig ist.*

Sie nickte, dann seufzte sie. »Ich fühle mich plötzlich so müde. Ich glaube, ich werde nach dem Essen zu Bett gehen. Es macht dir doch nichts aus, Leo?« Ich schüttelte den Kopf und nahm einen Löffel von meiner Suppe – der übliche Gemüseintopf. Als ich sie schmeckte, hätte ich beinahe ausgespuckt. Großmutter hatte sie mit kaltem Wasser zubereitet.

Nachdem sie zu Bett gegangen war, nahm der Wind draußen an Stärke zu. Ich zündete die Lampe an, stellte sie auf den Tisch, setzte mich hin und dachte an nichts. Ich hörte irgendwelche Nachbarn im Treppenhaus, dann wurde es wieder ruhig, und die Dunkelheit brach herein. Gegen neun kam Maria an die Tür, um nachzusehen, ob bei uns alles in Ordnung war. Nachdem sie sich davon überzeugt hatte, ging sie mit dem Baby nach oben.

Ich weiß nicht, warum, aber ich setzte mich wieder an den Tisch und fing an, die letzten freien Ränder der Zei-

tung vollzuschreiben. Ich schrieb Briefe an jeden, der mir einfiel – an meinen Vater, um ihm zu sagen, dass er uns nie hätte verlassen dürfen; an Ahira, um ihm zu erklären, warum ich diesen Schuss abgegeben hatte; und dann an Stirling. Stirling schrieb ich alle möglichen Dinge – wie sich der Wind draußen anhörte, wie das vernagelte Fenster aussah und wie das Gras auf seinem Grab wuchs, zusammen mit diesen kleinen, weißen Blumen, von denen Großmutter sagte, dass sie hübsch wären und dort bleiben sollten, auch wenn es nur Unkraut war. Anschließend hielt ich die Briefe an die Öllampe und verbrannte sie einen nach dem anderen. Von der Lasur der Tischplatte stieg ein heißer, giftiger Geruch auf. Ich musste die Wohnung verlassen.

Ich zog meinen Mantel an und machte mich auf den Weg zum Friedhof. Ich sah weder nach rechts noch nach links. Erst als ich die Victoire-Brücke schon beinahe erreicht hatte, erkannte ich, dass es sie gar nicht mehr gab. Vor den Durchgang zwischen den Häusern hatte man zwei überkreuzte Bretter genagelt, und dasselbe war mit dem Friedhofstor geschehen. Dazwischen gab es nun nichts mehr als den tief unter mir dahinströmenden Fluss. Die Victoire-Brücke war zerstört worden.

Nachdem ich den Friedhof über die Nördliche Brücke erreicht hatte, setzte ich mich an Stirlings Grab und betrachtete die Inschrift auf dem Holzkreuz. Das Gras auf dem Grab wuchs immer höher, und das Holz zeigte die ersten Spuren von Schimmel und Flechten. Ich saß da und dachte an Stirling. Ich hatte seit fast vier Wochen weder seine Stimme gehört noch sein Gesicht gesehen. Noch nie waren wir so lange getrennt gewesen. Als er ein Baby war, nahm meine Mutter ihn einmal für eine Woche mit in den Süden, um ihre Familie zu besuchen; ein

anderes Mal – ich war im sechsten Schuljahr – ist mein Zug zu einem dreitägigen Marsch in den Westen des Landes auf gebrochen. Abgesehen davon waren wir seit seiner Geburt jeden Tag zusammen.

Am Tag nach Stirlings Tod, und am nächsten und am übernächsten hatte ich mich wie in einem Traum gefühlt. So als könnte ich aufwachen, und Stirling würde zur Tür reinkommen, und alles wäre nur ein Irrtum gewesen. Aber der Traum ging weiter, und ich wachte nicht auf. Ich wollte die Zeit anhalten und sie irgendwie zu dem Punkt zurückzerren, an dem das Leben noch einen Sinn hatte. Die Welt drehte sich zu schnell weiter, und jeder Tag, der verging, drängte meine Hoffnung, dass Stirling zurückkommen würde, in immer weitere Ferne. Das Gras stand inzwischen hoch; die Worte auf dem Kreuz verblassten; aus den Tagen, die bereits vergangen waren, würden schließlich Monate und Jahre werden. Und ich wurde von dieser Müdigkeit – dieser traumähnlichen, kranken Müdigkeit – übermannt, und ich ließ es zu.

Am Ende konnte ich also nichts weiter tun, als an Stirlings Grab zu sitzen, während die Nacht dunkler wurde. Dann drehte ich mich um und ging nach Hause.

Ich würde lügen, wenn ich behauptete, die ungewohnten Flaggen auf der Burg bemerkt zu haben. Ich tat es nicht. Ebenso wenig bemerkte ich die Parolen auf den Häuserwänden. Was ich allerdings bemerkte, war die Abwesenheit der Soldaten. Es befanden sich keine Soldaten mehr in der Stadt. Ich hielt hinter jeder Ecke nach ihnen Ausschau, aber sie waren nicht da. Die Straßen waren wie ausgestorben.

Wenn man träumt, weiß man nie, wann man aufwachen wird. Manchmal kann das beängstigend sein. Genau so

war es mit dieser seltsamen Müdigkeit, die mich seit dem Abend, als Ahira vom Pferd stürzte, umfing. Ich war zurück in der Wohnung und wusste, dass ich nicht schlafen würde, deshalb stapelte ich das Geschirr vom Abendessen aufeinander und brachte es runter in den Hof, um es abzuspülen. Ich hätte das Wasser in einem Eimer nach oben holen können, aber ich hatte nicht die Kraft dazu.

Unten im Hof herrschte Stille. Die Wasserpumpe warf einen langen Schatten über den Boden. Im Licht des Mondes wusch ich das Geschirr, dann türmte ich es wieder aufeinander und ging leise die Treppe hoch. Ich konnte an der Stille erkennen, dass alle anderen Hausbewohner schliefen. Sogar Großmutter – sie hatte schon geschlafen, als ich vom Friedhof zurückgekommen war.

Zurück in der Wohnung stellte ich das Geschirr auf den Tisch, dann drehte mich um und wollte die Tür zumachen. Und plötzlich erwachte ich aus meinem Traum, und mir wurde klar, was ich getan hatte. Vor weniger als einer Woche hatte ich Ahira erschossen und zugesehen, wie er neben meinen Füßen auf der schlammbedeckten Straße starb – und hier war ich nun und wusch Teller ab, so als wäre nichts geschehen. Ich hatte nicht viel darüber nachgedacht, während die Gewehrsalven und Explosionen uns wach und in Angst gehalten hatten. Nun kam es mir plötzlich so vor, als würde ich in mein normales Leben zurückfallen. Aber wie könnte ich das tun? Wie könnte ich jemals glauben, dass die Dinge wieder normal werden würden?

Ich wünschte mir von ganzem Herzen, diese Wohnung verlassen und niemals zurückkehren zu können. Auf allem sammelte sich der Staub. Großmutterns schlafendes Gesicht wirkte im Halbdunkel seltsam alt und verblasst. Meine Familie war nicht länger in Sicherheit. Großmutter

verlor gerade den Verstand. Stirling war gestorben. Ich hatte diesen Mann erschossen. Mein Leben war zerstört, und ich gaukelte Normalität vor, als ob es dadurch irgendwann wieder heil werden könnte.

Ich schlich durch die leere Wohnung. Stirlings sorgfältig arrangierte Schnürsenkel und Großmutterns alter Schaukelstuhl, der so still und leer war, als ob sie schon tot wäre, machten mich vor Angst ganz krank. Ich hatte plötzlich das Gefühl, dass ich hier nicht weiterleben konnte. Ich wollte aufstehen und weggehen. Ich wollte all das hier hinter mir lassen. Ich war nach Hause zurückgekommen, weil ich mir Sorgen machte, was mit Großmutter passieren würde, wenn ich sie allein ließ, und weil ich mich nicht erschießen konnte – ich konnte es einfach nicht. Aber jetzt glitt ich in den Alltag zurück, so als ob ich Stirling schon vergessen hätte und Ahiras Blut an den Händen von jemand anderem wäre. Mir wurde übel, wenn ich daran dachte – dass ich mich heute Morgen angezogen hatte und nach unten gegangen war, um Wasser zu holen, obwohl ich ein Mörder war. Und niemand wusste es.

»Leo?«, sagte hinter mir eine Stimme, und ich drehte mich um. Ich schätze, ich hatte die Tür doch nicht zugemacht, denn neben mir stand Maria, mit Anselm im Arm. Sie legte eine Zeitung auf den Tisch. »Ich wollte dir das hier zeigen. Ich konnte nicht schlafen.«

Es war unsere alte Zeitung mit einer anderen Überschrift. Ich starrte sie an, ohne sie zu sehen.

»Hier«, sagte sie. »Sie sind alle tot.« Sie deutete auf eine Liste. Es waren Luciens wichtigste Männer – seine militärische Führungsriege. »Es macht mich traurig, mir das vorzustellen. Warum, weiß ich nicht.«

Ahiras Name war darunter. Er sprang mir sofort ins

Auge, so als ob ich ihn persönlich gekannt hätte. Hier stand es nun in gedruckten Buchstaben, und ich war dafür verantwortlich. Ich hatte seinen Namen auf diese Liste der Toten gesetzt, als ich den Abzug drückte.

Mir wurde schlecht, und ich begann zu zittern. Ich schob die Zeitung von mir weg und stützte mich am Tisch ab. Plötzlich glaubte ich, den Boden unter den Füßen zu verlieren – dass ich durch die Welt stürzen und verschwinden würde. Ich kniete mich hin und weinte hemmungslos vor Angst.

»Leo«, sagte Maria. »Oh, Leo. Es ist nicht gerecht, dass dir so etwas passieren musste. Das Einzige, was du wolltest, war, dich um Stirling zu kümmern. Und jetzt ...« Sie brach ab, griff nach meiner Hand und hielt sie fest.

Aber vielleicht hatte ich es verdient. Vielleicht verdiente ich alles, was mir passierte. Das ist es, was ich damals empfand. Ich verdiente das alles, weil ich ein Mörder war. Ich wünschte mir verzweifelt, dass jemand mich bestrafen würde. Ich wünschte mir, dass jemand Rache nehmen würde. Ich wollte mich freiwillig stellen und zum Tode verurteilt werden.

Ich war derjenige, der zuerst Rache genommen hatte, aber ich war zu zornig gewesen und dabei zu weit gegangen. Ich hätte alles gegeben, um es ungeschehen zu machen – um wieder auf der schlammigen Straße zu stehen, gelähmt vor Hass auf jeden einzelnen Soldaten im Land, und noch einmal vor die Wahl gestellt zu sein. Ich schloss die Augen und betete darum, zurückkehren zu können, aber ich wusste, dass es hoffnungslos war.

»Komm, steh auf, Leo«, bat Maria. »Lass mich dir helfen.« Sie legte das Baby aufs Sofa, und es fing an zu schreien. Ich schaffte es aufzustehen, und ließ mich in Großmutter Schaukelstuhl fallen. Ich weinte nicht mehr,

aber ich zitterte unkontrollierbar und presste das Gesicht gegen die Knie. Sie legte den Arm um meine Schultern und wartete, bis mein Zittern aufgehört hatte.

Anselm schrie weiter. Sie holte sich einen Stuhl und setzte sich neben mich. Es erinnerte mich an den Sonntag, als sie zum Essen gekommen war und Stirling vorgeschlagen hatte, ein Picknick zu machen. Alles war jetzt so schrecklich und hoffnungslos.

»Ich muss Anselm stillen«, sagte Maria über sein Geschrei hinweg. »Entschuldige, Leo – macht es dir was aus?« Ich schüttelte den Kopf. Während ich zusah, wie sie Anselm die Brust gab, wunderte ich mich, wie ich mir hatte einbilden können, sie zu lieben. Liebe hatte jetzt keine Bedeutung mehr für mich. Es war nur ein leeres Wort – aus allem war für immer die Magie verschwunden.

Anselm schlief ein, und sie legte ihn zurück aufs Sofa. »Bitte entschuldige, Leo«, flüsterte sie. »Jetzt können wir uns unterhalten.« Aber ich konnte nicht. Sie holte mir ein Stück Papier, doch meine Hände zitterten zu stark, um zu schreiben.

»Ich werde nur über ganz alltägliche Dinge reden«, sagte sie.

Ich nickte. Ich wollte nichts über alltägliche Dinge hören, aber genauso wenig wollte ich, das sie mich hier allein ließ.

Aber sie redete gar nicht über alltägliche Dinge. »Alles ist so verworren, Leo.« Sie fing an zu weinen, als ob ihr Herz brechen würde. Ich dachte, dass sie mein Leben meinte, aber sie schluchzte: »Manchmal fühle ich mich so verloren.« Sie umklammerte meine Hand. »Ich wünschte ... Ich wünschte, ich hätte nicht die Hälfte der Dinge getan, die ich getan habe, aber es ist zu spät. Ich

hatte früher so ein schönes Leben, und ich habe alles kaputtgemacht.«

Ich griff nach der Zeitung und schrieb: *Erzähl mir davon*. Meine Schrift war so krakelig wie die eines Kindes. Wir sind beide verloren, dachte ich. Wir haben versucht, uns gegenseitig zu führen, aber keiner wusste den richtigen Weg.

»Ich kann es dir nicht erzählen. Es tut mir leid, aber du willst das hier nicht hören.«

Ich dachte an den Tag kurz nach ihrem Einzug zurück, als wir uns unten auf dem Hof unterhalten hatten. Ich wünschte mir jetzt, diese Zeit mit meiner Familie – Großmutter und Stirling – verbracht zu haben.

»Du willst das hier nicht hören«, wiederholte sie schluchzend.

Mit großer Anstrengung schrieb ich: *Doch!!!*

»Kann ich dir alles anvertrauen? Es macht dir nichts aus? Weißt du, ich habe manchmal das Gefühl, dass ich verrückt werde, wenn ich es niemandem erzählen kann.«

Ich nickte, um sie aufzufordern weiterzusprechen. Ich wünschte, sie würde über sich reden statt über mich. Ich glaube, sie hat es mir angemerkt.

»Es ist nur ...« Sie holte tief Luft. »Ich werde versuchen, es zu erklären. Ich schäme mich so, Leo.« Sie schnappte nach Luft. »Ich hatte früher ein so schönes Leben. Ich musste mir wegen nichts Sorgen machen. Ich hatte ein Pony, wohnte in einem hübschen Haus, und meine Eltern waren immer glücklich. Ich war ein völlig anderer Mensch. Damals habe ich Häuser wie das hier angesehen und gedacht, dass die Menschen, die in ihnen leben, gar nicht real sind. Ich hab dir doch schon mal erzählt, dass wir früher reich waren.« Ich nickte. »Aber ich glaube, dass ich dabei so getan habe, als ob es schon sehr

lange her wäre.« Sie schüttelte den Kopf. »Weißt du, wenn man ein schönes Leben hat, denkt man, dass es für immer so sein wird. Und ich war nicht nur reich, ich war glücklich. Aber inzwischen habe ich erkannt, dass das Glück nie lange anhält. Irgendetwas zerstört es immer.« Sie wischte sich mit der Handfläche die Tränen vom Gesicht, aber es kamen ständig neue. »Mir geht's so weit gut – mein Leben ist gar nicht so schlecht. Ich weiß jetzt, dass Glück nicht das Einzige ist, das zählt. Dass es andere Dinge gibt, für die es sich zu leben lohnt. Es muss sie geben – wie sollte man es sonst ertragen?«

In dem Moment wurde ihr klar, dass sie nicht nur über sich selbst sprach. Sie schaute mich kurz prüfend an, bevor sie fortfuhr.

»Ich weiß das, aber trotzdem wünsche ich mir manchmal, dass alles wieder so leicht wäre wie früher. Ich bin auf Bälle und zu Festen gegangen, wo ich alle möglichen reichen und berühmten Leute getroffen habe. Ich lernte junge Männer kennen und flirtete mit ihnen, während mein Vater gleichzeitig irgendwie beschämt und stolz aussah, und ich träumte davon, einen reichen Mann zu heiraten. Die einzigen Sorgen, die ich damals hatte, drehten sich darum, was ich anziehen sollte oder ob ich mich daran erinnern würde zu knicksen. Heute habe ich ganz andere Sorgen. Ich weiß, dass es meine eigene Schuld ist, aber ... Kann ich dir von Anselms Vater erzählen?«

Ich nickte.

»Ich lernte ihn auf einem Ball in seinem Haus kennen. Wir haben getanzt. Ich war vierzehn und ein so dummes, leichtsinniges Mädchen – ich dachte damals über gar nichts nach, und deshalb überlegte ich weder, wer er war, noch, ob ich ihn mochte. Ich tanzte einfach gern. Als er

mich dann aus dem Ballsaal führte, glaubte ich, dass wir auf den Balkon hinausgehen würden. Ich folgte ihm, weil es mir gefiel, wie er mich ansah, so als ob er wirklich in mich verliebt sei, und weil es mir gefiel, wie die anderen hinter vorgehaltener Hand über uns tuschelten. Er führte mich immer weiter weg von den anderen Gästen, und mir war klar, warum – natürlich war es das. Es muss mir klar gewesen sein.« Sie starrte unverwandt auf ihre Hand in meiner. Sie zitterten beide, aber ich wusste nicht, welche damit angefangen hatte. »Ich schätze, dass ich mir einredete, nicht zu wissen, was er vorhatte. Er brachte mich in sein Schlafzimmer. Ich hätte wegrennen sollen, aber ich traute mich nicht, weil er so einflussreich war. Ein wichtiger Mann in der Regierung, und mein Vater hatte immer gesagt, dass man sich vor denen in Acht nehmen müsse. Außerdem dachte ich, dass ich vielleicht in ihn verliebt sei. Ich war ein ziemlich wildes Mädchen. Mich hatten schon mehrere Jungen gefragt, ob ich sie heiraten würde, und bei ein paar von ihnen war ich kurz davor gewesen, ja zu sagen. Aber es ist anders mit Jungen, die so alt sind wie wir.«

Sie zitterte genauso schlimm wie ich. »Oh, Leo, es war ein so schrecklicher Fehler. Manchmal meine ich zu fallen, und dann stelle ich mir vor, ich wäre weggerannt, aber das bin ich nicht. Sobald er die Tür abgesperrt hatte, wusste ich, dass es ein schrecklicher Fehler war. Ich hatte zu viel Angst, um etwas zu sagen, und dann war es zu spät – er hörte mir nicht mehr zu, als ich es endlich tat. Und jetzt bin ich hier gestrandet.

Ich habe immer Angst gehabt, dass mein Vater an der Grenze sterben würde und es allein meine Schuld wäre. Als Anselms Vater herausfand, dass ich schwanger war, hat er mich gebeten, ihn zu heiraten, aber ich konnte

nicht. Ich hasste ihn. Ich hasste ihn, seit er diese Tür abgesperrt hatte. Und gleichzeitig hatte ich Angst vor ihm. Ich sagte, dass ich ihn heiraten würde, aber dann wurde ich so krank vor Kummer, dass mein Vater es nicht zuließ. Meine Mutter fand, dass ich es tun sollte, aber mein Vater schwor, dass ich diesen Mann nur über seine Leiche heiraten würde. Anselms Vater wurde sehr wütend, und dann hat er mit Lucien gesprochen, und Lucien sorgte dafür, dass mein Vater seine Bank verlor und Soldat werden musste. Ich habe nicht gewagt, es jemandem zu erzählen, aus Angst, dass er meinen Vater umbringen lassen würde. Deshalb weiß niemand, wer Anselms Vater ist, abgesehen von mir und meinen Eltern. Und ich kann es nicht ertragen, dass mein eigenes Baby zur Hälfte von einem Mann abstammt, den ich hasse.«

Sie schluchzte noch immer. »Ich dachte, ich würde darüber hinwegkommen, aber dann ist mein Vater von der Grenze zurückgekehrt, und ich hörte, dass Anselms Vater tot ist, und jetzt bin ich so durcheinander, dass ich nicht weiß, was ich denken soll. Es hat alles wieder zurückgebracht. Ich bin fast verrückt geworden, weil ich mit niemandem darüber sprechen konnte. Ich habe fast das Gefühl, als ob ich ihn geliebt hätte, und fühle mich schuldig, weil ich ihn nicht geheiratet habe, aber ich weiß nicht, warum. Ich habe ihn gehasst.«

Dann erinnerte ich mich plötzlich an etwas, und ich zitterte stärker als je zuvor. Ich nahm die Zeitung und kritzelte verzweifelt: *Wer war Anselms Vater?*

»Oh, Leo – ich kann es dir nicht verraten. Ich kann es niemandem verraten. Ich kann einfach nicht.«

Sie sah mich mit flehenden Augen an, und ich wusste, dass sie es tun würde. Und plötzlich schrieb ich: *Nein.*

Ich zitterte schrecklich, und sie zitterte ebenfalls, und

sie legte die Arme um mich, und wir weinten beide. Wie zwei verlorene Kinder, die niemanden hatten, um sie zu trösten.

»Ich weiß, dass du mich verabscheuen musst, Leo«, schluchzte sie. »Ich kann es nicht ertragen, dass Anselm der Sohn dieses Mannes ist. Ich dachte, dass ich froh sein würde über seinen Tod, aber ich fühle mich einfach nur schuldig. Er wurde ...« Sie drückte ihr Gesicht an meine Schulter. »Er wurde gleich am Anfang getötet, in der ersten Nacht, als die Rebellen in den Straßen gegen die Soldaten gekämpft haben. Viele Mitglieder der Regierung wurden in dieser ersten Nacht getötet.«

Ich umklammerte ihren Arm fester. Sie entzog sich mir und nahm Anselm hoch. Ihre Tränen fielen wie Diamanten auf das Gesicht des Babys.

»Leo, hör zu«, bat sie. »Ich habe vorhin die Zeitung gelesen. Alles verändert sich wieder.« Sie schluchzte noch immer, während sie sprach. »Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll. Aber es ist wahr – der Prinz kommt zurück. Lucien ist tot. Man spricht von einer Revolution.«

Viel später, als sie ihr Weinen so weit unter Kontrolle hatte, dass sie wieder normal sprechen konnte, und mein Zittern abgeklungen war, berichtete sie mir so gut sie konnte, was in der Zeitung stand. Ich konnte es nicht glauben. Dann führte sie mich zum Fenster, öffnete es weit und deutete auf die Burg.

»Erkennst du diese Flaggen nicht?«, fragte sie. »Sie sind orange, so wie in den ersten fünf Jahren unseres Lebens. Erinnerst du dich nicht?«

Ich hatte den größten Teil meiner Kindheit aus meiner Erinnerung gelöscht, nachdem meine Eltern fortgegangen waren. Aber als ich da am Fenster stand und mich hin-

auslehnte, um einen Blick auf einen fernen Turm zu erhaschen, von dem im Mondlicht eine Flagge wehte – als ich da stand und nach oben sah, erinnerte ich mich wieder.

Ich dachte in diesem Moment, dass ich es ihr sagen würde. Ich dachte, dass ich ihr von Ahira erzählen würde. Ich nahm die Zeitung, die sie mir gegeben hatte, und zögerte. Und dann schrieb ich stattdessen: *Ich möchte dir etwas erzählen. Eine Geschichte über etwas, das passiert ist, bevor Stirling starb.*

Es war seltsam, wie gemessen und normal die Worte klangen, die ich schrieb, während mir gleichzeitig die Tränen übers Gesicht liefen und mein Herz sich anfühlte, als ob es gebrochen wäre. Ich versuchte, uns beide aus diesem trostlosen Zimmer an einen anderen Ort zu führen. Ich betete, dass es funktionieren würde, dann erzählte ich ihr in einer Handschrift, die genauso zittrig war wie Großmutter, von dem Buch, das ich gefunden hatte. Wie die Worte, die Stirling und ich gelesen hatten, aufgetaucht waren und damit die Geschichte. Ich erzählte ihr alles – sogar, dass ich das Buch zerrissen und weggeworfen hatte. Und dass ich derjenige war, der die ganze Zeit über hineingeschrieben hatte.

»Du hast magische Fähigkeiten?« Marias Stimme klang immer noch tränenerstickt. »Ich wusste es. Ich glaube, ich habe es immer gewusst.« Sie weinte nun wieder richtig. »Wenn ich wie du wäre, würde ich für immer dort bleiben. Ich würde lieber für den Rest meines Lebens träumen, in England zu sein, als hier leben zu müssen.« Sie griff nach meinen Händen. »Kannst du England jetzt sehen? Erzähl mir davon – bitte, Leo.«

Aber ich konnte nicht. Deshalb legte ich stattdessen

die Arme um sie; sie drückte ihr Baby an sich, und gemeinsam warteten wir, dass es hell wurde.

Das Mondlicht schimmerte in den Tränen auf Ryans Gesicht. Anna setzte sich auf und sah ihn an. Dieses Licht war es, was sie aufgeweckt hatte – es fiel über den See, auf den Rasen und durch das Fenster, sodass das Zimmer fahl wie Eis wirkte. Sie wusste nicht, wie viele Stunden vergangen waren. Er hatte von ihrem Fenster aus die Sterne betrachtet, als sie in dieser Nacht eingeschlafen war, und nun saß er da und weinte.

»Was ist mit dir?«, fragte sie.

Er zuckte zusammen und drehte sich um. »Ich dachte, du schläfst.« Er wischte sich hastig die Tränen vom Gesicht. »Ich weiß es nicht, Anna. Ich scheine zurzeit nah am Wasser gebaut zu sein. Mein Onkel würde ein solches Benehmen niemals billigen.« Er versuchte zu lachen, aber er konnte sich nicht wirklich dazu überwinden.

Sie setzte sich auf den Bettrand und sah ihn an. »Was war es, das dich zum Weinen gebracht hat?«

»Das, was Aldebaran darüber geschrieben hat, wieder zu Hause zu sein.« Er hielt ein Buch in den Händen, aber er schlug es jetzt zu. »Es hat mich dazu gebracht, in mein Land heimkehren zu wollen. Es hat mich dazu gebracht, mich zu erinnern. Ich lebe hier schon so lange, dass ich angefangen habe, England als mein Zuhause zu betrachten.«

Er legte das Buch weg und blinzelte die Tränen weg. »Und dann, wie du heute Abend getanzt hast. Vielleicht habe ich beim Abendessen zu viel getrunken. Feiert Monica lukrative Buchungen eigentlich immer so ausgiebig?«

»Das war eine Ausnahme. Das Hotel läuft schon seit einer ganzen Weile nicht gut, und dann plötzlich eine Gruppenbuchung für September – das könnte genau das sein, was uns durchbringt.«

Er nickte und wischte sich dabei die letzten Tränen vom Gesicht. »Es tut mir leid. Ich weiß nicht genau, warum ich geweint habe.«

»Ich verstehe das. Du musst es mir nicht erklären. Ich weiß, dass du deine Heimat vermisst.«

Er nahm ihre Hand. »Ich schätze, dein Tanz ist jetzt fertig?«

»Ja. Heute Abend bin ich damit fertig geworden.«

Er wand seine Finger in ihre und runzelte dabei so angestrengt die Stirn, als würde er sich auf nichts anderes konzentrieren. Dann schloss er die Augen, ließ ihre Hand los und sagte: »Anna.«

Jenseits des Sees schlug die Uhr zwei. Vor dem Fenster waren die Sterne heller geworden und näher gekommen, aber sie bemerkten es nicht. »Ryan, hör zu«, sagte sie und berührte sanft seine Schulter. Aber sie sprach nicht weiter.

Er legte die Hand an die Seite ihres Gesichts und sah sie einen Moment lang an. Dann zog er sie zurück und schloss erneut die Augen. »Du weißt, was ich empfinde. Vielleicht sollte ich gehen. Es ist schon spät.«

»Geh nicht.«

Er wandte ihr den Rücken zu und setzte sich auf den Bettrand. Sie legte plötzlich die Arme um seine Schultern. Ihre Wange lag an seiner, und sie konnte spüren, wie sich sein Kiefer bewegte, als er schluckte. Sie dachte daran, sich zurückzuziehen, doch stattdessen küsste sie die Seite seines Gesichts.

Da drehte er sich um, und er küsste sie und murmelte

immer wieder ihren Namen. Das Mondlicht erfasste sie mit seinem Strahl. »Sag mir, dass ich gehen soll«, flüsterte er. »Du musst es nur sagen, und ich werde es tun.« Sie schüttelte den Kopf.

Das Licht war so dicht wie Wasser, und es verwandelte sein Gesicht in Silber, und ihre Arme um seinen Hals sahen in diesem Licht aus wie die von jemand anderem. Dann lag sie neben ihm.

Er betrachtete für eine Weile ihr Gesicht, ohne sich zu bewegen. »Anna, liebst du mich?«

»Warum fragst du mich das?«

»Weil ich es wissen muss, denn sonst ...«

»Ja«, sagte sie. »Natürlich tue ich das.«

Er lachte leise, so als könnte er ihr nicht glauben, dann sah er ihr direkt in die Augen. »Ich werde nach Hause gehen. Morgen vielleicht, oder übermorgen. Ich wusste nicht, wie ich es dir sagen soll – Anna, ich liebe dich. Das tue ich wirklich, und ich würde viel lieber bleiben, das schwöre ich.« Er brach ab und schloss die Augen. »Ich weiß nicht, ob es gut ist, dass ich hier bin. Soll ich nicht besser gehen?«

»Bleib«, bat sie. »Sag nichts mehr, bleib einfach nur bei mir.«

In der Stille des frühen Morgens, als das Hotel noch für ein paar Stunden schlafen würde, sagte Ryan: »Falls ich wieder nach Hause zurückkehre ...«

»Ja.« Ihr Kopf lag auf seiner Brust, und sie lauschte dem Schlag seines Herzens. Er ließ nachdenklich die Hand über ihre Schulter gleiten.

»Falls ich zurückgehe, was wird dann aus dir? Ich werde aufhören, an dieses Land zu glauben. Ich werde denken, dass England nur im Märchen existiert. Aber wie

kann ich das, wenn du hier bist? Du wirst wahrscheinlich eine berühmte Tänzerin sein, und ich werde dich nie auf der Bühne sehen.«

»Ich bin mir wegen des Tanzens nicht mehr so sicher. Ich denke die ganze Zeit nur an dich.«

Sie lagen schweigend da, und Anna bemerkte, wie sie langsam einschlief.

»Ich wünschte, wir wären verheiratet«, sagte Ryan plötzlich.

»Was? Bist du noch wach, Ryan?«

»Ja.« Er wandte den Kopf und sah sie an. »Ich wünschte, wir wären verheiratet. Das tue ich wirklich. Denn dann könnte uns nichts trennen. Ich frage dich jetzt, Anna ...«

»Was fragst du mich?«

»Ob du mich heiraten willst.«

Sie fasste nach oben und fuhr ihm mit der Hand durchs Haar, dann ließ sie sie wieder sinken und schloss die Augen. »Ja. Ja, das will ich.«

»Anna, meinst du das ernst?«

Sie antwortete nicht. Er stupste sie an, dann lachte er leise. Anna schlief schon, aber Ryan lag hellwach und regungslos da und beobachtete mit ihr in den Armen, wie über dem See der Morgen zu dämmern begann.

Anna erwachte; es war noch früh. Ryans Gesicht schmiegte sich an ihres. Sein linker Arm lag unter ihrem Kopf und sein rechter über ihr. Sie nahm ihn vorsichtig weg. Dann hob sie ihre Kleidung auf und ging zum Fenster. In der Dunkelheit war alles verzaubert gewesen. Jetzt, im Morgenlicht, wirkte es ein bisschen albern. Vögel schossen zwischen den Bäumen vor dem Fenster hindurch, und ihre Rufe klangen in der stillen Luft so harsch

wie Eis. Anna lehnte ihren Kopf an den Fensterrahmen und sah hinaus.

Ryan regte sich und öffnete die Augen. Er hob den Kopf und sah sie an, dann ließ er ihn wieder auf das Kissen fallen und schlug die Hände vors Gesicht. »Es tut mir leid. Ganz ehrlich. Ich weiß nicht ... Ich hätte gehen sollen, als ich es sagte.«

»Du hättest nicht gehen sollen.«

»Komm her.« Ryan setzte sich auf und sah sie an. Sie durchquerte das Zimmer und setzte sich neben ihn. Er musterte sie vorsichtig. »Sind die Dinge zwischen uns noch immer so wie zuvor?«

»Natürlich sind sie das.«

Doch da fiel ihr Blick auf die Fotos auf dem Nachttisch neben ihm – ihre eigenen Abzüge der Fotos, die Monica unten hatte. Das offene Lächeln ihres Vaters schien sie plötzlich zu verurteilen. Sie sah nicht zu ihrer Großmutter. Sie griff nach ihrer Halskette und ging zurück zum Fenster.

»Was ist?«, fragte Ryan.

»Die Sache gerät außer Kontrolle. Du hast keine bösen Absichten, aber das Ganze geht zu weit.«

»Bei wem entschuldigst du dich gerade?«

»Ich weiß es nicht, Ryan, aber ich denke, wir hätten das nicht ...«

»In Ordnung«, räumte er ein. »Wir haben beide ein bisschen getrunken, du warst müde, weil du deinen Tanz fertig einstudiert und den ganzen Tag gearbeitet hattest, und ich hatte Heimweh. Wenn das die Gründe sind, warum das hier passiert ist, meinetwegen. Aber das ändert nichts an meinen Gefühlen. Was ist mit dir, Anna? Ändert sich für dich etwas?«

Sie beobachtete das Sonnenlicht auf dem Dielenboden und schwieg.

»Ich muss mit dir reden«, sagte er leise.

Sie zogen sich schweigend an. Es war erst fünf Uhr, und das Hotel war noch still. Anna stand am Fenster und sah zu, wie der Nebel über den See driftete.

»Anna, hör mir zu«, bat Ryan. »Weißt du noch, was du letzte Nacht gesagt hast?«

»Was habe ich letzte Nacht gesagt? Ich habe eine Menge Dinge gesagt.«

»Als wir uns unterhalten haben, erst vor ein paar Stunden. Als ich dich fragte, ob du mich heiraten willst.«

Sie drehte sich zu ihm um, aber sie konnte seinen Gesichtsausdruck nicht erkennen. »Das hast du mich niemals gefragt!«

Er wandte sich von ihr ab und fing an, das Bett zu machen.

»Ryan, soll das ein Scherz sein?«

»Sag das nicht!«

»Ryan!« Sie riss ihm das Laken aus der Hand, damit er sie ansehen musste. »Wir sind erst fünfzehn.«

»Das Gesetz ist anders in meinem Land. Mit fünfzehn kann man dort heiraten.«

»Wolltest du mich das wirklich fragen, Ryan? Oder hast du nur so im Halbschlaf dahingeredet?«

»Natürlich wollte ich dich das fragen.«

»Ich dachte, du hättest gesagt, dass du nach Hause zurückkehren würdest. Wie könntest du das tun, wenn du mich heiratest?« Sie hielt inne. »Du meinst, dass ich mitkommen soll.«

»Ja, das ist es, was ich meine.«

Sie setzte sich aufs Bett und starrte ihn an.

»Ich habe letzte Nacht versucht, nicht zu schlafen«, sagte er, während er zum Fenster ging. »Ich lag da und wünschte mir, dass die Sonne niemals aufgehen würde,

weil ich nirgendwo anders sein wollte als hier bei dir. Und dann dachte ich: Warum nicht? Warum gehen wir nicht zusammen? Du hast die Stadt gesehen. Du bist zum Teil Malonierin. Warum also nicht?«

»Die Stadt«, wiederholte sie. Sie dachte dabei nur an Talithas seltsam junges Gesicht, an den Soldaten Darius und an das Blut, das über die Steine der Burg geflossen war. »Was sollte ich dort tun?«

»Wir wären zusammen. Anna, ich habe mir mein ganzes Leben lang gewünscht, dorthin zurückzukehren, aber das alles bedeutet mir nichts mehr, wenn ich dich nicht wiedersehen werde.«

»Die Vorstellung zurückzugehen, ist für dich leicht, Ryan. Du nimmst dort einfach einen Platz ein, der schon auf dich wartet.«

»Du meinst, weil ich der Prinz – der König – bin? Weil es angeblich mein Schicksal ist?« Er schüttelte den Kopf. »So ist es überhaupt nicht. Irgendjemand hat sich diese Phrase ausgedacht – die Augen eines Königs –, und sie ist einfach haften geblieben. Vielleicht war es Harold North, der sie als Erster geschrieben hat – ich weiß es nicht, einer von diesen einflussreichen Schriftstellern eben. Und anschließend hat das Volk versucht, mich in Aldebarans Prophezeiung einzupassen, und er war hier in England, um seine großartigen Pläne für mein Leben zu schmieden. Jeder wollte darin mein Schicksal sehen, das ist alles. Es ist meine Pflicht geworden zurückzugehen, das steht außer Frage. Aber das ist nicht dasselbe. Es ist etwas, das ich aus Verantwortungsgefühl heraus tun muss und nicht, weil ich irgendwas Besonderes wäre.«

»Du hast mir erst vor ein paar Tagen gesagt, dass ich unbedingt Tänzerin werden soll. Hast du das ernst gemeint?«

»Du kannst überall tanzen, Anna.«

»Das ist nicht wahr. Und alles, das mir je wichtig war, ist hier. Wie könnte ich es zurücklassen und an einen Ort gehen, den ich noch nicht mal für real halte? Ich weiß nicht, ob ich überhaupt dort bleiben könnte. Ich glaube, ich würde aufwachen und wieder in England sein.«

»Aber ich kann nicht hier bei dir bleiben. Komm mit mir. Sonst bricht mir das Herz.«

»Würdest du bitte ernsthaft mit mir reden? Setz dich hin und rede ernsthaft mit mir.«

Ryan schwieg kurz, dann sagte er: »Vielleicht hast du es gar nicht so gemeint, als du gesagt hast, dass du mich liebst. Aber wenn man dort, wo ich herkomme, ein Mädchen liebt und ihr das sagt, dann wird daraus nicht am Ende einfach irgendjemand, den man hinter sich zurückgelassen hat. Wenn dort zwischen zwei Menschen das geschieht, was letzte Nacht zwischen uns geschehen ist, dann heiraten sie anschließend. Man bleibt zusammen und trennt sich um nichts auf der Welt. Aber vielleicht hast du gar nicht gemeint, was du gesagt hast.«

»Ich habe nie etwas gesagt, das ich nicht so gemeint habe!«

»Also, was machen wir jetzt? Sag mir, was ich tun soll.«

»Ryan, wenn du ein englischer Junge wärst, würde ich drei oder vier Jahre warten und dich dann heiraten. Aber das hier ist nicht so einfach.«

Er öffnete den Mund, um ihr zu sagen, dass die Liebe sehr wohl einfach war. Aber dann änderte er seine Meinung.

»Wir kennen uns noch nicht lange«, sagte Anna. »Du musst gehen; ich muss bleiben. Ich sehe keine Möglichkeit, wie wir daran etwas ändern könnten.«

Sie beobachteten, wie die Sonne höher stieg. Er zeichnete mit dem Finger die bereits verheilende Wunde an ihrer Wange nach.

»Anna?«, fragte er plötzlich. »Sag mir, wie dein Leben sein wird, nachdem ich fort bin. Ich möchte es wissen.«

Also blieben sie am Fenster stehen, und sie erzählte es ihm. In den Jahren danach würde er immer wieder versuchen, es sich vorzustellen – die Wohnung am Stadtrand, in der sie lebte; der Sportplatz, wo sie am frühen Morgen ihr Tanztraining absolvierte; ihre ältesten Freunde und wo deren eigene Wohnungen lagen – nebenan oder ein Stockwerk höher oder im gegenüberliegenden Gebäude.

»Erzähl weiter«, bat er. »Ich versuche, mir alles einzuprägen, was du sagst.«

Aber dann brach sie ab. Jemand kam über die Straße auf das Hotel zu. Eine hochgewachsene Gestalt, die mit gleichmäßigen Schritten in ihre Richtung ging. Jenseits der Rasenfläche blieb Aldebaran stehen und sah zu ihrem Fenster hoch.

Im gleichen Augenblick klopfte es an der Tür. »Anna, bist du wach?«, fragte Monica. »Komm und hilf mir, das Frühstück vorzubereiten.«

Ryan warf Anna einen Blick zu. »Ich hole meine Sachen, dann bin ich weg«, flüsterte er. »Du kannst runtergehen und Monica helfen. Wir werden in Lakebank auf dich warten.«

Das Haus war verschlossen und still, als Anna dort ankam. Plötzlich rief jemand ihren Namen, und sie drehte sich um. Ryan kam zwischen den Bäumen hindurch auf sie zu. Er blieb vor ihr stehen und musterte sie.

»Gehst du jetzt?«, fragte sie schließlich.

»Ich kann nirgendwo hingehen ohne deine Kette.«

Sie tastete mit der Hand danach und hätte beinahe gelacht, doch ihr Gesicht wurde gleich wieder ernst. »Das hab ich bei all dem anderen ganz vergessen.«

»All das andere ... Ja. Letzte Nacht ...«

Sie schüttelte den Kopf. »Warum hast du diese Sachen an? Sind sie malonisch?«

Er nickte. »Sie sind fast genauso wie meine englischen. Ich werde mich an sie gewöhnen.«

Einen Moment später stand Aldebaran neben ihnen. »Wir werden in ein paar Minuten aufbrechen«, sagte er zu Ryan. »Ich habe strikte Vorkehrungen getroffen, um Probleme zu vermeiden. Die Armee ist noch nicht so erfahren, wie ich es mir wünschen würde.«

Ryans Augen verharrten noch immer auf Anna. Aldebaran wandte sich nun ihr zu. »Unsere Leute waren bereits hier und haben alles mitgenommen, was wir brauchen. Da wir uns nicht wiedersehen werden ...«

»Nein?«

»Ich werde nicht zurückkehren. Hier gibt es nichts für mich zu tun. Für niemanden von uns. Ryan wird England jetzt vergessen müssen.« Er sah sie an. »Nicht völlig vergessen, aber wir werden nicht zurückkommen.«

Ryan suchte Annas Blick und wollte etwas sagen, unterließ es dann aber.

Aldebaran legte eine Hand auf ihre Schulter. »Ich werde an dich denken, Anna. Du bist während der letzten Tage in eine seltsame Geschichte verwickelt worden. So wie wir alle. Aber ich bin stolz, eine Nichte wie dich zu haben. Eines Tages wirst du eine große Tänzerin sein.«

»Woher weißt du das?«

»Ich weiß es einfach. Ich weiß solche Dinge immer.«

Anna starrte ihn an, aber er drehte sich schnell zu Ry-

an um. »Ich werde auf dich warten. Komm möglichst schnell nach.« Er nahm die Hand von ihrer Schulter. »Lebewohl, Anna.«

Aldebaran stapfte hügelaufwärts durch die Bäume davon. Sie beobachteten, wie er zwischen dem dichten Geäst vom Schatten ins Sonnenlicht wechselte und wieder zurück. Oben bei der Kapelle drehte er sich um und ließ den Blick über das Tal wandern. Einen Moment später war er aus ihrem Sichtfeld verschwunden. Anna glaubte, ihn dann noch einmal kurz hinter einem Fenster zu sehen, aber obwohl sie minutenlang nach oben starrten, tauchte er nicht wieder auf.

Ryan drehte sich wieder zu ihr um.

»Hier«, sagte sie, als sie ihre Halskette abnahm. Sie zwang ihre Hände, sie Ryan umzulegen, aber für eine Sekunde weigerten sie sich loszulassen.

»Möglicherweise werden wir eines Tages doch noch heiraten. Wir sollten zusammen sein.«

»Vielleicht sollten wir das.« Das Herz tat ihr so weh, dass sie noch nicht mal nach seiner Hand greifen konnte.

»Anna, wegen letzter Nacht ... Ich habe nicht nachgedacht. Ich hätte ...« Er brach ab und setzte dann von Neuem an. »Was, wenn du ...«

»Es ist alles in Ordnung.«

Er sah aus, als wollte er weitersprechen, aber dann gab er kopfschüttelnd auf. Er zog etwas aus der Tasche. Es war seine eigene Halskette mit dem Edelstein, der in Annas fehlte. »Behalte die hier. Es macht keinen Unterschied, wenn ich sie dir gebe. Anna, ich würde dir versprechen, treu zu sein und in einigen Jahren wiederzukommen und dich zu finden, aber ich weiß nicht, wie die Dinge sein werden, wenn ich zurückgekehrt bin. Ich weiß es einfach nicht.«

Sie nahm die Kette wortlos entgegen.

»Anna, hör zu ...«, begann er wieder, aber sie legte ihm eine Hand auf die Schulter, und er verstummte.

Im nächsten Moment sah sie erschrocken zu ihm hoch. »Trägst du etwa eine kugelsichere Weste unter deinem Hemd?« Er nahm ihre Hand und wand seine Finger zwischen ihre, aber sie sah ihn weiter unverwandt an. »Ryan, ist es so?«

»Ich werde sie nicht brauchen«, sagte er nach einigem Zögern. »Es ist nur eine Vorsichtsmaßnahme. Aldebaran hat darauf bestanden, das ist alles.«

»Meinst du, du wirst klarkommen?«

Er schenkte ihr ein fast schon überhebliches Lächeln. »Ich führe ein faszinierendes Leben. Ich werde immer klarkommen.« Er lachte, aber es klang unsicher. »Komm. Wir sollten zur Kapelle hochgehen.«

Ihre Hand lag noch immer auf seiner Schulter, als sie langsam auf die Bäume zuginen. Plötzlich lief er schneller, und Anna griff nach seinem Handgelenk, während sie versuchte, mit ihm Schritt zu halten. »Ryan, warte!« Sie kämpften sich durch Dornen und dichtes Gestrüpp, und sie musste ihn loslassen.

Die Wolken jagten vor der Sonne her, und ein paar Regentropfen fielen. Anna kämpfte sich weiter in Richtung Kapelle. Ryan verschwand zwischen den Bäumen, dann tauchte er ein Stück höher wieder auf. Der Regen fiel nun immer schneller.

Sie rannte auf den Rand der Lichtung und die Kapellentür zu. Aber als sie sie erreichte, war er bereits weiter gegangen – und sie konnte ihn nicht mehr sehen.

Aldebaran kniete vor dem Altar.

Ryan trat leise hinter ihn, während er draußen den auf-

und abbrandenden Jubel tausender Menschen hörte. »Onkel?« Er legte ihm die Hand auf die Schulter.

Aldebaran drehte sich um. »Wir sind zu Hause, und England wirkt schon jetzt wie ein Traum.« Er stand auf und zauste Ryans Haar, als ob dieser sein eigener Sohn wäre. »Sollen wir?«

Sie gingen Seite an Seite. Über dem Kirchenportal waren Blumen, und der Boden war mit Blättern bedeckt, die einen Pfad von der Tür bis zur gegenüberliegenden Seite des Platzes bildeten. Orangefarbene Flaggen wehten an den Burgtürmen. Auf dem ganzen Platz drängten sich die Menschen; die Menge zog sich noch die halbe Zita-dellstraße hinauf. Das Mädchen, das der Tür am nächsten stand – ein hübsches, brünettes Mädchen mit einem Baby – weinte. Ein paar andere hatten Ryan auf die Kirchentür zugehen sehen und die ersten Jubelrufe angestimmt.

Ryan versuchte umzukehren, aber Aldebaran festigte den Griff um seinen Arm und führte ihn weiter. Dann traten sie hinaus in das Sonnenlicht, in den Jubel, der wie schmerzerfüllte Schreie aus der Menge hervorbrach, in den Blumenregen und die triumphale Musik. Ryan hatte umkehren wollen, weil er glaubte, Anna gehört zu haben, die ihm nachrief, auf sie zu warten. Aber einen Moment später dachte er schon nicht mehr daran.

In dem englischen Wald hätte Anna sie fast eingeholt. Sie hörte schwache Stimmen in der Luft und lief auf sie zu, aber sie verklangen bereits. Anna glaubte, Ryan noch einmal für eine Sekunde zu sehen – nun ganz weit weg und kurz davor, sich umzudrehen. Einen Lidschlag später war sie von Menschenmassen umgeben, die wie Geister um sie herumwogten – da waren Tausende von Leuten, obwohl sie sie nicht sehen konnte. Sie griff nach dem

Edelstein an ihrem Hals, so wie Ryan es getan hatte, als er sagte, dass er Malonia fast sehen könnte. Aber es kam nicht näher. Sogar die Schemen, die sie gesehen hatte, glitten von ihr weg. Der Wald war still.

Als Anna den Rasen hinter dem verlassenen Herrenhaus überquerte, kam ihr jemand entgegengerannt. Es war Monica, die mit ein paar Blättern Papier wedelte und ihr dabei etwas zurief.

»Was ist los?«, fragte Anna.

»Hast du gewusst, dass Ryan und Mr. Field für immer von hier weggehen würden? Du hast nie ein Wort davon gesagt! Anna! Er hat mir diesen Brief dagelassen! Er hat mir das hier dagelassen! Ich habe ihn eben erst gefunden, als ich in die Küche zurückkam. Anna, hast du es gewusst?«

»Was denn?«, wollte Anna wissen.

Atemlos und lachend blieb Monica vor ihr stehen und hielt ihr die Papiere entgegen, aber ihre Hände zitterten so sehr, dass Anna nichts lesen konnte. »Es sind alle nötigen Unterschriften darauf. Ich habe gerade bei einem Anwalt nachgefragt. Das hier sind gültige Dokumente.« Monica sah zum Haus hinauf. »Wo ist Mr. Field? Ich habe ihn doch nicht verpasst?«

Anna nickte. »Doch, sie sind weg.«

»Sind sie in einem Taxi weggefahren? Mir ist auf der Straße eins entgegengekommen, aber ich hätte gedacht, dass sie das Auto nehmen würden. Also ist es zu spät, um mit ihm zu sprechen?« Wieder nickte Anna. »Was machst du eigentlich hier? Ich dachte, du wärst hergekommen, um dich zu verabschieden.«

»Ich bin nur spazieren gegangen. Aber warum sagst du mir nicht endlich, was das für Papiere sind?«

Monica lachte wieder, dann drückte sie Anna die Dokumente in die Hand. »Hör zu – ich weiß nicht, warum zum Teufel er das getan hat. Ich hab dir ja gesagt, dass er verschroben ist. Anna, Mr. Field hat mir dieses Haus geschenkt.« Sie wirbelte herum und nahm alles in sich auf – die vielen Hektar Wald und die weitläufigen Rasenflächen. »Das alles hier.«

»Er hat es dir geschenkt?«

»Falls das hier gültig ist, und der Anwalt sagt, dass es das ist, bedeutet es, dass du heimgehen und so viel für das Vortanzen trainieren kannst, wie du willst. Ich werde jetzt nach Lowcastle fahren, um mit dem Anwalt alles zu besprechen.«

Sie gingen gemeinsam zurück. Nachdem Monica weggefahren war, begann Anna, den Boden des Speisesaals zu fegen. Ein paar Gäste kamen an der Tür vorbei, zogen dabei Koffer hinter sich her und brüllten ihre Kinder an, als wäre es ein ganz gewöhnlicher Tag. Ein paar Stunden später kehrte Monica zurück und tanzte im Raum herum, ohne sich darum zu kümmern, ob der Boden Kratzer bekam. Sie erzählte Anna von dem neuen Hotel, das sie auf dem Lakebank-Anwesen eröffnen würde – das größte Hotel im ganzen Tal.

Anna hörte ihr geduldig zu. Schließlich stellte sie den Besen weg. »Ich denke, ich sollte jetzt anfangen, für das Vortanzen zu trainieren. Ich möchte nach Hause.«

Monica hörte auf herumzutanzten. »Du bist ein gutes Mädchen, Anna. Ich kann mich glücklich schätzen, eine Nichte wie dich zu haben. Mutter war immer so stolz auf dich. Geh heim und trainiere – ich kann eine Aushilfskraft einstellen. Und falls du dieses Stipendium nicht bekommst, werde ich etwas Land verkaufen und dir die Tanzakademie bezahlen.«

Es war bereits vollkommen dunkel, als der Bus am Rand des Sportplatzes langsamer wurde. Gewitterwolken verdichteten sich über den Hochhäusern der Stadt. Regentropfen begannen zu fallen. Der Busfahrer sumnte eine Melodie im Radio mit und trommelte mit den Fingern den Takt auf dem Lenkrad. Anna hob ihren Koffer auf und stieg schweigend aus.

In den Hochhäusern gingen immer mehr Lichter an. Nachdem der Bus verschwunden war, blieb Anna an der Ecke dieser alten, vertrauten Straßen stehen und sah nach oben. Das Fenster ihrer Wohnung war erleuchtet, und sie konnte sehen, wie ihre Mutter durch das Zimmer ging. Sie lief im Schein der Straßenlampen über den Sportplatz, dann die Treppe hinauf und über den Korridor bis zur Wohnungstür. Nachdem sie ins Schloss gefallen war, herrschte Stille in England, mit Ausnahme der schweren Regentropfen, die wie Glasperlen vom Himmel fielen, und der Autos, die irgendwo in weiter Ferne das Tempo beschleunigten. Das war alles.

»Denkst du, es war real?«, hat Maria mich einmal gefragt. »Was du über England geträumt hast – glaubst du, es war real?«

Ich wusste es nicht. Ich erinnerte mich, dass ich mich das einst selbst gefragt hatte. Stirling und ich hatten uns auf dem Nachhauseweg von der Schule lange darüber unterhalten, ob England wirklich existierte. Und als ich ihm dieses Buch vorgelesen habe, während er so krank und verängstigt war, hatte er daran geglaubt. Ich schätze, es hat uns die Zeit vertrieben. Es war eine Geschichte. Und jetzt gab es das Buch sowieso nicht mehr.

Maria wischte sich die Tränen vom Gesicht, dann

stand sie auf und setzte Teewasser auf. Sie redete über die Rückkehr des Prinzen und darüber, dass die Zeitung die Menschen aufforderte, an diesem Morgen zum Kirchplatz zu kommen und es mit anzusehen. Ich hörte nicht alles, was sie sagte. Ich überlegte gerade, wie sie das nur schaffte – letzte Nacht so verzweifelt zu weinen und sich bei Tagesanbruch dazu zu zwingen, aufzustehen und Tee zu kochen. Sie bewegte sich in der erleuchteten Küche auf dieselbe Art wie Großmutter – wie jemand, der viele Jahre älter war als sie.

Das Baby begann zu quengeln, und sie fragte leise: »Leo, kannst du ihn halten?«

Ich nahm ihr das Baby ab. Es blinzelte mich an und streckte eine Hand aus. Ich fühlte mich benommen und müde, so wie jemand, der zu lange in einer Schlacht gekämpft hat und sich hinlegen und ausruhen will. Aber ich nahm ihr das Baby ab, weil sie es so wollte.

Ich habe kein Recht, dieses Baby zu halten, dachte ich die ganze Zeit über. Ich konnte es kaum ertragen. Aber Maria war in der Küche beschäftigt, deshalb konnte ich sie nicht rufen, und da war niemand sonst, der ihn nehmen könnte. Also bemühte ich mich, ihn nicht fallen zu lassen. Ist es das, warum man sein Leben wieder zusammenflickt? Weil man am Ende keine andere Wahl hat?

*Wenn ich aufsehe, kann ich über den Östlichen Bergen das erste graue Licht des Morgens erkennen. Es ist ein gnadenloses Licht; es zerrt alles genüsslich langsam aus der Dunkelheit – die noch schlafende Stadt, jeden Stein der Burg, meine Hände auf dem Buch. Meine Geschichte ist jetzt fast zu Ende. Nach dieser Stelle gab es kaum noch etwas zu erzählen.*

*Maria hat mich in diesen ersten, verzweifelten Wochen*

*gerettet. Großmutter wurde immer zerbrechlicher, und manchmal war sie sich für zwei volle Tage der Gegenwart nicht bewusst. Maria war die Einzige, die ihr helfen konnte. Oft saß ich mit dem schlafenden Baby im Arm da, während sie Großmutter in die reale Welt zurückredete. Und sie stand mir zur Seite, wenn ich glaubte, dass ich fallen und im Nichts verschwinden würde. Ich war damals schrecklich verängstigt. Jedes Mal, wenn ich an Ahira dachte, überfiel mich dieses Zittern.*

*Stirling und ich haben früher oft über Anna geredet, unsere englische Verwandte, deren Geschichte zu mir gekommen war. Ich weiß nicht, ob ich wirklich in den Bergen mit ihr gesprochen habe oder ob es wieder nur ein Traum war. Aber wenn sie nicht dort gewesen wäre, hätte ich die Sache durchgezogen und den Abzug gedrückt. Ich denke, dass es richtig war zurückzugehen. Ich habe so vieles falsch gemacht, aber ich glaube inzwischen, dass es nur ein weiterer Fehler gewesen wäre, mich selbst zu töten. Er hätte die anderen nicht ausgelöscht. Vermutlich hätte er noch nicht mal den Schmerz weggenommen.*

*Lange Zeit später träumte ich dann noch einmal von Anna. Ich konnte sie in der englischen Stadt sehen. Licht fiel über ihr Gesicht, dann Dunkelheit. Sie war auf dem Weg irgendwohin. Das war das letzte Mal, dass ich an England dachte. Ich habe sie hier aufgeschrieben, diese letzten Dinge, die ich sah.*



*A*nna spielte mit dem Edelstein an ihrer Halskette, während der Bus sich langsam durch die Straßen quälte. Vom Fenster aus konnte sie den Abendstern erkennen, und sie fragte sich, ob Ryan ihn auch sah. Dann drängte sie den Gedanke beiseite, und schloss die Augen.

Nicht lange danach hielt der Bus am Rand des Sportplatzes. Sie stieg langsam aus.

»Anna«, rief jemand aus der Dunkelheit. Es war die Stimme eines Jungen. Sie drehte sich um.

»Bradley«, sagte sie. »Du hast mich erschreckt.«

Grinsend kam er auf sie zu. Er gehörte zu den Freunden, an deren Namen sich Ryan, in weiter Ferne, bereits nur noch mit Mühe erinnern konnte. »Ich hab den Bus gesehen und bin runtergekommen. Ich wollte mit dir reden. Ich hab dich in den letzten paar Wochen kaum zu Gesicht bekommen.«

»Es ist diese neue Schule. Ich komme spät nach Hause.«

»Ich wohne nur ein Stockwerk über dir. Und ich habe dich vermisst – das haben wir alle.«

Sie hakte sich bei ihm unter. Bradley zündete sich eine Zigarette an, und gemeinsam gingen sie wieder auf das Gebäude zu.

»Was für eine Uniform«, sagte Bradley. »Diese Schule muss eine ganz schöne Veränderung für dich sein. Wie gefällt es dir dort?«

»Manchmal fällt es mir schwer zu glauben, dass ich tatsächlich dort bin. Wir tanzen jeden Tag vier Stunden, und du solltest die Trainingsräume sehen. Und es gibt dort neun Tanzlehrer! Aber ...«

»Aber was?« Bradley sah sie aufmerksam an. Anna zuckte seufzend die Achseln. »Das ist es, worüber ich mit dir reden wollte, Anna. Du wirkst verstört. Du wirkst verändert. Schon als wir fünf waren, hast du von nichts anderem gesprochen, als dass du eines Tages auf die Tanzakademie gehen willst. Und jetzt – ich weiß nicht – du benimmst dich seltsam.«

»Ich benehme mich nicht seltsam«, behauptete Anna ohne große Überzeugungskraft.

»Ist es wegen dieses Jungen, dieses Ryan, von dem du mir erzählt hast? Fehlt er dir?«

Schweigend gingen sie die Treppe hoch und über den Flur zu Annas Wohnung. »Ich habe mich in letzter Zeit nicht gut gefühlt, das ist alles.«

»Warst du krank?«

»Ich weiß nicht, was es ist«, sagte Anna. »Mir ist zurzeit ständig übel, und ich fühle mich irgendwie seltsam. Heute Morgen saß ich da, um meine Schuhe anzuziehen, und hätte anschließend zur Barre gehen müssen, um in die Anwesenheitsliste eingetragen zu werden. Ich wusste, dass ich dorthin musste, aber mir war so schlecht, dass ich nicht aufstehen konnte.«

Er sah sie an, kurz davor, etwas zu sagen. Aber er schluckte es runter. Anna erwiderte seinen Blick.

»Ich sollte jetzt reingehen«, meinte sie schließlich. Ohne ihm in die Augen zu sehen, sperrte sie die Tür auf

und betrat hastig die Wohnung. Bradley stand noch immer im Flur, als sie über die Diele in ihr Zimmer ging und die Tür hinter sich schloss.

»Ryan«, sagte sie leise.

Die Stille veränderte sich nicht.

Weit von ihr entfernt sah Ryan von seinem Schreibtisch auf. Mit der Hand auf dem Silberadler an seinem Hals starrte er in die Nacht hinaus. Dann ließ er ihn wieder los, beugte den Kopf über die Seite und unterschrieb mit seinem Namen: Cassius Donahue. Darüber stand: Seine Majestät, König Cassius von Malonia. Die Tinte glitzerte. Er schob den Stapel Briefe zur Seite und starrte wieder hinaus auf die Stadt.

Aldebaran hatte gesagt, dass er England schon bald vergessen haben würde – das erging jedem so, sobald er es verlassen hatte –, und England hatte für ihn schon an Schärfe verloren, so wie eine Kindheitserinnerung oder ein vertrauter Traum. Aber das war nicht dasselbe, wie zu vergessen. Er konnte nicht vergessen ...

Ich versuchte gerade, jemanden zu erwürgen. Ich konnte sein Gesicht nicht erkennen; er war bloß ein Soldat. Wir kämpften miteinander auf dem Boden, und um uns herum standen im Kreis Menschen, die ich kannte – Großmutter und Stirling, Maria und Pater Dunstan, ja, sogar Aldebaran –, und sie alle schrien mir zu aufzuhören. Und ich wollte aufhören – ich versuchte es wirklich –, aber meine Hände ließen nicht von ihm ab. Ich konnte sie nicht dazu zwingen, ihn loszulassen. Ich bemühte mich verzweifelt aufzuwachen. Ich wusste, dass, wenn es mir rechtzeitig gelingen würde, aus dem Traum aufzutauchen, ich damit verhindern konnte, dass ich ihn umbrachte.

Aber meine Augen öffneten sich ebenso wenig wie meine Hände. Ahiras Gesicht – jetzt hatte ich es ganz klar vor Augen – war ganz nah an meinem, leichenblass und leblos starrte es mich an.

Als ich endlich aufwachte, hätte ich mich vor Angst fast übergeben. Ich konnte nicht mehr einschlafen nach diesem Traum.

Ich stand auf und stellte mich ans Fenster. Am heller werdenden Himmel waren noch immer ein paar Sterne, und der Mond schimmerte schwach und fahl. Draußen war alles in Silber getaucht. Der erste Herbstfrost war in dieser Nacht gekommen, er hatte sich auf die Dächer der Stadt und in die Schatten der Häuser geschlichen. Ich stand am Fenster, bis die Sonne aufging.

Ich hatte schon viele Male denselben Traum gehabt und würde ihn noch viele Male haben. Aber ich erinnere mich, wie ich an diesem Morgen aufwachte, weil das der Tag war, an dem du zurückgekehrt bist.

Kurz nachdem es sich im Haus zu regen begann, klopfte es an der Tür. Ich hatte niemanden von unten die Treppe heraufkommen gehört; ich war in Gedanken versunken gewesen und hatte dabei vergessen, dass ich überhaupt hier war. Großmutter schlief noch, deshalb ging ich hin, um zu öffnen.

Auf der Schwelle stand ein grauer Mann. Er lächelte und sah dabei aus wie ein Totenschädel. »Leonard? Du musst Leonard sein.« Ich antwortete nicht. »Das letzte Mal, als ich dich sah, warst du kaum mehr als ein Baby.«

Ich hab dich einfach nur angesehen. Du hast ein Buch aus deiner Tasche geholt und gesagt: »Gehört das dir?«

Das Lächeln und die förmliche Begrüßung waren nur vorgespielt. Du kanntest uns. Ich starrte das Buch wortlos an. Ein schwarzes Lederbuch, nun schäbig und zerkratzt

und am Rücken mehr schlecht als recht mit Klebstoff und Stahlklammern zusammengeflickt.

»Ich habe versucht, es wieder in seinen ursprünglichen Zustand zu versetzen«, sagtest du. »Aber selbst die Erleuchteten können nicht heilen, was zerbrochen wurde.«

Ich nahm es entgegen und blätterte die Seiten um. Sie waren alle da – ein paar von ihnen jetzt verblasst, andere schmutzig und zerrissen.

»Möchtest du es zurückhaben? War es gut, dass ich es gebracht habe?«

Statt einer Antwort ließ ich dich herein. Ich hörte, dass Großmutter im Nebenzimmer aufstand. Einen Moment später kam sie, noch immer im Nachthemd, durch die Tür geeilt und murmelte auf ihre typische, gedankenversunkene Weise irgendetwas über Harold und Arthur vor sich hin. Nur dass es dieses Mal nicht am Wahnsinn lag, denn du warst wirklich da.

»Margaret«, sagtest du, und sie schlang weinend die Arme um dich. »Es ist gut. Es ist alles gut.« Aber sie wollte dich einfach nicht loslassen. »Margaret, es ist gut. Ich bin jetzt für immer zurückgekommen.«

Ich glaube, dass auch du geweint hast, aber ich bin mir nicht sicher. Ich verstehe, warum du geweint hast, Aldebaran, falls du es getan hast. Großmutter ist für dich dasselbe, was Stirling für mich war.

Als Großmutter sich viel später wieder hingelegt hatte, hast du dich wieder mir zugewandt. Ich umklammerte noch immer das Buch – ich hatte es nicht aus der Hand gelegt, seit du es mir zurückgegeben hattest. Du hast dich an den Tisch gesetzt und mich zu dir gerufen. Ich legte das Buch weg und saß dir dann unbehaglich gegenüber.

»Ich habe zu vieles verpasst«, hast du gesagt. »Ich habe dein ganzes Leben verpasst, Leo. Erzähl mir, was hier geschehen ist, während ich weg war.«

Die Stimme in meinem Kopf begann, laut zu sprechen. Aber ich antwortete nicht wirklich. Ich starrte dich einfach nur an. Dann realisierte ich, dass du diese Stimme hören konntest.

»Was ist mit dir?«, fragtest du.

Ich schüttelte den Kopf.

»Wenn du nicht sprechen willst, dann schreib. Ich will es wissen.«

Du hast mich dazu gebracht, es aufzuschreiben. Vielleicht lag es daran, dass ich mich vor dir fürchtete – ich weiß es nicht. Vielleicht hast du deine Gabe eingesetzt. Ich hasste dich damals deswegen. Jeder versuchte, mich zu retten. Anna, die mich aus den Bergen nach Hause geschickt hatte; Maria, die mich vom Boden aufgehoben hat, wenn ich weinte; selbst Großmutter versuchte es, so gut sie konnte. Und du. Warst du Die Stimme, die über die Welten zu mir gesprochen hat, die mich von Ositha zurückgebracht hat, indem sie mir Geschichten von einem anderen Land erzählte? Aldebaran, du hast mir das nie bestätigt, doch ich bin mir fast sicher, dass du es warst. Und jetzt hattest du auch noch die Königlichen Gärten nach jeder einzelnen Seite dieser Geschichte abgesehen, sie eingesammelt und wieder zusammengefügt. Du wusstest über mich Bescheid, wenn vielleicht auch nur vage. Du hast es immer getan.

»Was ist geschehen, Leo? Ich bin lange Zeit weg gewesen. Ich hätte hier sein sollen; ich tat nichts, um dir zu helfen. Und Stirling ...« Du bist dir mit der Hand über das Gesicht gefahren und hast sie dann dort gelassen.

Und da schrieb ich: *Ich habe etwas sehr Schlimmes getan. Bitte, lass es mich dir erzählen. Ich kann mit niemandem sprechen.*

Du hast mich schweigend angesehen. Ich war erschrocken über das, was ich geschrieben hatte. Ich wollte es dir nicht erzählen; ich schloss die Augen und betete, dass ich es nicht tun würde. Ich hatte dieses Geheimnis hinuntergeschluckt, und es war unwirklich geworden, weil die Tage vergangen waren und ich es niemandem erzählt hatte. Ich fürchtete mich vor dem, was geschehen würde, wenn ich irgendwem sagte, was ich getan hatte. Aber ich musste es plötzlich. Ich griff wieder nach dem Stift und schrieb.

Du hast dagesessen und hast meine Worte lange Zeit schweigend angestarrt. Dann hast du mich angesehen, und ich glaubte, dieselbe Furcht in deinen Augen zu erkennen, wie sie sich in meinen gezeigt haben muss. Du hast den Kopf geschüttelt. »Leo, ich ...« Du brachst ab und hast mir die Zeitung zurückgegeben. »Erzähl mir alles von Anfang an. Ich kann es nicht verstehen. Leo, erklär mir, warum du es getan hast.«

Ich nahm die Zeitung nicht. Stattdessen öffnete ich das Buch. Zwischen den Einträgen klafften Lücken – das war immer so gewesen –, es gab genügend Platz, um mit meiner Erklärung anzufangen. Ohne zu wissen, was ich tat, begann ich auf der ersten freien Seite zu schreiben. Ich begann mit dem, von dem ich dachte, dass damit alles angefangen hatte: mit dem Schnee. Vier Monate früher – länger war es nicht. Du hast mich beim Schreiben beobachtet. Dann, als ich nach einer Weile nicht mehr weiterwusste, legte ich das Buch weg.

»Ich hatte keine Ahnung, wie sehr du leidest«, sagtest du. »Ich war so weit von der wirklichen Welt entfernt,

dass ich kaum etwas sehen konnte. All die Kämpfe, die du und deine Großmutter durchgemacht haben, seit Stirling –«

*Es ist nicht deine Schuld*, schrieb ich auf den Rand der Zeitung. *Wir können dir keine Vorwürfe machen, weil du verbannt wurdest.*

»Ich selbst mache mir Vorwürfe. Ich war immer in einer gefährlichen Situation, bis das passierte, was sich schon seit langer Zeit angekündigt hatte. Ich hätte nie damit gerechnet, dass Margaret allein zurückbleiben würde, oder dass du ...« Du hast mich angesehen, als wäre ich dein eigener Sohn. »Wenn ich nur hier gewesen wäre ...«

Dann wollte ich nicht länger darüber reden. *Erzähl mir von dem Buch.*

Du bist zum Fenster gegangen und hast von dort aus mit mir gesprochen, ohne dich umzudrehen. »Diese Geschichten – die Geschichten, die du in das Buch geschrieben hast – waren die Dinge, die ich versuchte, dir zu zeigen. Ich war weit weg, aber ich dachte, dass es dir und Stirling gefallen würde, in ein anderes Land zu blicken. Man könnte es ein englisches Märchen nennen. Ich wollte auf diese Weise mit euch sprechen.« Du hast den Kopf geschüttelt und traurig gesagt: »Vielleicht war es nutzlos. Ich habe euch alle im Stich gelassen – ich hätte hier sein müssen. Das Einzige, was ich tun konnte, war zu versuchen, euch zu zeigen, wie mein Leben aussieht. Und ich habe dir die Worte nicht eingegeben. Die Worte sind deine eigenen.«

Ich schlug das Buch auf und sah mir die Handschrift jetzt genauer an. Es war zur Hälfte meine, zur Hälfte die von jemand anderem. So wie meine eigene vor langer Zeit, als ich noch zur Schule gegangen war, schnitt sie

tief in das Papier ein, aber gleichzeitig fiel sie nach vorne schräg ab.

»Hier«, hast du gesagt und dann selbst ein paar Worte auf den Rand der Zeitung geschrieben. Die abfallende Schrift war deine.

»Warum hast du es weggeworfen, Leo?«

Ich dachte darüber nach. *Was bedeutete mir ein englisches Märchen noch?*, schrieb ich schließlich. Ich dachte an Marias Frage. *War es real? Sind diese Dinge wirklich in England passiert?*

Du hast mit den Achseln gezuckt. »Ich weiß es nicht. Es ist schwer zu erklären. Fängt nicht alles an, wie ein Traum zu wirken, nachdem es vergangen ist?«

Ich schüttelte den Kopf. Nicht für mich. Für mich war das Vergangene noch immer hier. Es war nicht tot und verschwunden. Die Nacht, in der ich Ahira erschoss; der Moment, als ich zurückkam und Stirling so still in seinem Bett lag; Großmutter mit Schlamm auf dem Gesicht, wie sie nicht aufhören konnte, zu weinen. All diese Dinge waren real. Genau wie die Tage davor – die Tage, an denen unser Leben noch in Ordnung war. Als wir zu deinem falschen Grabstein liefen und die Sonne auf den Osten der Stadt herabschien; oder der Tag mit Maria und Stirling und dem Baby im Wohnzimmer, als wir uns überlegten, ein Picknick zu machen. Diese Dinge waren immer noch real.

Nachdem du bei Einbruch der Dunkelheit gegangen warst, griff ich wieder nach dem Buch und schrieb weiter. Du hattest mich gebeten zu erklären, und ich hatte etwas angefangen, mit dem ich nicht mehr aufhören konnte.



*M*aria geht jede Woche zur Beichte. Sie hat mir *M*einmal gesagt, dass ich auch hingehen sollte. Sie wusste nicht, was ich getan hatte, aber sie spürte, dass da etwas war. Sie hatte es immer gespürt. Ich ging nie hin, um in der dunklen Kirche zu knien und meine Sünden zu bereuen. Stattdessen schrieb ich in dieses Buch – ich schrieb, bis es zu dunkel war, und stand am nächsten Morgen wieder auf, um weiter zuschreiben. Ich schrieb sogar noch weiter, nachdem der Winter eingesetzt hatte und dann den Frühling hindurch und bis in den nächsten Sommer hinein. Jedes Mal, wenn mir der Platz ausging, blätterte ich zur nächsten leeren Seite vor. Ich las nicht, was ich geschrieben hatte. Ich machte einfach weiter. Ich zählte die Tage anhand der Worte, die ich schrieb, und lernte zu überleben.

Ich schrieb selbst dann noch weiter, nachdem du längst alle Hoffnung auf eine Erklärung aufgegeben und aufgehört hattest, mich danach zu fragen; selbst nachdem jeder akzeptiert hatte, dass ich nicht sprach. Alles fand seinen Weg in dieses Buch – die alten Zeilen, die ich Stirling vorgelesen hatte; die letzten Träume, die ich

*noch einmal aus meiner Erinnerung aufschreiben musste; mein eigenes Leben. Aldebarans Geschichte, Annas, die des Prinzen und meine.*

*Mit dem Tag, an dem du zurückgekommen bist, Aldebaran, habe ich aufgehört, an England zu denken. Am Ende hatte es keine Bedeutung mehr für mich. Ich konnte die Magie, die dieses Land früher umwoben hatte, nicht mehr finden. Die Rückkehr des Prinzen ging an mir vorbei. Wer auch immer das Land regierte, Stirling war noch immer tot – Ahira ebenso. Aber das habe ich dir nicht gesagt.*

*Die Dinge hatten sich gewandelt. Selbst wenn die Revolution für mich zu spät kam, veränderte sie trotzdem vieles. Marias Vater war von der Grenze zurückgekehrt. Sein Bein war für immer steif, und er lächelte nicht mehr, aber er ist am Leben und nicht da draußen auf diesem Friedhof in Ositha begraben. Anselm besucht nun die Herz-Jesu-Vorschule anstelle der West-Kalitzstad-Militärakademie – und auch wenn sie dort zu wenig Bücher und zu viele Einschusslöcher in den Außenmauern haben, wird er lesen und schreiben lernen und nicht, wie man eine Waffe abfeuert. Sie schlossen die Hochsicherheitschulen und schickten die Kinder, die magische Kräfte hatten, nach Hause. Wenn ich gewollt hätte, hätte ich meine magischen Fähigkeiten weiter ausbilden können. Großmutter wurde immer gebrechlicher, aber niemand kam, um sie abzuholen. Sie kann jetzt nicht mehr weit gehen, deshalb tragen wir manchmal ihren alten Schaukelstuhl runter in den Hof. Er ist noch immer ein trister Ort. Der Hof hat sich nicht verändert; nichts an diesem Haus hat sich verändert. Man sagte, dass der König nach seiner Rückkehr sämtliche Häuser mit fließendem Wasser versorgen wollte. Bisher hat er das nicht getan.*

*Aber sie haben die Königlichen Gärten geöffnet. Die Menschen, denen es leichter fällt als mir, zu leben und zu vergessen, machen dort Picknicks.*



*W*ährend ich das hier jetzt lese, erkenne ich, dass ich nicht erklärt habe, warum ich es tat. Ich habe es überhaupt nicht erklärt. Je mehr ich es versuchte, desto weniger verstand ich es. Für eine Sekunde hatte ich mir Ahiras Tod gewünscht, aber ich wollte, dass die Kugel ihr Ziel verfehlt. Wie kann ich erklären, warum ich etwas Böses getan habe? Warum ich eine Schuld auf mich geladen habe, die mein Leben für immer zerstören würde? Es gibt viele Gründe, und es gibt keinen Grund. Ich will keine Ausflüchte machen, Aldebaran. Ich habe einen Fehler begangen. Ich werde den Rest meines Lebens dafür büßen. Er wird niemals verschwinden. Wenn mir nur irgendjemand das Gewehr abgenommen hätte; wenn Ahira nur einen anderen Weg als den über die Zitadellstraße gewählt hätte –

*Aber was kann ich sonst noch sagen? Nichts.*

*Ich habe die Geschichte heute zu Ende gebracht. Sie hat mich fünf Jahre gekostet. Ich bin jetzt zwanzig. Heute habe ich zum ersten Mal wieder gesprochen, und ich hatte vor, dir das Buch zu zeigen – aber ich habe es nicht getan. Ich konnte nicht, als es so weit war. Du hast mich nicht darum gebeten. Stattdessen wolltest du, dass ich dich auf*

*die Burg begleite. Ein Ball für die Gäste des Königs, hast du als Grund genannt.*

*Ich hatte erwartet, dass ich ablehnen würde. Aber dann sagte ich plötzlich: »Ich werde mitkommen.« Meine Stimme überraschte mich. Sie war nicht mehr so, wie ich sie in Erinnerung hatte, als ich fünfzehn war.*

*Das ist es, wo ich jetzt bin. Auf der Burg. Sobald ich hier war, habe ich mir gewünscht, ich wäre nicht hergekommen. Ich habe mir nie viel aus Festen und dem Tanzen gemacht, selbst früher nicht, als ich noch wusste, wie man lächelt und lacht und spricht. Aber ich bin mitgekommen, um dir eine Freude zu machen, Aldebaran, denn es gibt noch andere Dinge im Leben als das persönliche Glück. Andere Dinge, für die es sich zu leben lohnt.*

*Also versuchte ich, in dem Saal zu stehen und mit diesen Fremden zu reden. Aber plötzlich hatte ich das Gefühl zu fallen. Ich habe mich wirklich bemüht, Aldebaran, aber ich konnte nicht. Ich dachte, ich würde in Tränen ausbrechen. Ich ging hinaus auf den Dachgarten, wo es ruhig war. Die Musik und das Licht schwappten durch die offene Tür nach draußen. Ich trat in die Dunkelheit und sah zu den Sternen hoch.*

*Sie benennen die Erleuchteten nach den Sternen, nicht wahr? All die Magiegelehrten, die einen neuen Namen annehmen, holen ihn sich von den Sternen. Aber ich war schon immer nach einem Stern benannt. Leo ist ein Stern; in England ist es sogar ein ganzes Sternbild. Als ich sie von diesem Dachgarten aus betrachtete, wusste ich nicht, welcher es war.*

*Ich erinnerte mich nun, dass ich früher immer die Aussicht von der Burg hatte sehen wollen. Es kam mir*

*absurd vor, dass ich mich daran erinnerte; dass ich mir gewünscht hatte, eine Aussicht zu sehen. Wie oft hatte ich damals daran gedacht. Aber von hier aus konnte ich jetzt den höchsten Balkon erkennen, und ich entdeckte auch die Treppe, die zu ihm hoch führte. Ich ging rüber und stieg die Stufen hinauf.*

*Als ich durch die Tür kam, stieß ich fast mit einem Mann zusammen, der einen Dolch in der Hand hielt. Der König.*

*»Verzeihung«, sagte er, und in seinen Augen war so etwas wie Furcht. »Aber diese Treppe ...«*

*»Ich wollte mir die Aussicht ansehen«, erklärte ich. Es kümmerte mich kein bisschen, dass er ein König war. Er merkte es mir an.*

*»Leonard North?«, fragte er. »Aldebarans Großneffe?« Ich nickte. Er streckte mir die Hand entgegen. »Cassius. Ich habe mir schon lange gewünscht, dich kennen zu lernen.«*

*Ich nahm sie. »König Cassius«, sagte ich.*

*Er lachte.*

*Die letzten, entschlossenen Töne einer Violine schwebten zu uns hoch, zusammen mit vereinzeltm Applaus.*

*»Du tanzt nicht?«, fragte er.*

*Ich schüttelte den Kopf.*

*»Ich auch nicht. Ich stehe lieber hier oben und betrachte die Sterne.«*

*Ich nickte und trat an die Brüstung. Man kann von dort aus alles sehen – jeden einzelnen Ort, an dem ich in meinem Leben gewesen bin. Unter mir sind die Baumwipfel eines ummauerten Dachgartens, darunter gehen die Türme in den Hof über, und darunter läuft der Burgfelsen in die Stadt aus. Ein Stück weiter wird die Stadt vom Fluss begrenzt.*

*»Dies ist auf viele Kilometer der höchstgelegene Punkt«, sagte Cassius. »Die Sterne sind hier näher.«*

*»Es heißt, dass die Sterne in England dieselben sein sollen.« Ich weiß nicht, warum ich das sagte – vielleicht dachte ich gerade an seine Geschichte in diesem alten Buch.*

*Er drehte sich zu mir und sah mich an. »Ja ... Ja, es sind exakt dieselben.« Er ließ den Blick über die Stadt schweifen. »Ich habe es immer als eine Art Zeichen gesehen. Aber vielleicht bin ich einfach nur ein unverbesserlicher Romantiker.«*

*Ich zuckte als Antwort mit den Schultern. »Die Leute erwarten das von dir. Du weißt, wie dieses Land unter Luden war.«*

*»Das weiß ich nicht. Das habe ich nie gewusst.« Er lächelte, obwohl er müde aussah. »Ich muss zugeben, dass ich das als Nachteil sehe.«*

*Wir standen noch eine Weile schweigend an der Brüstung, dann wandte er sich zum Gehen. »Glaubst du, dass sie mich vermissen werden, wenn ich eine Zeitlang verschwinde? Ich bin gegen eins zurück.«*

*Ich schüttelte den Kopf, ohne irgendetwas damit zu meinen. Dennoch drehte er sich um und war verschwunden. Ich hörte, wie seine Schritte auf der Treppe verhallten, dann war es still.*

*Einige Zeit später bist du gekommen und hast mit mir gesprochen. Ich dachte noch einmal daran, dir das Buch zu geben. Aber nachdem du gegangen warst, beschloss ich, dass ich es noch ein letztes Mal von Anfang bis Ende lesen würde. Also setzte ich mich neben die Lampe und fing an.*

*Während ich hier auf dem höchsten Balkon stehe, wird mir klar, dass vieles von dem, was ich gesagt oder gedacht habe, falsch war. Ich schlage das Buch zu. Ich*

*werde es dir jetzt nicht zeigen – noch nicht. Es ist zu kompliziert. Und da sind ein paar Dinge, die gar nicht erklärt werden müssten. Ich habe dieses Buch für dich geschrieben, Aldebaran, aber ich schrieb es, als ob es für einen Fremden wäre. Als ich mir vorstellte, dass es für dich sein würde, brachte ich kein einziges Wort zu Papier. Und ich habe Angst davor, es dir zu zeigen, weil du der einzige Verwandte bist, den wir noch haben, und ich will nicht, dass du schlecht über mich denkst. Ich hoffe, dass du das verstehen wirst, wenn du es eines Tages liest.*

*Ich habe gesagt, dass Stirlings Leben wie ein Buch wäre – ein Buch, dessen Geschichte mittendrin abbricht. Aber vielleicht ist sie gar nicht abgebrochen. Vielleicht hat er nur die Seiten bis zum nächsten Kapitel übersprungen. Das ist es, was ich heute denke. Denn wie könnte das das Ende sein? Selbst in dieser Welt ist er nicht vollkommen verschwunden.*

*Das hier soll der Schluss werden, Aldebaran. Ich werde alles in das Buch schreiben – alles, woran ich beim Lesen gedacht habe –, und eines Tages werde ich es dir geben. Wie würdest du meine Geschichte wohl sehen? Ist es eine mit glücklichem Ende oder eine Tragödie? Die traurigen Enden sind die wirklichen Enden, da, wo alles aufhört und das Nichts wie Schimmel über alles kriecht, was einmal schön gewesen ist. Die glücklichen Enden sind überhaupt keine Enden, sondern Anfänge – die Anfänge von etwas Besserem als dem, was zuvor gewesen ist. Und das hier ist beides, weil es nämlich kein Buch ist, es ist mein Leben. Ich kann nicht sagen, dass mein Leben nicht traurig wäre. Ich werde auch weiterhin weinen. Ich werde mir auch weiterhin wünschen, woanders zu sein. Manchmal werde ich noch immer die Tage zählen. Nur dass ich jetzt den Willen habe weiterzumachen. Ich*

möchte, dass Stirling auf den Bruder herunterblickt, den er kannte. Auf denselben Leo – was auch immer geschehen ist –, den er zurückgelassen hat.

Und ich sehe zum Himmel hinauf; zum weiten Himmel und den fernen, silbernen Sternen. Ich kann jetzt den Stern entdecken, den sie Leo nennen – ich sehe ihn ganz deutlich. Es ist der, der am hellsten von allen funkelt. Das ist es, was ich eine Sekunde lang denke.

Im Osten geht die Sonne auf, und die Gäste sind inzwischen heimgegangen. Ein Dienstmädchen sammelt die Gläser auf dem Dachgarten ein, und das leise Klirren ist das einzige Geräusch. Wolken wälzen sich über den Horizont, und der Balkon wird von ihren Schatten verdüstert. Ich kann kaum von ihnen erwarten, dass sie nicht über mich hinwegziehen. Aber vielleicht muss man sich einfach damit abfinden, dass sie das immer tun werden.

Ich habe behauptet, dass das Klirren der Gläser das einzige Geräusch wäre, aber da ist auch noch ein kleiner Vogel. Er sitzt nicht weit entfernt zwitschernd auf der Brüstung. Er zwitschert schon seit einiger Zeit, aber ich habe es nicht bemerkt. Ich denke, dass er mir erst aufgefallen wäre, wenn er aufgehört hätte. Ich strecke die Hand aus, um ihn zu berühren, doch er fliegt weg, bevor ich es tun kann. Aber erst in allerletzter Sekunde, und er fliegt auch nicht weit.

Mir gehen viele Dinge im Kopf herum, und einige ergeben keinen Sinn, doch das bedeutet nicht, dass ich den Verstand verliere. Ich bin nicht mehr so glücklich wie früher. Aber glücklich zu sein, ist nicht alles. Die Sterne verblassen langsam. Ich weiß jetzt, welcher Leo ist. Erst vor ein paar Stunden habe ich daran gedacht, dass es gewisse Dinge gibt, die man einfach weiß. Man kann sie nicht beweisen. Vielleicht macht einen gerade die Unge-

wissheit umso sicherer. Und Beweise sind etwas, das die Menschen erschaffen haben, aber es ist leicht und natürlich, manches einfach in seinem Herzen zu wissen.

Ich hatte außerdem gedacht, dass es keine Magie in der Welt gäbe. Aber jetzt denke ich, dass die Magie vielleicht einfach nicht mehr so leicht zu finden ist wie damals, als Stirling noch am Leben und Ahira bloß ein Gesicht in der Zeitung war. Manchmal bekomme ich sie kurz zu sehen. In Momenten wie diesen erhasche ich einen flüchtigen Blick darauf. Nur für eine Sekunde.

Ich denke darüber nach, ob die Magie in der Schönheit oder der Wahrheit zu finden ist. Oder in dem Gesang des kleinen Vogels. Oder in der Zufriedenheit. Oder vielleicht in der Liebe. In irgendeinem dieser ungreifbaren Dinge. Ich denke darüber nach, während ich die Treppe hinuntergehe. Ich denke darüber nach, während ich durch die verlassenenen Straßen gehe. Ich denke darüber nach, als ich die Kirche betrete. Ich falle auf die Knie und bete. »Vergib mir, Ahira.«

Vielleicht ist es dumm von mir, aber ich bilde mir ein, dass er es tut.

Als ich in die trostlose Wohnung zurückkehre, spüre ich, wie die Magie wieder davonschlüpft. Ich wische ein paar Staubflöckchen von Stirlings Mantel. Es ist komisch, denn dieser Mantel hat die Größe für einen Achtjährigen, aber mein Bruder wäre jetzt dreizehn. Doch in Wirklichkeit ist Stirling über dieses Alter hinausgewachsen. Er ist über den Mantel hinausgewachsen. Er ist nicht mehr in dieser Dimension. Er ist über all die Zählen hinausgewachsen, mit denen wir die Dinge bemessen, um geistig gesund zu bleiben.

Der Regen fällt in stählernen Tropfen. Ich öffne das Fenster und beobachte ihn. Plötzlich erkenne ich, dass

*die Magie in all den Dingen ist, die ich genannt habe, aber da ist noch etwas. Der Himmel ist Magie. Das zu erklären liegt jenseits aller Worte. Früher dachte ich, dass ›jenseits‹ weit entfernt bedeutet. Unerreichbar. Aber das stimmt nicht. Es ist auf der anderen Seite eines Bachs, über den man hinwegspringen kann, oder durch eine Tür hindurch. Das ist alles, was ›jenseits‹ bedeutet. Es ist nur ein Ausdruck – so wie Magie oder Wahnsinn. Mehr nicht.*

*Der Himmel ist nämlich nicht hoch über uns, jenseits der Sterne. Er ist überall, und er ist ganz nah; er ist überall um uns herum, in einer anderen Dimension. Und an manchen Stellen gibt die Barriere nach.*



*Eine Frau sitzt, den Kopf auf die Hand gestützt, an ihrem Frisiertisch. Sie starrt in den Spiegel, in ihre eigenen blauen Augen; auf die müden Schwellungen unter ihnen und auf ihre Stirn, die schon die ersten Fältchen zeigt. Dann windet sie die Finger in ihre Halskette und betrachtet das sanfte Funkeln des einzelnen Edelsteins.*

*Ein Junge kommt ins Zimmer gerannt und streckt ihr die Arme entgegen. Anna hebt ihn auf ihr Knie.*

*»Du hast heute Abend wunderschön getanzt«, sagt er, während er zu ihr hochsieht.*

*»Findest du das wirklich, Ashley, mein Engel?«*

*»Ja.« Sein Gesicht ist ernst. »Du bist die beste Tänzerin auf der ganzen Welt.« Sie lacht. Dann hält er ihr eine Zeitung hin. »Großmutter hat es mir vorgelesen. Sie hat gesagt, dass ich es dir zeigen soll. Du bist in der Zeitung, Mama!«*

*Es ist nur der Gemeindebote, aber das kann er nicht wissen. Anna nimmt ihn und liest die Schlagzeile. »Lokale Berühmtheit«*

*»Das bist du.« Ashley grinst sie an.*

Sie folgt den Zeilen mit dem Finger, während sie liest.  
»Nach der Wiederholungsvorstellung am Samstag plant Miss Ariana Devere nun, mit dem Königlichen Ballett auf Tournee zu gehen.« Bevor ihr ein Lachen entschlüpfen kann, seufzt Anna.

Ashley sieht zu ihr hoch. Er hat die Augen seines Vaters, denkt sie. Es ist für sie zur Gewohnheit geworden, das zu denken, deshalb bemerkt sie es kaum noch.

»Mama, können wir einen Spaziergang machen?«, fragt der Junge.

»Es ist spät! Du solltest längst im Bett sein, Ash.«

»Ich bin aber nicht müde.«

»Du wirst morgen nicht früh genug aus den Federn kommen, wenn du heute Abend lange aufbleibst«, warnt sie ihn.

»Ich will morgen nicht früh aufstehen. Ich will spazieren gehen.«

»Nein. Es ist zu spät.«

»Bitte.«

Sie schließt die Augen. »Also gut, ein kurzer Spaziergang. Wohin willst du gehen?«

»Zu den Steinen, oben auf dem Hügel.«

»In Ordnung. Das dauert nicht lang.«

»Weißt du, früher wollte ich Tänzerin werden«, sagt sie beim Gehen.

»Du bist eine Tänzerin!«

»Nein – das mache ich nur zum Spaß. Aber früher habe ich geglaubt, dass ich einmal eine berühmte Tänzerin sein würde. Ein paar Wochen lang habe ich sogar die Tanzakademie besucht.«

»Du könntest berühmt werden, so wie sie in der Zeitung schreiben.«

»Das ist ein Scherz«, erklärt sie. »Sie schreiben das nur, weil die Menschen nicht erwartet hätten, dass ich gut tanzen kann – denn schließlich arbeite ich in einem Hotel. Und weil alle diesen Talentwettbewerb so schrecklich ernst nehmen.«

»Ich verstehe das nicht. Du kannst gut tanzen. Du hast sogar gewonnen. Du könntest eine berühmte Tänzerin sein. Du bist gut.«

»Nicht gut genug ...«

»Warum übst du nicht, bis du gut genug bist und wirst dann eine berühmte Tänzerin?«, wollte Ashley wissen.

»Mir fehlt die Zeit.«

»Onkel Bradley sagt, du solltest das machen. Er hat es gestern am Telefon gesagt. Er sagt, dass du die Zeit dafür schon finden wirst.«

»Onkel Bradley sagt eine Menge Dinge, die er besser nicht sagen sollte.«

»Wie kann man eigentlich Zeit finden?«, fragte der Junge ernst. »Wie kann man sie verlieren? Das ergibt keinen Sinn.«

»Du weißt, dass Onkel Bradley manchmal eine Menge Unfug redet. Am besten hört man gar nicht hin.«

Danach läuft er schweigend neben ihr her und sieht dabei immer wieder zu ihr hoch, um festzustellen, ob dieses Stirnrunzeln von ihrem Gesicht verschwunden ist.

Die Dämmerung bricht gerade herein, als sie Hand in Hand die Spitze des Hügels erreichen. Anna dreht sich um und sieht nach unten zu den hell erleuchteten Häusern. Wie eine Nebeldecke liegt die Stille über das Tal gebreitet, aber sie befinden sich oberhalb davon auf dem Hügel, und überall um sie herum sind ruhelose Geräusche, während die Nacht sich heranschleicht. Sie steht

reglos da, mit Ashley an ihrer Seite. Die am weitesten entfernten Lichter sind die Fenster des Lakebank Hotels, das Monica gehört, und die dunkle Hügelkuppe darüber ist der Ort, wo die alte Kapelle steht. Der helle Streifen, der den Mond reflektiert, ist alles, was man von hier aus von dem See erkennen kann.

Als sie sich dem Steinkreis zuwenden, sehen sie beide die Veränderung an den Steinen. Da, wo zuvor eine Lücke gewesen war, steht jetzt ein weiterer Stein. Mit einem Mal bewegt er sich, und sie erkennen, dass es in Wirklichkeit ein Mann ist, der mit dem Rücken zu ihnen ein Stück abseits steht.

Ein hoch gewachsener Mann mit bereits schütter werdendem Haar, der dort im Schatten zwischen zwei Steinen steht, damit ihn das Mondlicht nicht erreichen kann. Ashley umklammert Annas Hand und drückt sich enger an sie. Sie haben beide Angst davor, in den Steinkreis zu treten, so als wäre er verzaubert.

Irgendein kleines Geräusch lässt den Mann sich umdrehen. Anna steht nur da und sieht ihn an, und er sieht sie an.

Wann immer Anna sich vorgestellt hatte, was geschehen würde, falls sie sich wiedersahen, hatte sie sich ausgemalt, wie sie es ihm sagte. Über die Jahre hatte sie vieles erdulden müssen; die Schande, die Schmerzen, die Enttäuschung. Wie sie versucht hatte, sich durch das erste Semester an der Tanzakademie zu kämpfen, während die Übelkeit immer schlimmer wurde – oder als sie dann gehen musste; das war vielleicht das Schlimmste gewesen. Dann all die Menschen, denen sie es sagen musste, und das, was sie daraufhin zu ihr sagten, sodass sie anschließend lieber zu Hause blieb, als sich weiterhin irgendwel-

chen Blicken und Bemerkungen auszusetzen. Allein zu den Untersuchungen im Krankenhaus zu gehen und die Geburt allein durchzustehen, während er vollkommen ahnungslos irgendwo anders war. All die Freunde, die erst weggingen und später fröhlich zurückkamen, um Anna von ihren Hochzeiten und neuen Häusern zu erzählen, während sie das Baby auf ihrem Knie wippte. Und natürlich das Tanzen – die Mädchen, die sie während des ersten Semesters an der Tanzakademie kennen gelernt hatte, und das, was sie jetzt taten – die Shows, in denen sie auftraten; die Schulen, an denen sie unterrichteten.

Und dann die Träume, die sie noch immer hatte, so als wäre sie nicht für immer aus dieser Welt ausgeschlossen.

Ihr hatte nur das Glück gefehlt. Sie hätte ihre Träume verwirklichen können. Wenn sie es nicht hätte tun können, hätte sie nie die Chance bekommen, es zu versuchen. Sie hatte das Talent gehabt, die Entschlossenheit und den richtigen Einstieg. Alles, nur nicht das nötige Glück. Und was sie am allerwenigsten ertragen kann, ist, dass er es nie erfahren hat. Sie hat es sich viele Male vorgestellt, wie sie hier stehen und es ihm sagen und ihn zwingen würde zuzuhören.

Er sieht aus, als ob er auch etwas sagen will. Doch am Ende sagt keiner etwas.

Ryan tritt vor und streckt ihr die Hand entgegen. Sie nimmt sie schweigend. »Ich bin nie hierher zurückgekehrt. Ich wollte zurückkommen, aber dann fing ich an, England zu vergessen. Anna, wir hätten uns nicht auf diese Weise trennen dürfen.«

»Wir hätten zusammenbleiben sollen.« Sie drückt seine Hand fester. »Bist du tatsächlich hier? Ist es die Wirklichkeit oder nur ein Traum?«

In Ryans Augen schimmern Tränen, und er sieht weg,

*bevor sie fallen. Erst jetzt scheint er Ashley zu bemerken, der sie vom Rand des Steinkreises aus beobachtet und selbst mit den Tränen kämpft, weil er das alles nicht versteht. Ryan überquert die freie Grasfläche, kniet sich hin und sieht ihm ins Gesicht.*

*Anna legt eine Hand auf Ashleys Schulter. »Ryan, das ist ...«*

*Er hebt die Hand, und sie verstummt. Plötzlich sieht er es an den Augen des Jungen. Dunkel und stolz, trotz seiner verängstigten Tränen; starke Augen, wie seine eigenen. Die Augen eines Königs.*

*Es fällt mir schwer, das Buch zu schließen, aber ich werde es tun. Und es wird schwer sein, es dich lesen zu lassen, aber ich werde es tun. Und vielleicht, Aldebaran, wirst du es für eine traurige Geschichte halten. Aber das ist sie nicht – das ist sie wirklich nicht. Sie handelt von meinem Leben. Jedes Leben ist traurig. Jeder Mensch weint. Jeder Mensch hat manchmal das Gefühl zu fallen. Doch am Ende lernen wir zu überleben.*




**CATHERINE BANNER** begann bereits im Alter von vierzehn Jahren – nach Schulabschluss und während der Ferien –, ihren Debütroman »Das Lied von Malonia« zu schreiben. 2006 war eine Aufnahme von der jungen Autorin in der National Portrait Gallery in London zu sehen – das Thema der Ausstellung: die aufregendsten Nachwuchstalente Großbritanniens. Catherine Banner lebt in England und schreibt zurzeit an den Folgebänden ihrer Malonia-Trilogie.

ISBN 978-3-7645-3000-6



9 783764 530006

Umschlaggestaltung:  
© Hildendesign, München | [www.hildendesign.de](http://www.hildendesign.de)  
unter Verwendung einer Illustration von  
Juan Siquier | [www.juansiquier.com](http://www.juansiquier.com)  
Autorenfoto: © Simon Trewin



Dieser Fund wird mein  
Leben verändern ...

Ein geheimnisvolles Buch verrät  
mir, wohin der Prinz von Malonia  
verbannt wurde: in ein Reich  
namens England, das durch eine  
magische Pforte von uns getrennt  
ist. Doch wird Prinz Ryan in  
der Stunde der Not zu seinem  
Volk zurückkehren – auch wenn  
er dafür die Frau verlassen muss,  
die er mehr liebt als das Leben?

Ich heiße Leo North,  
und dies ist mein Buch.